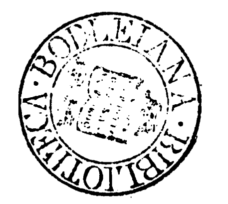


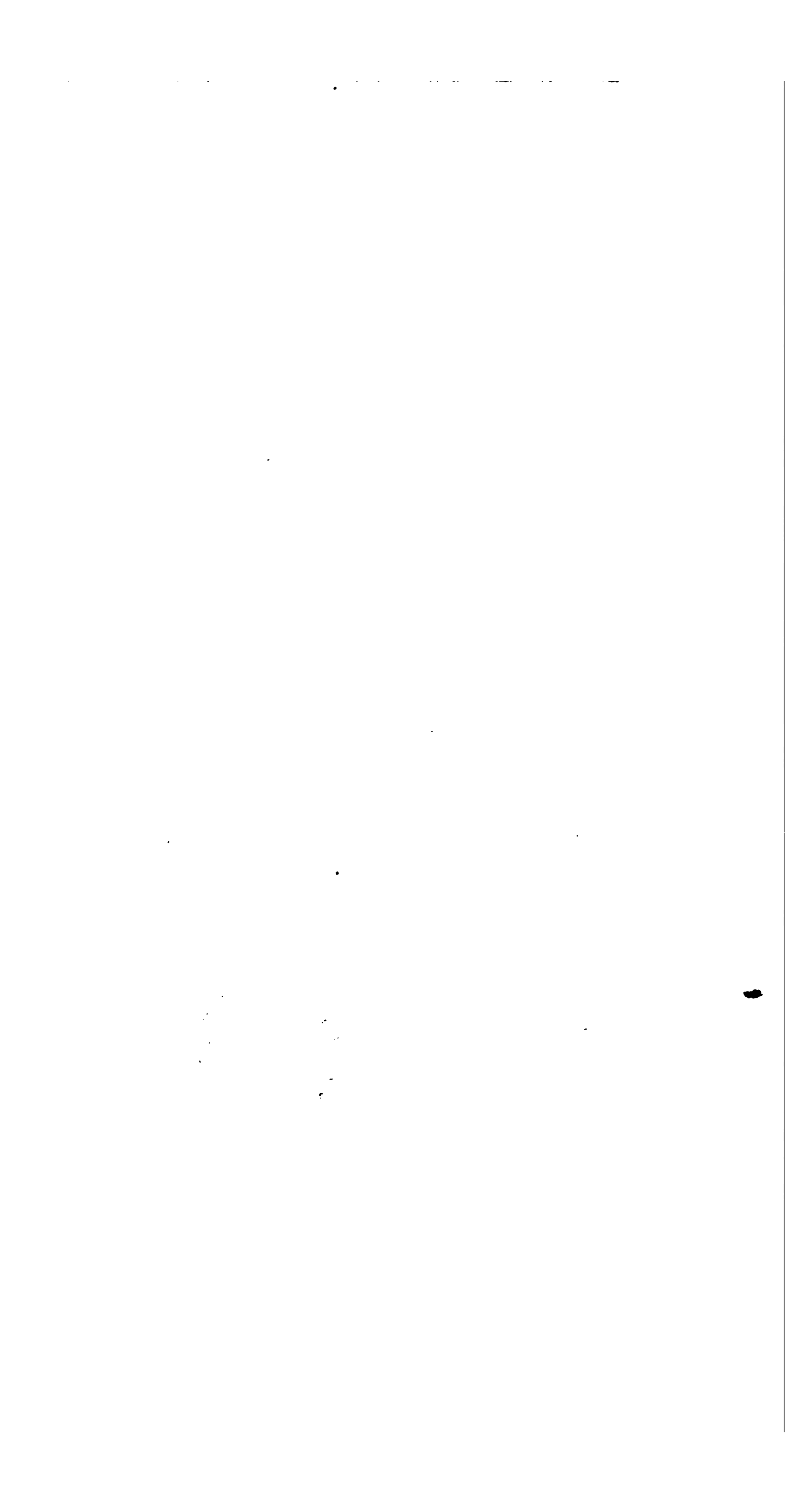




Georg Wilhelm Keßler.







Leben

des

königlich preußischen Wirklichen Geheimen Rathes

Georg Wilhelm Keßler,

Biographen Ernst Ludwig Heim's.

Aus

seinen hinterlassenen Papieren.

Mit Keßler's Bildniß.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1853.

Vorwort.

„Wenn man nicht mit Unrecht die Weltgeschichte das tiefsinnigste und erhebendste Gedicht nennt, so darf man auch behaupten, daß die treue Lebensbeschreibung eines nicht ganz gewöhnlichen Menschen, welchem die Vorsehung die volle Entwickelung seiner natürlichen Gaben auf Erden vergönnte, nicht blos die mannichfaltigste Belehrung gewähre, sondern einen eigenthümlichen Reiz in sich trage, der dem besten Roman und jeder Dichtung abgeht. In dem Verfolge, in der Anschauung des wirklichen Lebenslaufs bedarf es keiner täuschenden Vermittelung der Phantasie; die Handlung, der Charakter liegen klar vor Augen und befriedigen die Wahrheitsliebe des Lesers."

Diese Worte, mit denen Georg Wilhelm Keßler die Vorrede zur Lebensgeschichte seines Schwiegervaters Ernst Ludwig Heim begann, finden auch Anwendung zu dem Vorworte seiner eigenen, denn wie Heim, so war auch er kein gewöhnlicher Mensch. Zwar nicht wie Heim die kindlich-heitere, „stets in Gott vergnügte Natur", da-

gegen aber ein Mann, wie sie heutzutage immer seltener werden, sich durch die gegebenen Verhältnisse unserer Zeit nicht mehr frei entwickeln und aus sich selbst zu kraftvoller Entschiedenheit heranbilden können.

Die Ueberzeugung, daß alle Die, welche Keßler'n in geschäftlicher oder geselliger Beziehung jemals näher gestanden, ja auch Die, welche sich durch seine Schriften angezogen fühlten, sich für ihn selbst und seine Schicksale interessiren werden, veranlaßt uns, dessen Lebensschilderung, welche anfangs nur für den engern Kreis seiner Freunde bestimmt war, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Indem wir an die Leser die Bitte richten, der Arbeit Nachsicht zu schenken, ersuchen wir sie zugleich, da, wo sich vielleicht geschichtliche Lücken oder gar Irrungen finden möchten, rücksichtsvoll zu erwägen, daß das Manuscript in abgeschiedener Einsamkeit, im Norden von England, also fern von jeglichem berichtigenden Beistande, ausgearbeitet wurde.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Jugendjahre.

Georg Wilhelm Keßler, dessen Leben und Schicksale wir mit Hülfe seiner hinterlassenen Papiere so viel als möglich wortgetreu darzustellen versuchen, ward geboren am 24. März 1782, in dem Dorfe Herpf, welches im sachsen-meiningenschen Antheil der Grafschaft Henneberg liegt. Sein Vater Johann Martin Keßler war Pfarrer des Orts und verheirathet mit Karoline geb. Arnold, deren Vater Consistorialsecretär in Meiningen war, woselbst sie Keßler, während seiner Stellung als Pagenhofmeister am herzoglichen Hofe zu Meiningen, hatte kennen und verehren gelernt.

Georg Wilhelm war der zweite Sohn aus dieser Ehr. Zwei Jahre vor ihm war Johann Georg Friedrich (spätee Pastor zu Werdohl in Westfalen) geboren und nach ihm noch zwei Töchter.

Das freundliche Dorf, in welchem diese in jeglicher Hinsicht glückliche Familie lebte, schildern wir am besten durch die eigenen Worte Georg Wilhelm's, die wir aus einer Autobiographie entnehmen, welche er wenige Wochen vor seinem Hinscheiden zu schreiben begann, leider aber durch Krankheit an deren Fortsetzung verhindert wurde.

„Herpf, dieses am Fuße der Hohen-Geba, eines von der Rhön gegen den Thüringerwald zu vorgeschobenen Basaltberges liegende Dorf, ist eine Meile von der Stadt Meiningen entfernt, regelmäßig gebaut, mit Mauern, die zugleich die Höfe und Gärten begrenzen, umschlossen, hat zwei Thore und eine große schöne Kirche mit wohltönenden Glocken im hohen Thurme. Der seit

undenklichen Zeiten bewundernswürdige, gleichmäßig gehaltene Wohlstand der Bauern des Ortes, beruht wesentlich auf folgenden Punkten. Nie herrschte und lebte ein Gutsherr im Dorfe. Justiz- und Rentamt wurde von dem entfernteren Amte Masfeld verwaltet. Lediglich durch Gewohnheit, ohne gesetzliche Einmischung, sind die bei jedem Bauerhofe bewirthschafteten Grundstücke stets mit den zur Wohnstelle gehörigen Gebäulichkeiten in Uebereinstimmung gehalten worden. Außer den Bauerhöfen, den drei Mühlen und der Pfarrwohnung, befindet sich in Herpf nur noch eine anständige Wohnung mit Garten in der Mitte des Dorfes, welche, gemeiniglich von einer Pfarrwitwe, miethweise benutzt wird.

Am Rande des Dorfes haben sich mehre unentbehrliche Handwerker mit Haus und Garten spärlich angesiedelt, doch ohne Antheil an der schönen Waldung im Besitz der Gemeinde. Die Hintersiedler stehen, wie leicht zu erachten, altdeutscher Sitte gemäß, den alten Bauernfamilien so schroff gegenüber als irgendwo der Bürgerliche dem alten Adel. Ohne Einmischung von Gesetz noch Regierung sorgen die Familien Hülperf, Henneberger, Gerlach, Schade rc. dafür, daß sich Sohn und Tochter auf einem seit Jahrhunderten bestandenen Hofe zusammenfinden. Kaum möchte sich ein ähnliches Beispiel von der Gewalt conservativer Grundsätze unter einer deutschen Bauerngemeinde nachweisen lassen. In sittlicher Beziehung halte ich es für ein wichtiges Moment, daß, so weit ich zurückdenken kann, jeder Hof nur mit zwei paar kräftigen jungen Ochsen bestellt wird. Pferde hält kein solider Wirth, um die Söhne nicht durch Reiterei zu Abwegen und mancherlei Ausschweifungen zu verleiten. Einer der gedachten Bauern studirte in den Winterabenden Geometrie und Algebra. Er lieferte Aufsätze über historische und andere Denkwürdigkeiten seines Dorfes, die fast unverändert gedruckt werden konnten. Ein anderer verfertigte Claviere, die bis Hamburg und weiter Absatz fanden, und beide Männer haben ihre Gemeinden nie verlassen." rc.

Pfarrer Keßler, der neben dem Talent, ein geschickter Kanzelredner zu sein, auch die gründlichste Bildung und Kenntnisse in

allen wissenschaftlichen Fächern besaß, vereinte mit diesen Vorzügen die edelste Bescheidenheit und echte Frömmigkeit eines Geistlichen, sodaß er als Muster seines Standes dienen konnte. Er erkannte die Nothwendigkeit, und übte sie sofort aus, daß ein Pfarrer auf dem Lande, nicht allein der Seelsorger seiner Gemeine, sondern auch ihr Rath und Beistand in ihren häuslichen und weltlichen Angelegenheiten, der wahre Pastor (Hirte) seiner Heerde sein müsse. Er wurde allgemein geliebt und verehrt. Nicht minder seine Gattin, die durch ihre Sanftmuth und Milde, ihre Bereitwilligkeit, Hülfe zu leisten, wo sie irgend Jemand beistehen konnte, wie auch durch die strenge Pflichterfüllung aller ihrer Obliegenheiten das gefeierte Vorbild aller Frauen und Töchter der Gemeine war.

Unter so trefflicher Aufsicht und Leitung genoß Georg die ersten Jahre seiner Kindheit, wo er mit seinem Bruder Friedrich uneingeschränkt im Garten, auf den Wiesen und im nahen Walde sein Wesen treiben durfte, in ungetrübter Fröhlichkeit. Spielend lernten die Knaben manches fürs ganze Leben Nützliche, Pflanzen, Gräser, Holzarten und dergleichen kennen, die Vögel im Wald, in ihrem Flug und Gesang unterscheiden. Dabei empfingen sie frühzeitig von den Aeltern den ersten Elementarunterricht.

Nachdem Friedrich kaum sieben, Georg fünf Jahre alt war, und die Mutter einem neuen Zuwachs ihrer Familie entgegensah, erkrankte der Vater an einer Lungenentzündung, die nach fünfzehnwöchentlichem Leiden seinem Leben, im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters und im zehnten seiner Amtsführung und glücklichen Ehe, ein Ende machte. Georg Keßler sagt darüber: „Die Trauer meiner Mutter während der Krankheit meines Vaters war über alle Beschreibung; noch schwebt mir deutlich vor, wie ich eines Abends munter herumsprang, da weinte meine Mutter und sagte zu ihrer Schwester, die zugegen war, wie doch die Kinder nichts ahnen von dem drohenden Unglück. Diese jüngste Schwester meiner Mutter, war vornehmlich unsere Pflegerin während der Krankheit des Vaters, wo die Mutter stets um ihn war und wir nur selten an sein Bett gelassen wurden. Seine Leiche stand unten der

Wohnstube gegenüber, und ich weiß, daß mich ihr Anblick sehr erschreckte."

Zwölf Bauern, die Vertrautesten aus der Gemeine, wachten abwechselnd bei dem Kranken und trugen ihn dann auch zu Grabe. Sie erhielten zum Andenken Bücher, Gellert's Lieder und Erbauungsschriften aus der Bibliothek des Entschlafenen, die noch bis heute als Heiligthümer in den Familien aufbewahrt werden. Die Nachbarfrauen standen in den schweren Tagen der tiefgebeugten Witwe tröstend zur Seite, eine derselben, Frau Schade, die wohlhabend und ohne Kinder war, sicherte ihr zur Unterstützung der Söhne Fritz und Georg, für die Zeit, wo sie die Universität beziehen würden, jedem ein Legat von 100 Gulden frk. zu. Trotz all dieser Beweise von Liebe, verging die gute Frau doch fast vor Jammer. Fritz, der im Lesen der Bibel schon gut bewandert war, holte einst, als er die Mutter wieder in Thränen sah, die Bibel herbei, um sie daraus zu trösten. Er schlug die Stelle auf: „Und des Gerechten Samen soll nicht nach Brot gehen", die er ihr feierlich vorlas.

In der Gemeine lebte das Andenken an ihren treuen Freund und Berather fort und steigerte von Tag zu Tag das Interesse für dessen Hinterbliebene. Die verwaisten Kinder hielten die Erinnerung an ihren Vater fest, indem sie dessen Amtsthätigkeit in ihre Kinderspiele übertrugen. Fritz, der geborene Pastor, der er später mit Leib und Seele wurde, baute sich öfter mit Stühlen eine Kanzel an das Fenster, bestieg dieselbe, öffnete das Fenster mit Andacht und predigte dann hinaus in die Welt, in der er sich seine Zuhörer dachte, Alles was er von Kirchenliedern und Bibelsprüchen gehört und behalten hatte. Georg versah dabei den Küsterdienst mit Zu- und Abtragen der Bibel und Gebetbücher. Die Arbeiter in den nahen Wirthsschaftsgebäuden legten dann meist ihre Werkzeuge nieder, falteten die Hände und vergossen Thränen.

Kurz nach des Vaters Tode bekamen die vier Kinder zugleich die natürlichen Pocken, an denen sie alle und besonders Georg viel litten. Um ihn sein Leiden einigermaßen vergessen

zu machen, schnitt ihm seine Mutter Figuren von Karten aus, welche er nach seiner Genesung nachzubilden suchte; er brachte es in dieser Kunst zu einer gewissen Fertigkeit, die nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine Schicksale blieb. Nachdem auch dieses häusliche Ungemach unter dem treuen Beistande der braven Nachbarinnen überstanden war, gebar im dritten Monat nach des Gatten Tode die trauernde Witwe ihren jüngsten Sohn, Anton.

Nach Ablauf des sogenannten Gnadenhalbjahrs verließ die Familie die Pfarrwohnung und bezog das erwähnte, eben leer stehende Haus in der Mitte des Dorfes. Dieses bestand aus zwei Stockwerken, hatte daneben einen Garten und Stallung für zwei Kühe, wofür nur 5 Gulden frk. jährliche Miethe gezahlt wurden. In dieser Wohnung blieb die verwaiste Familie zwei Jahre lang, während welcher die guten Einwohner des Dorfes die trauernde Witwe wahrhaft auf den Händen trugen. Hatte sie auch schweren Kummer und besonders Sorge um die fernere Erziehung ihrer Kinder, so hatte sie doch auch die Freude, deren gesunde leibliche und geistige Entwickelung vorschreiten zu sehen. Zu ihrer Erheiterung trug auch der öftere Besuch ihrer verheiratheten Schwestern aus der Stadt bei, von denen besonders die jüngste, an den Advocaten Hofrath Heim (Bruder des Berliner Geheimen Raths Heim) verheirathet, sammt ihrem Gatten Alles aufbot, die Trauernde zu trösten und zu ermuthigen. Selbst ohne Kinder, versprachen sie, im Nothfall Vater- und Mutterstelle an den Verwaisten zu vertreten. Hofrath Heim wurde Vormund sämmtlicher Kinder. Die Knaben gingen in die Dorfschule. Da indeß der Unterricht daselbst mangelhaft befunden wurde, ward die Einrichtung getroffen, daß sie wöchentlich vier mal nach dem Dorfe Seba $1/4$ Meile weit zum Schulmeister Heil gehen mußten, um bei diesem Privatstunde im Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik zu nehmen, außerdem aber noch Mittwochs und Sonnabends nach Solz zum Pfarrer Heim (Bruder des Vormundes), um Geographie zu lernen, da dieser, als seltenes Stück, einen großen Atlas besaß. Keßler sagt: „Dahin zogen wir gern, denn es ging uns daselbst herrlich. Wir wurden zu Mittag behalten, wo es

treffliche Hüdes (Mehlklöse mit Obst gekocht) zu speisen gab; und wenn wir die Lection gut bestanden hatten, wurde uns die schöne Standuhr (Geschenk des Berliner Bruders) gezeigt. Fast mehr wurde jedoch unsere Aufmerksamkeit erregt durch einen gleichfalls aus Berlin erhaltenen Pfeifenstopfer von Porzellan, ein zierliches über dem Knie abgelöstes Frauenbein darstellend, an welchem sich unweit des Strumpfbandes ein Floh angesaugt hatte."

Der Nachfolger Keßler's im Pfarramte machte mit den Knaben einen Anfang im Lateinischen. Fritz wurde bald wegen seiner Fortschritte belobt, doch mit Georg ging es schwach; die Drohung des Pfarrers, ihm eine Brille aufsetzen zu müssen, damit er besser lese, versetzte den armen Knaben in die größte Angst. Doch scheinen seine Fähigkeiten, besonders was das Gedächtniß betrifft, keineswegs gering gewesen zu sein, da er „eines wichtigen Actes in der Kirche zu Herpf" erwähnt, „seines ersten, sogenannten Aufsagens." Zwei Knaben treten vor den Altar, um, nach einer anständigen Verbeugung, der andächtigen Gemeine ein Hauptstück aus dem Lutherischen Katechismus in Frage und Antwort vorzutragen. Keßler, als dem Jüngsten, er war sechs Jahre alt, fielen die Antworten zu. Er meint selbst: „Ich muß doch leidlich bestanden sein, denn meine Mutter schenkte mir, nach dem allgemeinen Gebrauch dort, einen Dukaten, den sie wohl von der guten Tante Heim, oder meinem Pathen, Herrn Georg Wilhelm Holdefreund, Bürgermeister in Meiningen, zu diesem Zweck erhalten haben mochte."

Wegen der Erziehung der Knaben wurde indeß bald bemerklich, daß ein regelmäßiger und gründlicher Unterricht diesem Herumschweifen mehr vorzuziehen sei und wirklich noththue. Hofrath Heim erwarb deshalb aus dem geringen Vermögen der Witwe ein kleines Haus in der Stadt in der Burggasse, ließ dieses zweckmäßig in Stand setzen, sodaß der obere Stock mit den aus der Herpfer geräumigen Pfarrwohnung mitgebrachten Mobilien eine anständige Wohnung für einzelne Miether abgab und der Witwe durch eine baare Einnahme, eine bedeutende Aushülfe gewährte.

Als erster Miether wohnte ein Maler im Hause, ein Engländer, welchen der Herzog nach Meiningen gezogen hatte. Dieser gab Georg aus freiem Antrieb Unterricht im Zeichnen. Später bezog der aus Braunschweig berufene Hofküchenmeister Knopf jene Wohnung. Knopf war Schriftsteller, sein Kochbuch ist anerkannt nicht nur das beste, sondern auch sinnreichste. Dieser durchsah Georg's deutsche Aufsätze, bevor er sie in der Schule abgab. „Nichts," sagt er selbst, „ist mir so schwer geworden als die Rechtschreibung der Muttersprache." Sehr natürlich, da die Aussprache des Franken oft ganz entgegengesetzt von den geschriebenen Worten ist. Seine Orthographie beruht daher nur auf gegebenen Regeln und Ausnahmen, deren man durch ein gutes Gedächtniß und lange Uebung allein Meister werden kann.

Die beiden Knaben waren in die Stadtschule eingeführt worden, und um sie bald weiter zu fördern nahm die Mutter einen Schulamtscandidaten ins Haus, zur Aufsicht und Nachhülfe derselben und für den Unterricht der heranwachsenden Töchter. In Begleitung dieses jungen Mannes machten die Knaben größere und kleinere Fußreisen zu benachbarten Geistlichen und Verwandten, bei denen ihr verstorbener Vater in werthem Andenken stand. In den Schulferien wurde sogar eine Reise in das meininger Oberland zu dem Bruder des Oheims, Pfarrer Heim in Effelder, unternommen. Georg war damals acht Jahre alt und er versicherte noch in späten Jahren, daß ihm nie eine Reise wichtiger und interessanter erschienen sei, als diese erste in fremde gebirgige Gegend voll Fabriken, mit denen ihn der neue Oheim bekannt machte.

Nach einer so „köstlichen Reise" wollte dem guten Georg der regelmäßige Besuch der Classen nicht recht schmecken, er empfand eine unaussprechliche Sehnsucht nach der Freiheit seines frühern Wohnortes Herpf. Mit Erlaubniß der Mutter durfte er so oft dahin wandern, als es die Pflichten für die Schule gestatteten, wo er dann bei Frau Hilpertin oder Frau Schade die beste Aufnahme fand. „Bei Letzterer," sagt Keßler, „bot der große blankgescheuerte und nie wankende Ahorntisch, der meine

Domaine war, das schönste Terrain für meine aus Karten geschnittenen Figuren. Für die herpfer Freunde schnitt ich den jungen Landesherrn, Herzog Georg, täuschend ähnlich, mit der Schere aus; den Begünstigten wurde ein stattliches Roß dazu geliefert, zum leichten Auf- und Absitzen des Durchlauchtigen Herrn. Der herrliche Tisch, die Ruhe und Aufmerksamkeit meiner Bewunderer, bereitete mir ein unbeschreiblich behagliches Gefühl!"

In dieser Zeit erhielt die Mutter Georg's Besuch von einer Freundin aus Gotha, in deren Begleitung ein schönes achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter einer andern Freundin, Jeannette Pörsch, war. „Mein junges Herz," sagt Keßler, „war entzückt von der liebenswürdigen Jeannette. Eines Tages mußte ich als Schüler dem Leichenbegängniß eines alten Kürschners beiwohnen. Während die Schüler vor dem Hause des Verstorbenen ihre Trauerlieder absangen, fuhr Jeannette mit meiner Mutter und mehren Andern vorbei zu einer Landpartie. In ihrem feinen schwarzen Kastorhute mit goldenen Schnüren und Quasten verziert, erschien sie mir unendlich reizend, und die Sehnsucht nach dem dahinrollenden Wagen preßte mir einen Strom von Thränen aus, den die Umstehenden von der Trauer um den alten Kürschner oder wenigstens von den Sterbegesängen herleiten mochten."

Im Sommer 1792 übte Georg mit acht Paar Kindern aus den angesehensten Familien der Stadt, erst im Hause des Tanzmeisters, dann auf dem Theater, ein Ballet ein, zur Feier des Kirchganges der Herzogin nach ihrer ersten Entbindung von der Prinzessin Adelheide, nachmaligen Königin von England. Das Vergnügen der Vorbereitung auf dem Theater war vornehmlich für die Knaben unendlich; der Tanzmeister pflegte öfter zu sagen, „er wolle lieber eine Metze Flöhe hüten als diese wilde Bande." Nach wohlgelungener Aufführung des Ballets, wurde die ganze Kindergesellschaft zum gnädigen Rockkuß bei der Frau Herzogin zugelassen und gnädigst beschenkt. Georg erhielt ein Stück Nanking. Als Dank für diese und andere Feierlichkeiten der Stadt bei der Geburt der ersten Prinzessin gab kurz darauf der

Herzog eine Freiredoute, bei welcher Gelegenheit Georg seinen Theaterputz noch einmal benutzen durfte.

Die Nachricht von der grausamen Hinrichtung des Königs von Frankreich, Ludwig's XVI., machte tiefen Eindruck auf Georg, da seine Mutter viele Thränen darüber vergoß, und erzeugte wol schon dadurch einen tiefen Haß gegen alles Franzosenthum in seiner Seele, der sich später so lebendig, ja thatkräftig bei ihm aussprach.

Schon länger auf dem Gymnasium Bernhardinum eingeführt, woselbst er sich die Zufriedenheit seiner Lehrer sehr bald erworben hatte, wurde Georg im Herbst des Jahres 1793 eine Ferienreise nach Gotha zu den Freundinnen seiner Mutter gestattet. Die schöne Jeannette zog ihn indeß dort wenig mehr an, dagegen befreundete er sich innig mit deren Brüdern, die als Gymnasiasten auch Ferien hatten und ihm auf alle Weise seinen Aufenthalt angenehm und lehrreich zu machen suchten. Auch am Hofe zu Gotha mußte Georg während seines Dortseins Aufwartung machen. Bei der Verheirathung der Prinzessin von Meiningen an den Herzog von Gotha hatte die junge Fürstin Georg's Mutter in ihrem Gefolge mitgenommen und sie während der zwei Jahre, die sie bei der Herzogin blieb, sehr lieb gewonnen, sodaß sie ihr als ihre Freundin gewogen blieb, und ihr, als sie nach dem Tode Keßler's Witwe wurde, sogleich eine lebenslängliche Pension von 100 Gulden frk. zusicherte.

Von dieser Vorstellung bei der Frau Herzogin erzählt Keßler: „Ich erhielt vortrefflichen Kuchen und aß Mittags im Schloß. Die Herzogin wohnte im Garten und hatte einen zahmen Storch bei sich, den sie aus ihrem Schoos fütterte. Weder ihre Unterhaltung noch ihr ganzes Wesen gefielen mir sonderlich, desto würdiger erschien mir der Herzog, welcher später auch kam. Er fragte mich, wie weit ich in der Schule gekommen, wo ihm der Cornelius Nepos Gelegenheit zu mehren Fragen gab. Da ich dies Examen leidlich bestand, so schenkte er mir einen schönen neuen Friedrichsdor. Der Erbprinz unterhielt sich ebenfalls mit mir, erschien mir aber in seinem Gespräch, wie überhaupt im Ver-

gleich mit seinem edlen Vater, wenig liebenswürdig. Vor meiner Abreise wurde ich nochmals zur Herzogin gerufen. Sie übergab mir ein Körbchen mit Stickerei von ihrer Hand, welches ich ihrer Mutter in Meiningen selbst überreichen sollte."

Als Georg nach Hause kam, sah es traurig daselbst aus. Seine Mutter hatte aus ihrem letzten Wochenbette eine kleine Verhärtung in der Brust behalten, welche sich nach und nach zu einem unheilbaren Uebel ausgebildet hatte. Die unglückliche Frau mußte dem gewissen Tode entgegensehen, fünf dann gänzlich verwaiste Kinder von funfzehn bis fünf Jahren zurücklassend. Die Trauer im Hause stimmte Georg zur größten Sehnsucht nach Gotha. Als er der Frau Herzogin Mutter, „einer Fürstin von hoher Würde" — seine Aufwartung machte und seine Bestellung ausrichtete, empfing sie ihn sehr gnädig und sagte, da sie von dem hoffnungslosen Zustand seiner Mutter wohl unterrichtet war, „er solle nur recht brav und fleißig sein, dann wolle sie auch für ihn sorgen." Gleiche günstige Versprechungen hatte indeß schon ihr Sohn, der Herzog gemacht, welcher Georg im Hause des Hofrath Heim, wo der Fürst gern aus und einging, öfter gesehen und Gefallen an dessen Figuren, aus Karten geschnitten, hatte.

Ende August war Georg von Gotha zurückgekommen, und schon im October darauf starb die Mutter. Nach ihrem Tode wurde die Herzogin-Mutter bewogen, sich, statt Georg's, dessen jüngster Schwester anzunehmen, und dieser kam, auf Kosten des Herzogs, in Pension zum Director des Schulseminars, Pfarrer Kaysner, woselbst schon ein anderer Pflegling des Herzogs sich befand, dem Georg als Stuben- und Bettgenosse beigegeben ward. Die übrigen Kinder nahm vorläufig der Vormund Heim und dessen treffliche Gattin in Kost und Pflege zu sich.

Das sogenannte Waisenhaus, in welchem Pfarrer Kaysner mit seinen Zöglingen wohnte, war ein altes weitläuftiges Klostergebäude und diente zu mancherlei Zwecken, nur nicht zu dem, welchen der Name bezeichnet. Es war darin außer der Wohnung des Pfarrers das Local für das Schulseminar und eine damit verbundene Schule, eine Kirche, das Zuchthaus, ein Spital für

sieben bis acht alte Frauen und der Poststall. Mit all diesem Volke, die Zöchlinge ausgenommen, hatte Georg seinen Verkehr. Im Zwielicht ging er zuweilen durch die dunklen Irrgänge und Treppen zu den alten Frauen im obersten Stock, um einige abenteuerliche oder Gespenstergeschichten von ihnen zu hören. Den Postillons brachte er verbrauchte Karten von des Oheims Spieltisch und durfte dafür ihre Pferde reiten. Die Ueberwachung der Pfleglinge mochte von Seiten des im übrigen sehr ehrenwerthen Pfarrers Kayßner eben nicht die sorgfältigste gewesen sein, besonders die Aufsicht über ihre Nahrung und äußerlichen Bedürfnisse von Seite des weiblichen Personals der Pensionsanstalt. Georg klagte, „die ihn in aller Beziehung umgebende Unreinlichkeit (ganz besonders die durch seinen Stubengenossen veranlaßte) machte ihm den Aufenthalt in derselben sehr unangenehm." Dadurch verleitet, mochte er sich wol auch seinen Pflegern nicht auf der liebenswürdigsten Seite gezeigt haben. Sein Herz und Sinn zog ihn stets zu Oheim und Tante, in das liberale, gastfreie Heim'sche Haus, zu den übrigen Geschwistern und Gespielen, in deren Mitte er die glücklichsten Stunden verlebte.

Aergerlich vielleicht, daß seine Existenz nicht eben so begünstigt sei wie die der Heim'schen Pflegebefohlenen, brachte er bei der Tante gern alle möglichen Beschwerden vor; so zeigte er ihr eines Tages sein Vesperbrot, welches verschimmelt war. In dem musterhaft ordentlichen Haushalte der Frau Heim war ein dergleichen Brot noch nie vorgekommen; sehr verwundert, wie man ihrem Neffen etwas der Art zu genießen bieten könne, äußerte sie streng und entschieden, „dies sei ganz gegen den Willen des Herzogs, der seinen Hunden dergleichen Brot nicht gebe, das könne Georg nur unverhohlen erklären, wenn ihm wieder solches Brot gereicht werde." Von diesem Rathe machte Georg bei nächster Gelegenheit Gebrauch, worüber man natürlich sehr entrüstet war. Die Frau setzte dem Manne zu, daß dieser gerade zum Herzog ging und Georg der gröbsten Unart anklagte. „Se. Durchlaucht," erzählt Keßler, „ließen mich sofort selbst holen,

ohne weitere Vertheidigung wurde ich mit einigen Ohrfeigen von hoher Hand bestraft und dem alten ehrlichen Zeuner (Kammerhusar) übergeben, der mich auf die Schloßwache bringen mußte. Dort sollte ich nach des Herzogs eigenen Worten «einige Tage versuchen, wie das Commisbrot schmeckte». Die Soldaten, denen ich allen persönlich bekannt war, die zum Theil mit Rührung meiner verstorbenen Mutter gedachten, begegneten mir mit großer Freundlichkeit und erboten sich, mir Essen, Trinken, Bücher oder was ich sonst verlangte von meinen Freunden zu holen. So bekam ich denn ein besseres Mittagsmahl, als ich bisher zu erhalten pflegte. Die Soldaten räumten mir die eine Wachstube allein ein, und ich ließ es mir nach Tisch auf der Pritsche ganz wohl sein, indem ich in Wieland's Agathon las und mich der gewissen Hoffnung hingab, durch diese Katastrophe wenigstens aus dem Kayßnerischen Haus zu kommen."

Inzwischen hatte sich der Vorfall rasch durch die kleine Stadt, obwol mit mancher Uebertreibung, verbreitet, und — die öffentliche Meinung ungetheilt für den Arrestanten gestimmt, in Betracht seiner Jugend und der offenbaren Unschicklichkeit einer solchen Behandlung. Hofrath Heim ging sogleich zum Herzog. Dieser wollte ihn unter allerlei Ausflüchten nicht annehmen; der wackere Mann ließ sich aber schlechterdings nicht abweisen und drang endlich ein. Als Vormund und Verwandter erklärte er, wie Georg's ganzes Geschick und vornehmlich seine öffentliche Ehre ihm zunächst am Herzen liegen müsse. Da derselbe noch ein Knabe und Schüler des Gymnasiums sei, so könnten etwaige Vergehungen nur von ihm, dem Vormund, oder von den Lehrern, im Wege der Ordnung untersucht und bestraft werden. Auf eine nähere Untersuchung hätte sein Neffe aber wohl Anspruch, da er auf dem Gymnasium nicht nur wegen seines Fleißes, sondern auch in Hinsicht seines sittlichen Betragens das ungetheilte Lob seiner Lehrer für sich habe. Heim stützte hierauf seinen Antrag, den Knaben sofort seiner Haft zu entlassen. Der Fürst erwiderte: „Herr Heim könne ihn zurücknehmen und mit ihm machen was ihm beliebe, er, der Herzog, wolle mit dem unge-

zogenen Jungen nichts mehr zu thun haben." Herr Heim entgegnete: „er müsse darauf dringen, daß der Herzog den Knaben nicht bei dieser Gelegenheit seiner Pflege entlasse. Wolle der Herzog dies später aus freien Stücken thun, so könne er dagegen nichts einwenden. Diese Foderung müsse er zum Schutze des Rufes seines Mündels stellen, um so mehr, als weder er noch irgend Jemand von den Angehörigen des Knaben jemals von dem Herzoge die Gnade erbeten hätte, die er ihm bisher erwiesen."

Das Ergebniß dieser Vorstellung an den raschen und oft leidenschaftlichen, übrigens aber herzensguten Fürsten, der sich als wirklicher Hausfreund der Heim'schen Familie fühlte, war, daß er noch an demselben Abend, nach der Rückkehr von einer Spazierfahrt, vor der Wache abstieg und in eigner hoher Person den gefangenen Georg aus der Wache holte und freundlich ermahnte, für heute wieder zu Herrn Kayßner zu gehen, er werde indeß nächstens andere Anstalten treffen.

Nach einigen Tagen hatte er nochmals eine förmliche Audienz beim Herzoge, wobei er ihm die schriftlichen Zeugnisse seiner sämmtlichen Lehrer überreichte und darauf sehr gnädig entlassen wurde. Georg hielt nun noch den laufenden Monat in seinem Pensionat aus und kam dann vorläufig in das Haus seines Oheims, bis weitere Anstalten zu seinem Unterkommen getroffen sein würden. Bei seiner Uebersiedelung in dieses Haus ermahnten ihn seine Lehrer mit väterlicher Theilnahme, unter den Zerstreuungen des gastfreiesten Hauses der Stadt, in welches er jetzt komme, doch ja nicht von seinem bisherigen Fleiße abzulassen. Georg, der bereits in sein vierzehntes Jahr getreten, ward es nicht schwer, diesen Ermahnungen Folge zu leisten. Sein Inneres trieb ihn zur Arbeit und zu ernstem Streben nach Erweiterung seiner Kenntnisse. Von Seiten des Herzogs wurden mehre Vorschläge gemacht und Pläne besprochen, ihn anderswo unterzubringen, doch kam es zu keinem Erfolge, und so blieb Georg, wo er am liebsten war. Der Herzog setzte eine Pension von 180 Gulden rhn. für ihn aus, wovon außer dem Kostgelde beim Oheim Alles bestritten

werden sollte, was seine Erziehung erheischte. Von seinem ohnedies geringen Vermögen, sollte nichts ausgegeben werden. Dies verursachte manche Unbequemlichkeit zum Nachtheile seiner Ausbildung.

Im Heim'schen Hause fand eigentlich gar keine Erziehung statt. Hofrath Heim, ein sehr thätiger Jurist mit einer großen und ausgebreiteten Praxis, zu der noch die Verwaltung verschiedener gutsherrlicher Gerichtshaltereien kam, war vom frühen Morgen an auf seiner von ihm so benannten „Schreibstube", die in dem eigenen großen Hause, ganz entfernt, im obern Stocke des Hintergebäudes lag, wo er von dem lebendigen Treiben, dem ökonomischen Verkehr, mit Aus- und Einfahren von Getreide, Heu und dergleichen, von den Kindern allen, die im Hause ihr Wesen trieben, den vielen Fremden, die in demselben aus- und eingingen, nichts sah und hörte und nicht gestört werden durfte bis zum Mittagsmahl, wo er in „Schlafrock und Pantoffeln" höchst sauber, in feiner Wäsche und offenem Halse*) erschien und dann verlangte, daß Alles, was ihn umgab, vergnügte Gesichter mache. Selbst höchst heiter und freundlich, wurde fast nie Jemand von ihm gescholten, nur allenfalls durch Witz etwas gegeißelt, wenn sich Einer linkisch oder sonst albern benahm. So war denn Jedem gestattet, sich ihm gegenüber, wenn nur anständig, sonst ganz freimüthig zu äußern und zu gehaben. Was den Schulbesuch seiner Pflegebefohlenen anlangte, so nahm Heim die genaueste Kenntniß von den Censuren, heftete sie aber ohne besondere Rüge, wenn sie nicht geradezu schlecht lauteten, zu den Personalacten und Rechnungen der Kinder, welche letztere er sehr streng und gewissenhaft über das Eigenthum eines jeden führte. Seine Frau, die indessen mehr schalt als er, besonders wenn Einer sich herausnahm, etwas besser wissen zu wollen als sie, ließ die Kinder übrigens auch frei gewähren. Sie führte in großartiger Weise die Oberaufsicht über

*) In gleicher Art wie Ernst Heim von Schadow, Hübner u. A. gemalt worden ist.

die bedeutende Wirthschaft, über alle Kinder, und besonders über die Ruhe und den Frieden des Hauses, daß „Herr Heim" durch nichts gestört, durch nichts betrübt werde und Alles im heitersten Gewand um ihn herum erscheine, wenn die ernste Arbeit bei ihm vollbracht war. In solcher Atmosphäre mußte es sich wohl leben lassen, das fühlte auch Jeder, und strebten Viele danach, vom Landesherrn an bis herab auf den sölzer und herpfer Bauer, Zutritt im gastlichen und sehr gemüthlichen Hause zu erhalten und, wer ihn hatte, zu behaupten. Eine ähnliche, wenn auch nicht so vollständige Schilderung des Heim'schen Hauses finden wir schon in „Ernst Heim's Leben", I, 18, oder „Der alte Heim", zweite Auflage, S. 11. Wir glaubten sie hier vervollständigen zu müssen, da dieses interessante Haus gerade der Boden war, auf dem Keßler's treffliche Natur sich frei und ungestört entwickeln konnte. Das gute Vorbild der Tüchtigkeit und sittlichen Vollendung von Hausherr und Hausfrau und deren besondere Liebe, wenn man auch brav und fleißig sich erwies, war der Haupthebel zum Streben nach Gutem, bei sämmtlichen Kindern. Speciell um die Arbeiten der Knaben bekümmerte sich Niemand. Keßler sah man pünktlich nach der Schule gehen und von da zurückkommen, dann ämsig die Aufgaben machen, und selbst, wenn er sich im Garten und dem Berg (eine Besitzung von Heim) erging, auch da sich nützlich beschäftigen, durch Veredelung wilder Baumstämme u. s. w. Dies war genug, um seiner- und seines Fortkommens halber außer Sorge zu sein.

Da der Herzog durch die Pension, die er zahlte, sich auch noch einige Sorge um die künftige Bestimmung seines Pensionairs machen zu müssen glaubte, so gedachte der kunstliebende Fürst, im Hinblick auf Keßler's Geschick, aus Karten schöne Figuren zu schneiden und dabei sein Talent im Zeichnen berücksichtigend, einen Künstler aus ihm zu bilden. Seine wenigen Freistunden mußte er daher oft im Schlosse, in der Werkstatt eines Bildhauers Müller zubringen, wo er mit allerlei schmierigen Vorarbeiten und Stümpereien eines solchen Metiers beschäftigt

wurde, was ihm sehr wenig zusagte und ebenso seiner Tante misfiel, die überzeugt war, daß ein regelmäßiges Studium ihm eine bessere Zukunft bereiten würde als diese Künstlerversuche. Noch nicht ein Jahr nach der Gefangenschaft auf der Schloßwache traf es sich, daß der Herzog mit einem Grafen Schönburg und einem Herrn von Boße, Beide aus Dresden, im Heim'schen Hause war. Diese Herren hatten dem Herzog viel gerühmt, wie bei einem Manne in Dresden, einem Decorationskünstler, sich ein junger talentvoller Mensch zu einem sehr brauchbaren Diener für mancherlei Kunstzwecke des Herzogs heranbilden könnte. Da hatte nun der Herzog nicht übel Lust, Keßler hinzuschicken. Frau Heim stimmte gar nicht in den Plan und meinte, da ihr Neffe gute Fortschritte in der Schule mache, so sei es besser, er bleibe beim Studiren, auch komme es auf den Willen des jungen Menschen selbst an. Georg wurde gerufen und erklärte sich im Sinne der Tante. Das verdroß den Herzog; er spottete über das Studiren und zählte junge Männer her, die eben kein sonderliches Vorbild gewährten. Darauf erwiderte die herzhafte Frau: „Es ist kein Wunder, daß vielen dieser jungen Männer bald Muth und Lust im Staatsdienst vergeht und sie sich auf die liederliche Seite legen mögen, da ihnen der unreiffste Junker, so wie er von der Universität heimkehrt, sogleich ohne alle Prüfung vorgezogen und auf eine Stelle gesetzt wird, welche der Bürgerliche durch das redlichste Streben in einem Menschenalter nicht zu erlangen vermag.“ Sie gab dabei dem Herzog zu verstehen, es sei besser, das Verhältniß mit ihrem Neffen aufzuheben, wenn dessen eigener freier Wahl in seiner Laufbahn Gewalt angethan werden sollte.

So ging die Sache auseinander. Der Herzog fühlte sich beleidigt und mied wol sechs Monate lang das Heim'sche Haus. Erst als im Juni 1796 Heim's Bruder aus Berlin mit den Seinigen in Meiningen ankam und sich dessen Brüder alle daselbst versammelten, schloß sich der gute Herzog wieder an die ihm stets lieb gewesene Familie an und erschien in deren Mitte mit der alten Unbefangenheit und Freundschaft.

Da nun Keßler nicht mehr durch ihm nicht zusagende Arbeiten gestört wurde, so studirte er sehr fleißig. Mit besonderer Vorliebe trieb er Mathematik, in der er es bald sehr weit brachte, sodaß er im Stande war, dem Hoflandschaftsmaler Thierry, der ihm im Landschaftszeichnen Unterricht gab, statt der Zahlung Unterricht in dieser Wissenschaft zu geben. Eben so unterrichtete er in derselben mehre seiner Mitschüler für Geld, welches dazu verwandt wurde, einige Monate auf die Reitbahn zu gehen. In seinen in späteren Jahren niedergeschriebenen Bekenntnissen und Reflexionen über sich selbst klagt er, daß es ihm an einem sicheren Vorbilde gefehlt habe. „Mein Stubengenosse B. war ohne besondere gründliche Bildung, doch einer von den bescheidenen guten Menschen, die er- und bekennen, daß ihnen noch Vieles fehlt, und redlich danach streben, noch Alles möglichst nachzuholen. Dies nun zu erreichen, gerieth er leicht ins Weite und in Confusion. Bald studirte er für einen neuen Ansiedler in Nordamerika, bald für einen redlichen Deutschen, der im Lande bleiben und sich ehrlich durch die Vortheile wie durch die Gebrechen seines Vaterlandes durchschlagen will. So fehlte mir an ihm ein sicheres Vorbild. Wäre ich durch Rath und Beispiel zu einer ernsten und beständigen Thätigkeit, zu einem gründlichen Studium der Alten getrieben worden, statt in Allerlei herumschweifen, so wäre mir dies wahrscheinlich ersprießlicher gewesen.“ Diesen Mangel empfand er, wie gesagt, erst später, bei reiferem Nachdenken. In seiner augenblicklichen Lage fühlte er sich indeß überaus zufrieden. Er schrieb an einen Freund, der früher auch Glied des Heim'schen Kreises war: „Ich fühle ganz, daß es mir wohl geht und kann kleine Unannehmlichkeiten nicht achten. Die ganze Woche habe ich immer viele aber sehr angenehme, abwechselnde, lauter selbstgewählte Geschäfte und Sonntags mache ich mir einen guten Tag. Freilich muß ich zuweilen in die Kirche gehen, wo ich mich nicht selten grausam langweile, dann aber begehe ich des Onkel Ludwig's Schneiß*),

*) Dohnengang, Dohnenstrich.

fülle meine Taschen mit den gefangenen Vögeln, oder ziehe leer heim. In dem einsamen Wald glaube ich das unabhängigste Geschöpf der Welt zu sein und hänge ungehindert meinen Träumereien nach. Darauf gehe ich ins Concert im Schloß und weide meine Ohren an den ergötzenden Harmonien unserer Virtuosen, und der Abend schwindet unter angenehmen Gesprächen oder einer anziehenden Lectüre. Für jetzt bleibt mir fast nichts zu wünschen übrig."

Der Genuß, gute Musik zu hören, entzückte ihn von frühester Jugend an. Schon als Knabe suchte er sich durch angefertigte Kartenritter, die er „an seine reicheren Stadtschulkameraden verschacherte" einiges Geld zu verschaffen, welches er dazu verwandte, zuweilen in das Theater zu gehen, wo damals die Haßling'sche Schauspielergesellschaft aus Kassel, von der trefflichen herzoglichen Kapelle unterstützt, Mozart'sche Opern sehr gut aufführte. „Mit wahrer Wollust hörte ich die Zauberflöte und den Don Juan." Seine Vorliebe für Mozart'sche Musik verließ ihn auch nicht in reiferen Jahren und spätem Alter, selten versäumte er die Oper in Berlin, wenn Don Juan gegeben ward. Auch geringe Concerte in den Provinzstädten konnten ihn befriedigen, wenn nur etwas von Don Juan, der Zauberflöte oder Dergleichen darin vorkam. „Diese Musik ist nie ganz zu verderben," sagte er oft.

Sonn- und Feiertage waren im Heim'schen Hause wirkliche Ruhetage; freilich nicht ganz so, wie sie nach englischem Vorbild auch im deutschen Vaterlande angestrebt werden, denn nur einmal pflegte man in die Kirche zu gehen; der übrige Tag gehörte heiterer Geselligkeit. Da fanden sich nicht nur Brüder und Schwäger zu einer L'hombre- oder Tarokpartie im Heim'schen Hause ein, sondern auch viele andere Freunde und Bekannte. Dr. Panzerbieter, bekannt aus „Heim's Leben", Ernst Wagner, der glückliche Romandichter, Jean Paul Richter rc. und viele jüngere, deren Namen erst in späterer Zeit höhere Geltung erhielten. Unter letztere zählen wir die vier jungen Prinzen von Neuwied, die, durch Krieg aus der Heimat vertrieben, mit ihrer

Mutter und Lehrern, ihr Asyl in Meiningen genommen, wo sie mehre Jahre sich aufhielten. Diese Jünglinge fehlten, unter Leitung ihres Hofmeisters, Sonntags nie, fanden sich aber auch sehr häufig in den Wochentagen ein. Keßler sagt in seinen Bekenntnissen: „Zuweilen machte mich der häufige Besuch wol ungehalten, weil ich dadurch in meinen Schularbeiten unterbrochen und besonders in meinem ämsigen Studium der Mathematik gestört wurde. Indeß wurde die Zeit nicht blos mit leeren Knabenspielen verbracht, sondern mit dem leidenschaftlichen Naturforscher Max Vögel secirt und ausgestopft oder gezeichnet, Pflanzen zu Herbarien eingelegt und dergleichen. Der ernste Victor war unser Meister im Schachspiel, welches wir gern zu Vieren spielten. Nicht nur im Heimsberg und im Garten hatten wir unsern Verkehr, sondern machten auch kleine Fußpartien und theilten dann wol ein Strohlager, wie z. B. auf einem Besuch des Gebaberges, wo dann des andern Mittags bei der lieben Frau Hilbert in Herpf ein trefflicher Schnitzklos verzehrt wurde."

Keßler war von ernstem, scheinbar hartem und etwas auffahrendem Aeußern im Umgange; doch war sein Gemüth weich und überaus hingebend und liebevoll, besonders zu Freunden, die er einmal als solche erkannt, und gegen weibliche Wesen, die ihm Achtung einflößten. Wenn wir die Bildung ganzer Nationen danach beurtheilen, in welch hohem oder niederem Grade das Weib unter ihnen steht und verehrt wird, so darf man ebenso auf den einzelnen Mann schließen und, nach diesem Merkmal beurtheilt, annehmen, daß Keßler aus innerer Natur schon ein durchaus gebildeter und edler Charakter war. Seine gute Tante hielt er hoch sein Leben lang; wenn sie sich auch zuweilen schroff äußerte und ihm hart begegnete, blieb er stets der dankbar ergebene Sohn. Seine schöne sanfte engelgleiche Pflegeschwester, Antonette Heim, betete er fast an. Unter vielem Guten und Schönen wußte er gleich das, wenn auch minder Strahlende aber Edlere, Trefflichere herauszufinden und diesem seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wie sich bei dem Besuche der berliner Verwandten bewies, wo es in seinen Bekenntnissen heißt:

„für uns Knaben waren diese Tage durch die von Berlin mitgebrachten Töchter ganz besonders freudenreich. Christel die älteste, obschon von gleichem Alter mit mir, war mir doch schon fast entwachsen, Karoline die dritte aber doch noch zu sehr Kind, obwol unendlich belustigend durch ihr fröhliches Wesen; dagegen die mittlere, Henriette, die sanfte, die gütige, war sogleich unumschränkte Königin meines Herzens. Die Mutter, zweiunddreißig Jahre alt, noch in blühender Schönheit und der einnehmendsten Sanftmuth, erschien mir als das Muster der Frauen."

Um bei Keßler's angestrengt häuslichem Fleiße am Ende nicht einen Stubengelehrten aus ihm werden zu sehen, hielt es der Vormund für dienlich, ihm zuweilen kleine Reisen zu gestatten, wo er durch angestrengte Fußwanderung den Körper kräftigen und durch neue Anschauungen den Gesichtskreis erweitern könnte. Auf diese Veranlassung unternahm er im Jahr 1799 während der Pfingstferien eine mit geringen Mitteln ausgestattete Reise nach dem damals hochgepriesenen schönen Kassel, von da nach Göttingen zu seinem Bruder Fritz, der dort ämsig Theologie studirte. Kassel entzückte ihn, die Wasserkünste vom Hercules herab waren noch im vollen Gange. Göttingen und das Studenleben dort gefielen ihm aber nicht und er verspürte kein Verlangen, demnächst seine eigene Studienzeit daselbst zuzubringen.

In demselben Jahr, im Herbst, erlaubte ihm der Oheim noch einen zweiten Ausflug (es war ja der letzte freie Sommer vor Antritt ernsterer Studien), und zwar zu seinem Freunde Ernst Schwendler in Frankfurt am Main, der früher auch ein Glied des Heim'schen Kreises war und nun bei einem Banquier in Condition zu Frankfurt am Main stand. Von da gedachten beide Freunde ihre fürstlichen Jugendgespielen in Neuwied aufzusuchen, denen beim Scheiden ein Besuch von Keßler zugesagt worden war. Auf dieser schon größeren Reise führte Keßler ein ausführliches Tagebuch mit sehr ernsten Reflexionen über alles Erlebte und Gesehene. Z. B. „In einem Dorfe vor Frankfurt Dörnickenheim mußte ich ein sogenanntes Geleitsgeld von

4 Kreuzern bezahlen, doch nicht als Reisender, sondern Jeder, der da geht, muß diesen Zoll entrichten. Ehedem wurden die Fremden durch Geleitsreiter geschützt, weil die Wege unsicher waren, jetzt hält man diesen Brauch für unnöthig, glaubt sich aber doch berechtigt, diesen Zoll zu erheben. Bei andern Dingen glaubt man, wenn die Ursache wegfiele, müsse auch die Folge nicht mehr stattfinden. Wollte man sich hier nach diesem Grundsatze richten, so müßte man freilich eine sehr beträchtliche Einnahme einbüßen. Bei Finanzspeculationen setzt man gewöhnlich alles vernünftige Raisonnement bei Seite." Weiter heißt es: „Die Spaziergänge um die Stadt bestehen aus einfachen Reihen von Linden oder Maulbeerbäumen. Den Juden ist es nicht erlaubt, innerhalb dieser Reihen zu gehen, eine gezogene Barrière verbietet ihnen dies, sie müssen sich außerhalb derselben halten. Man ist hier wie überhaupt in ganz Deutschland sehr grausam gegen dies bedauerungswürdige Volk — wie wenig bekümmert man sich noch um die Rechte der Menschheit."

Ein andermal sagt er: „In der Umgebung von Frankfurt erblickt man viele neue Gebäude, die von dem Wohlstande und Luxus der Einwohner zeugen, doch weniger von ihrem guten Geschmack. Man sollte fast glauben, diese suchten sich immer einer vor dem andern mehr durch etwas Auffallendes als durch etwas vollendet Schönes auszeichnen zu wollen."

Ferner: „Die in Frankfurt bestehende aristodemokratische Verfassung ist ein Muster eines alten wohlorganisirten Freistaates, weil alle sogenannten Stände vertreten sind und theil daran nehmen. Daß die schwächere Seelenzahl, Katholiken und Reformirte, seit dem status quo des Westfälischen Friedens keinen Theil an der Staatsverfassung haben, paßt freilich nicht ganz in die jetzige Zeit; aber so lange nicht ein Hirt und eine Heerde sein wird, werden die Dissonanzen der Religion bleiben. Der Adel ist hier an Rechten wie an Abgaben dem Bürger gleich. Man hätte indeß hier ebenso viel Recht, sich über Stolz und Aufgeblasenheit, über grenzenlose Verschwendung und andere Thorheiten der höhern Stände zu beklagen, wie in Residenz-

städten; so dort die Schätzung nach Ahnen geschieht, so hier nach Louisdor, Dukaten rc. — und Geldstolz und Ahnenstolz, was sollen sie wol vor einander voraus haben?"

Keßler blieb acht Tage bei seinem Freunde, dann traten Beide die Reise nach Neuwied an. Zu einer Zeit, wo noch an keine Dampfschiffe noch Eisenbahnen zu denken war, ja selbst keine Wasserdiligencen auf dem Rhein gingen, war diese Reise kein geringes Unternehmen; um so mehr, als Mainz, was sie passiren mußten, von Franzosen besetzt war, die strenge Wache über alle Reisende hielten, von denen man foderte, daß sie französisch visirte Pässe haben sollten. Den Pässen der jungen Reisenden, die vom frankfurter Magistrat ausgestellt waren, ging aber die Unterschrift des französischen Gesandten zu Frankfurt am Main ab, der zu dieser die Geburtsscheine der Jünglinge verlangte, die nicht so rasch zu beschaffen waren. Mit einiger inneren Angst, aber desto mehr äußerlichem Muth, traten sie ihre Wanderung an und kamen auch glücklich überall durch. Die Fahrt auf dem Rhein ward in einem Kahne mit Leinwand überspannt gemacht, und war nicht ohne Fährlichkeit, z. B. beim einst so berühmten Binger Loch, wo sie gerade Sturm und Regen hatten und die Fährleute selbst von Gefahr träumten; doch gab es auch viel heitere glückliche Momente.

So sagt das Reisetagebuch: „Bei Ober-Wesel überfiel uns schon die Dunkelheit. In der Ferne gewahrten wir Lachsfischer mit Laternen auf ihren Kähnen. Die Todtenstille, die nur das Plätschern der Ruder unterbrach, verbreitete eine süße melancholische Stimmung über meine Seele. Ich dachte an die Entfernung von meinen Freunden und freute mich auf meine Heimkunft, wo ich ihnen Alles erzählen würde. Noch war ich in Gedanken vertieft, als unser Schiffchen anfuhr und wir in St.-Goar landeten. Wir flogen fast in das nahe Gasthaus, da wir uns herzlich nach einiger Erquickung und Ruhe sehnten. Mein Freund und ich unterhielten uns dann noch lange von unserer liebsten Antonette, und begeistert durch die Erinnerung an diesen Engel, fühlten wir uns in dem Augenblick so glück-

lich über unser Schicksal, daß wir mit keinem Könige getauscht hätten."

Ueberaus freundlich wurden die Reisenden in Neuwied von der edlen Fürstin und ihren Söhnen aufgenommen. Die Prinzen Max und Victor führten sie herum. Mit diesen fuhren sie nach Monrepos. Prinz Max machte sie aufmerksam auf die nahen Eisenbergwerke, welche sie unter Leitung eines jungen Bergbeamten besuchten. Von Embs aus wurde das Silberbergwerk und Schmelze in Augenschein genommen und sie kehrten dann über die Taunusbäder zurück nach Frankfurt. Inzwischen hatten die Franzosen auch die Stadt Frankfurt besetzt, die unmittelbar nach ihrer Ankunft geschlossen wurde. Sobald der Ausgang aus der Stadt gestattet war, trat Keßler seine Wanderung nach der Heimat wieder an, die er ganz zu Fuß zurücklegte.

Den Winter benutzte Keßler noch zu fleißigen Studien, um seinen Lehrern bei der Abiturientenprüfung, der er im Frühjahr 1800 entgegensah, zu genügen.

Sie fiel denn auch befriedigend aus und so wurde er mit gutem Zeugniß für fähig erklärt, die Universität zu beziehen.

Zweiter Abschnitt.

Universitätsjahre.



Am 5. Mai 1800 wanderte Keßler zu Fuß mit einem seiner Schulkameraden T. gen Jena. Sein zwölfjähriger Bruder Anton begleitete ihn bis auf den Röhreberg, und „der Abschied von ihm rührte ihn mehr als die Trennung von allen Uebrigen.“ Sein schon seit Jahren bei Hofrath Heim's juristischen Arbeiten mit beschäftigter Stubengenosse B. ging mit bis Suhl, „wo sie Mittags tüchtig aßen, tranken und sangen.“ Die angehenden Studiosen zogen dann noch weiter bis Schmiedefeld auf dem Thüringer Gebirge, wo sie im Pfarrhause vorsprachen, weil sich daselbst gerade der gelehrte Ludwig Heim, auf seiner alljährlichen geologischen Reise, aufhielt, bei dem sich Keßler verabschieden wollte. Der Pfarrer empfahl den Reisenden als nächstes Quartier das Haus des Schulzen zu Dienstädt an der Ilm, der gern Studenten und Literaten, gegen geringe Vergütung, bei sich aufnehme. Bei diesem fanden sie auch des andern Tages gute Aufnahme, beste Verpflegung und sehr gute Unterhaltung durch das Fremdenbuch des alten Schulzen, in welchem sie viele berühmte Namen eingetragen fanden, von deren Trägern der Schulze manches Interessante zu erzählen wußte. Am Abend kamen die Jünglinge in Jena an und bezogen des anderen Tages gemeinschaftlich eine Stube.

Ueber Keßler's künftige Bestimmung, Lebensplan, und welchem Fach er sich bei seinen Studien vorzugsweise zuwenden wollte, hatte ihn früher Niemand befragt. Er hatte darin die freieste Wahl. Erst von Jena aus schrieb er an seinen Vormund unter dem 18. Mai: „Ich bin jetzt fest entschlossen, die

Rechte zu studiren, und ich hoffe, daß das Studium des Naturrechts, welches ich morgen unter der Leitung des Dr. Feuerbach beginne, mich noch mehr für mein gewähltes Fach gewinnen soll. Außerdem höre ich noch Universalgeschichte und Statistik, ein Publicum über die ökonomischen Pflanzen bei Succow und ein anderes über mathematische Geographie bei Vogt."

Was dagegen bei seinem Aufenthalt in Jena das Materielle betraf, so war dies von Seiten des Vormundes auf das bestimmteste entschieden worden. Danach sollte er vierteljährlich 7 Carolin, ungefähr 40 Thaler, erhalten und einen Freitisch im Convict benutzen. Ueber diese Angelegenheit berichtet er gleichfalls, unter dem 18. Mai, an die Tante: „Ich bin jetzt ganz eingerichtet, sodaß ich mich ziemlich behaglich fühle. Ich habe meine Finanzen, durch Vorausbezahlung aller Hauptausgaben, auf das ganze Vierteljahr gesichert, und habe eine volle Woche im Convict gegessen, sodaß ich weiß, was daran ist. Es ist nicht zu leugnen, daß der Tisch außerordentlich schlecht ist, und überhaupt nicht ganz satt macht; doch da so Viele mit essen, ißt man mit desto mehr Appetit. Ich muß aufrichtig gestehn, daß ich Alles schlechter erwartete, als ich es gefunden habe. Zudem wird man für alles etwa Unangenehme durch seine Studien und den Genuß im Umgang respectabler Männer schadlos gehalten. So lange mir meine Seelenruhe bleibt und mich kein Vorwurf über Vernachlässigung meiner Pflichten peinigt, hoffe ich immer heiter zu sein. Auf die reinen Freuden eines Lebens, in Mitte einer glücklichen Familie, muß ich freilich während meines Hierseins verzichten, desto süßere Gefühle gibt mir die Rückerinnerung an und die Hoffnung auf dieselben u. s. w."

So roh und ungeschlacht sich im Aeußern, in damaliger Zeit, der Bursche in Jena auch wol zeigen mochte (Keßler trug z. B. nie einen Hut, auch keine Mütze, einen Mantel oder Ueberrock besaß er gar nicht, hatte dagegen meist gelbe lederne Beinkleider an), so war doch der Geist und die Haltung der Jenenser damals gesitteter als in vielen anderen Zeiten. Wer sich nicht rein, edel und tadellos betrug, wurde von der Gemeinschaft der Besse-

ren ausgeschlossen, während diese um so treuer zusammenhielten. Zu Keßler's näherem Umgange gehörten lauter Jünglinge, die sich als Männer auf ehrenvolle Weise auszeichneten; wir nennen nur die Gebrüder Heinrich und Abraham Voß, Söhne des alten Heinrich Voß; Mohnicke, später Consistorialrath in seiner Vaterstadt Stralsund, erster Uebersetzer der Frithiofssage und vieler schwedischer Gedichte; Abeken, Director in Osnabrück, Verfasser mehrer Schriften, unter Anderm auch Sammler und Herausgeber der Reliquien von Justus Möser, neuerdings noch betheiligt an der Herausgabe des Nachlasses von Karoline von Wolzogen; Solger, Professor in Berlin, rühmlichst bekannt durch seinen Erwin und Philosophische Gespräche; Luden, Professor in Jena; Becker, Director der Ritterakademie zu Lüneburg; Höpp, Präsident zu Kiel und Schiedsrichter beim Bundesgericht. Dann viele Holsteiner, Mumsen, Boisen, Jansen, Lüders, Hansen, Sternhagen, deren Namen noch in unserer Zeit mit Hochachtung genannt werden. Mehre Schlesier, Richtstein, Beiersdorf, Zander und Eckstein, der Pommeraner Schlegel, Professor in Dorpat, und einige Landsleute, Deahna und Kremmer, der erste später in bairischen, der zweite in herzoglich meiningenschen Diensten angestellt. Mit Letzterem wohnte Keßler, nachdem er sich den ersten Stubengenossen wieder abgestreift hatte, Stube an Stube und trieb mit ihm gemeinschaftlich in großem Eifer juristische Studien. Jeden Abend bis 11 Uhr saßen sie bei den Pandekten. „Ausgenommen Sonnabend thaten wir uns etwas zu Gute mit Kartoffeln und brauner Butter zum Abendbrot, wonach das Studiren, nach dem Sprüchwort: plenus venter etc., ausgesetzt wurde und auf den Sonntag Vormittag verlegt, dagegen Mariage, Piket oder Schach gespielt wurde."

Daraus, daß in Keßler's Erinnerungsblättern der Kartoffel mit brauner Butter, als eines besondern benethuns, gedacht wird, können wir abnehmen, wie knapp es ihm übrigens gehen mochte. Dem Freitische im Convict hatte er, als überhaupt zu schlecht und der weniger guten Gesellschaft wegen, bald entsagt, und vor-

gezogen, in Gemeinschaft mit seinen wohlhabenderen Freunden (doch nur zu $^1/_2$ Lthlr. die Woche) zu essen. Zum Frühstück und Abendbrot aß er in der Regel nur ein Stück Schwarzbrot und trank Wasser dazu; ja er trieb, wie er oft mündlich erzählte, die strenge Ordnung gegen sich selbst so weit, daß, wenn er ein ganzes Brot sich anschaffte, dasselbe sogleich eintheilte in die Zeit, wie lange es vorhalten mußte, indem er Striche an die Rinde des Brotes machte. Ueber einen solchen Strich hinaus durfte und wurde bei keiner Mahlzeit gespeist, auch wenn der Appetit noch so groß war. Durch diese strenge Eintheilung aller gewöhnlichen Lebensbedürfnisse erübrigte er an dem täglichen Etat von 5 Sgr. im Laufe der Woche genug, um Sonntags in Kunitz, oder sonstwo, eine Portion Hasen- oder Gänsebraten zu verzehren; auch wenn eine Partie zu den dramatischen Vorstellungen nach Weimar gemacht wurde, zu reiten, statt mit den Andern zu fahren, was wohlfeiler gekommen, ihm aber weniger Vergnügen bereitet hätte.

An Oheim und Tante schrieb er öfter und ausführlich; dem Ersteren gab er Nachricht über den Gang seiner Studien, der Tante von seinem übrigen Leben und Treiben. Zur herannahenden Weihnachtszeit erweckte die Erinnerung an die Fülle aller irdischen Genüsse im pflegälterlichen Hause bei dem eben im frischesten und kräftigsten Wachsthum stehenden, und daher wol einer reichlichern und bessern Nahrung bedürfenden Jüngling eine große Sehnsucht nach der Heimat, die sich in seinem Brief an „die liebe Tante" unverhohlen aussprach. Wie es aber meist zu gehen pflegt, daß Diejenigen, die im Ueberfluß sitzen, nicht begreifen können, wie ein Anderer, den sie wenigstens mit einigen Thalern versorgt wissen, nur jemals um Nahrung und Kleidung verlegen sein könne, so schrieb ihm diese am Schluß eines Briefes voll freundlicher Mittheilungen aus ihrem Kreise: „Lebe du wohl und zufrieden mit deinem Schicksal; stärke deinen Körper durch Frohsinn, denn so viel hast du doch gewiß, daß du dich satteſſen kannst; erspare davon nur nichts." Kalt erscheint der Anfang eines zweiten Briefes, anfangs Januar, nachdem Keß-

ler den theuern Verwandten seine Neujahrsgratulation, sauber verfaßt und voller treuer Liebe, hatte zukommen lassen: „Auch dir, lieber Georg, wünsche ich alles Gute zum lieben neuen Jahrhundert. Nimm einmal das Beste von der Zeit, ändere was du kannst, und wo du nichts erreichen kannst, schwing dich drüber weg und suche dich zufrieden zu stellen. Der Himmel erhalte deine Gesundheit und stärke deinen Leib und Geist." Der Onkel spricht in seiner Antwort einen gelinden Tadel aus über Keßler's bemerkte Stimmung, und empfiehlt ihm schließlich bei seinen Studien die Benutzung des preußischen Gesetzbuches und dessen Vergleichung mit dem Römischen Recht. Keßler antwortet darauf: „Klagen, bester Onkel, sollen Sie nie in meinen Briefen an Sie lesen, denn ich halte es für unwürdig, über Nebendinge im Leben viel Lärm zu machen &c. Ihre Empfehlung, die Benutzung des preußischen Gesetzbuches, würde mir gewiß über Manches helleres Licht geben und mich mit doppeltem Interesse an mein Studium fesseln: aber wo soll ich in Jena dieses Buch hernehmen? Hufeland allein besitzt es und bekümmert sich um das preußische Gesetzwesen, da er nächstens in Berlin angestellt wird: aber — ich habe kein Collegium bei ihm gehört, kann ihn also nicht darum bitten. Auch sind die Herren Professoren überhaupt keine Freunde vom Verleihen. Ich müßte mir das Buch selbst anschaffen. Doch wovon?" Der gute Oheim schickte es dann.

Durch das anhaltende Sitzen und Studiren veranlaßt, fühlte sich Keßler häufig unwohl. Als Gymnasiast war er zu allen Jahreszeiten die Woche wenigstens ein, auch zweimal nach Herpf, ebenso nach der kleinen Heim'schen Besitzung, Welkershausen, gelaufen, und hatte so Leib und Geist durch Bewegung und frische Luft gestärkt. Er mußte daher darauf bedacht sein, wenigstens die Ferien zu ähnlicher Erfrischung zu benutzen. In solchem Sinne schrieb er an seinen Freund in Frankfurt: „Sowie sich Ferien nähern, fange ich gewöhnlich an, auf der Landkarte herum zu phantasiren und in einer Stunde wol zehn Reisen auf einmal zu machen, wovon meist nicht eine einzige reali-

sirt werden kann. Es ist dies immer mehr der Ausdruck meiner Wünsche als meiner vorgesetzten Plane.“ Indeß wurde doch manche auch ausgeführt. Besondere Kosten erwuchsen dadurch nicht. Die Wohnungsmiethe fiel für diese Zeit weg, die Verpflegungskosten waren überall dieselben, und die des Transportes waren sehr gering, da alle Wege zu Fuß gemacht wurden. Auch hatte er allenthalben Freunde, Verwandte und Bekannte, die sich freuten, den frischen lebensfrohen Jüngling bei sich aufzunehmen. So wanderte er einmal über Rudolstadt, Saalfeld, Koburg, nach Lahm im Itzgrund, wo seine angebetete Pflegeschwester Antonette lebte, verheirathet an den dort von Lichtenstein'schen Patrimonial-Gerichtsamtmann Wagner und bereits Mutter eines lieblichen Töchterchens, an welchem Keßler seine innigste Freude hatte. Ein andermal nach Dresden und von da nach Leipzig, wo Antonettens Bruder (jetzt Pfarrer zu Solz) grade studirte. Dann wieder einmal über den Thüringerwald nach Schalkau mit seinem Freunde Fromm (später Leibarzt des Herzogs zu Meiningen), dessen Bruder Physikus im kleinen Städtchen war. Auch eine schöne Reise nach dem Fichtelgebirge hatte sich Keßler auf seiner Karte „herausphantasirt“, über welches dann wieder nach Lahm gewandert werden sollte. Ueber diese Reise und deren Unausführbarkeit berichtet er in seinen Erinnerungsblättern: „Stell aus Schleswig, mit dem ich den Sommer hindurch in der engsten Verbindung lebte, brannte vor Begierde, diese Reise mitzumachen; Geld dazu hatte er reichlich zu erwarten, wie er versicherte. So wurde denn Reiseplan und Kostenanschlag gemacht, und wir wanderten nach dem Schlusse der Vorlesungen fröhlich den Salgrund hinauf nach Rudolstadt. Schon vor unserer Ankunft daselbst hinkte Stell, und es entdeckte sich, daß er ohne Strümpfe marschirte und daß er sich bereits die Füße durchgegangen hatte. Er wollte gehört haben, daß man barfuß in den Stiefeln sicherer gehe als in Strümpfen, und hatte deshalb gar keine mitgenommen. Nun war er eines Andern belehrt, und es blieb nichts übrig, als daß ich die meinigen mit ihm theilte. Als wir des andern Morgens unsere Zeche im Schwarzen Adler berichtigen

wollten, sollte eine gemeinschaftliche Reisekasse gebildet werden. Ein Jeder mußte nach dem Anschlage mindestens 20 Thaler haben. Da fand es sich, daß Stell kaum so viel Groschen in der Tasche hatte, und es war sonach an die Reise nach dem Ochsenkopf*), mit einem solchen dito, gar nicht zu denken. Ich entwarf sofort einen andern Plan, nach Schwarzburg, dem romantischen Bergschloß zu gehen, wo wir zwei herrliche Tage verlebten. Von da nach Paulinzell, dann zu meinem edlen Schulzen in Dienstadt, über die Gleichenschlösser nach Gotha, und von da wieder zurück. Statt drei Wochen währte unsere Reise kaum zehn Tage. Auf der Schnecke vor Jena zählte ich meine Baarschaft. Sie bestand in 8 Groschen, für welche wir Beide gerade noch in der Sonne zusammen Abendbrot essen konnten. Nun war ich leer und mußte den folgenden Tag meine Uhr das erste und einzigemal verpfänden, und Stell's säumige Tilgung seiner Schuld machte auch, daß ich eins meiner Wintercollegia nicht zur rechten Zeit bezahlen konnte (einen Louisdor an Professor Schelling) und deshalb in die Commission kam, d. h. das Honorar wurde vom akademischen Gericht gegen Executionsgebühren eingezogen."

Mit diesem Gericht hatte Keßler außerdem nie etwas zu thun, doch einmal wäre er beinahe in den Fall gekommen. Zwei seiner Landsleute, Gundlach und Treiber, waren in einen Streit gerathen, der zu einem Zweikampfe führte. Ohne gerade Freund weder des einen noch des andern zu sein, mußte er schon als Landsmann zugegen sein. Die Sache ging indeß glücklich ab, weil Treiber, der Verwundete, also das corpus delicti, sich aus dem Staube machte, sodaß das Gericht, welches wahrscheinlich auf dessen Rückkehr lauerte, die aber nicht erfolgte, nicht einschritt und so die Sache einschlief. Bei der Abreise des Fliehenden, der, wenn die Geschichte zu Tage kam, relegirt wurde, war die Eile so groß, daß er nicht wagen durfte, nochmals nach seiner Wohnung zu gehen, daher ein Freund seinen eignen Rock, den er auf dem Leibe trug, hergab und Keßler von dem eben erhaltenen

*) Der höchste Gipfel des Fichtelgebirges.

Wechsel 2 Carolin. Er riskirte dabei nichts; da Treiber der Sohn wohlhabender Aeltern in M. war, so konnte er im äußersten Fall das Geld durch seinen Oheim dort einziehen lassen. Aber die „rettende That“ brachte ihm harte Vorwürfe von diesem, da der Auftrag der Einziehung gerade mit andern unangenehmen Ereignissen zusammenfiel.

Keßler war fortwährend entzückt über Feuerbach's Vorlesungen. „Er war ein vortrefflicher Lehrer“, sagt er in seinen Erinnerungsblättern. Im Winter 1801 — 2 hörte er eifrig bei Schelling Philosophie und las außerdem seine Schriften. Loder's sogenannte Anthropologie, die er gleichfalls hörte, war eigentlich eine cursorische Anatomie, wobei man aber frische Präparate des anatomischen Theaters sowie dessen reiches Cabinet betrachten und benutzen durfte. Thibaut's Pandekten „waren ihm ein wahrer Genuß“.

In Familien war er wenig eingeführt, nur bei Professor Schnaubert, wo er durch dessen Sohn bekannt wurde, und bei Professor Gensler als dessen Landsmann. Einem größern ausgedehntern Umgangsverkehre war auch die Beschränktheit seiner Mittel durchaus entgegen. In einem Briefe an den Oheim im zweiten Jahre seiner akademischen Laufbahn schreibt er diesem nach genauem Berichte seiner gehörten Collegia und des daraus für ihn gezogenen Nutzens: „Auch über meine Ausgaben werde ich Ihnen noch Rechenschaft geben. Verschwendet habe ich hier gewiß nichts; allein die immer steigenden Preise aller Bedürfnisse seit einem Jahr machen, daß ich stets in einiger Noth bin. Von Schulden bin ich im strengsten Sinne des Wortes frei, aber auch fast ebenso frei von Vermögen. Auch meine Garderobe ist in allen Theilen so zerrüttet, daß sich außerhalb Jena mein Aeußeres schwerlich über das eines Handwerksburschen erheben würde u. s. w.“ Zu dieser sehr begreiflichen Bedrängniß Keßler's kam noch ein besonderes Unglück.

Ende Februar machte er mit mehren Freunden einen Spazierritt über Wöllnitz nach Lobeda. Auf den Wiesen war der Winterfrost ziemlich verschwunden, doch lag auf den Wassergrä-

den häufig noch Eis. Ueber einen solchen wollte er als kühner Reiter setzen, doch der elende „Philister" stürzte und Keßler wurde von dem Falle auf der einen Seite des Körpers ganz durchnäßt. Wegen der ledernen Beinkleider war diese Nässe besonders empfindlich. An Umwenden war jedoch nicht zu denken, das Pferd war einmal bezahlt, so sollte das Geld auch nicht umsonst ausgegeben sein. Auf Burg Lobeda waren bereits andere Studenten in der Gaststube, daher sich Keßler mit den Zeichen seines Sturzes in diese zu gehen scheute und die Freunde bewog, in einem anderen ungeheizten Zimmer den Kaffee und Bier mit ihm einzunehmen. Diese Partie zog ihm einen heftigen Rheumatismus, eine Lähmung in allen Gliedern zu. Mehre Tage lag er ganz unbeweglich und konnte keinen Finger rühren, alle Gelenke waren geschwollen und des Nachts phantasirte er. Um ihn vom Sopha nach dem Bette zu bringen, waren fünf Personen nöthig, die vorsichtig die Stellen an seinem Leibe aussuchen mußten, wo ihn ihre Berührung nicht unsäglich schmerzte. Tag und Nacht waren stets zwei Freunde bei ihm, und wenn zum Transport des Kranken mehre gebraucht wurden, so rief man die Holsteiner, die in demselben Hause mit ihm wohnten. Fromm behandelte ihn als Arzt unter Stark's Leitung.

Noch ehe sich die Krankheit zu diesem hohen Grade ausgebildet hatte, schrieb Keßler an den Oheim mit sichtbar schwankender Hand: „Wenn mich nicht Umstände nöthigten, Ihnen, lieber Herr Onkel, heute zu schreiben, so würde ich die Feder gewiß nicht ergreifen, denn mein schlechtes Befinden erlaubt mir nicht einmal, meine Collegia zu besuchen. Mein Kopf und Denkvermögen ist zu Allem untüchtig. Verzeihen Sie mir meine Klagen. — Ich schrieb Ihnen schon vor einiger Zeit, daß ich um einen Zuschuß bitten müßte, und ich muß jene Bitte wiederholen, die mir jetzt doppelt sauer wird. Ich würde Sie nur um 4 bis 6 Lbthlr. bitten, wenn ich nicht gleich am Tage des Empfangs meines Wechsels einem Freunde 2 Carolin hätte leihen müssen. Die Noth war so dringend, daß ich nicht sechs Minuten säumen durfte, ihm mein Geld anzubieten, um ihm zu helfen. Ich kann

dieses Geld später in Meiningen erheben, allein hier fürchte ich es jetzt sehr nöthig zu haben. Aus diesem Grunde muß ich außer jener Summe noch um diese 2 Carolin bitten. Ich würde Sie heute nicht mit diesen Zeilen belästigen, wenn ich nicht durch die Noth entschuldigt zu sein hoffen dürfte. Ihr gehorsamer und treuer Georg Keßler."

Unter diesen Brief schrieb der Oheim nach Empfang desselben: „Dieser Brief hat mir so wenig gefallen, daß ich ihm nichts darauf antworten und überschicken mag, besonders da ich ihm den bestimmten Wechsel erst vor vier Wochen übermachte, und er sein Geld, was er zu seinen Bedürfnissen braucht, nicht verborgen müßte." Und hiermit heftete er ihn ein in die Akten, und Keßler hörte und erhielt somit weiter nichts aus der Heimat. Als sich die Krankheit gebrochen hatte und seine Genesung so weit wieder vorgeschritten war, daß er auffein konnte, ergriff er in treuer Anhänglichkeit und unerschüttertem Vertrauen zu seinen theuern Verwandten in der Heimat zum zweiten mal die Feder und schrieb an die Tante, da er nach dem gänzlichen Schweigen seines Oheims, auf sein so dringendes Gesuch, annehmen mußte, daß dieser in Geschäften verreist sei. Er schildert ihr nun ausführlich Ursache und Verlauf seiner Krankheit, und rühmt den treuen Beistand seiner Freunde, indem er sagt: „An Wartung hat es mir nicht gefehlt; meine Freunde, vor allen der gute Kremmer, haben Alles an mir gethan, was ich von der edelsten Bruderliebe erwarten durfte. Oft habe ich über Kremmer meine Thränen nicht zurückhalten können, wenn ich allein war, denn eine Mutter kann ihren leidenden Sohn nicht mit mehr Vorsicht und Liebe behandeln als Kremmer mich bei meinen Schmerzen."

„In meinen schlimmsten Tagen, wo ich keinen Bissen Speise zu mir nehmen konnte, fühlte ich nicht, daß ich fern von der Heimat sei; allein jetzt, wo ich wieder Hunger bekomme und meine abgezehrten Glieder durch kräftige Suppen, die mir verordnet sind, stärken soll, muß ich es schwer empfinden, daß ich noch in dem elenden Jena bin. Ich muß beinahe alle Hoffnung aufgeben, mich hier ganz zu erholen, und doch ist mein sehnlich-

ster Wunsch, bald nur so viel Kräfte zu erlangen, um zu Ihnen eilen zu können. Ich habe den lieben Onkel schon vor vierzehn Tagen um Geld gebeten, ich hoffe, daß es unterwegs ist, denn ich bin in der größten Noth, in der man nur sein kann. In die Apotheke werde ich nicht allzu viel zahlen müssen, dagegen die Rechnung im Haus desto größer sein wird, für Thee, Kaffee, Bier u. dgl. für meine Wächter, deren ich bis heute immer zwei gehabt habe, macht schon eine gute Summe. Auch eine Klafter Holz habe ich der Krankheit wegen noch kaufen müssen. Auch der Aufwärterin muß ich ein gutes Trinkgeld geben wegen meiner Krankheit, wenn ich meinen Credit nicht verlieren will. Ich bitte also den lieben Onkel außer den früher erbetenen 2 Carolin noch um vier. Noch weiß ich nicht, wie ich selbst mit dieser Summe auskommen soll. Ich schleiche heute zum erstenmal in meinem Stübchen umher und fühle mich noch sehr matt. In hoffentlich drei Wochen umarmt Sie Ihr gehorsamer treuer

Georg Keßler."

Die Antwort darauf war, nach einem vorgefaßten Mistrauen gegen den stets so wahren und aufrichtigen Keßler, sehr bitter. Wie die rasche Frau einst in strenger Rede den Neffen gegen den Herzog vertheidigte, so richtete sie jetzt das scharfe Wort gegen ihn selbst. Sie schreibt:

„Es thut uns Allen sehr leid, daß du krank gewesen bist, und wünschen wir, daß du vollkommen wieder hergestellt sein mögest. Wärest du bei uns, so wollte ich dir recht gute Suppen machen lassen, doch in Jena wirst du auch ohne meine Suppen wieder wohl werden. Dein klägliches Thun um Geld hat meinen Mann nicht wenig befremdet, um so mehr, als du ihm Ende des Jahres schriebst, du habest keine Schulden, nur müßtest du immer mit der Noth kämpfen — so kann ich dein entsetzliches Lamentiren nicht begreifen, auch nicht wie — wenn man so in Noth ist — man einem ungezogenen Jungen, wie Fritz T., Geld leihen mag. Das dir zum Studiren bestimmte Geld ist wol nicht hinreichend, dir eine bequeme Existenz zu vergönnen, aber gewiß nothdürftige Erhaltung. Kannst du dich

denn nicht überzeugen, daß es Menschen gibt, deren Lage viel drückender ist? Die deinige halte ich gar nicht dafür! Ich denke, nach deinem Charakter zu urtheilen, wirst du künftig in unserem Hause auch keinen angenehmen und dich befriedigenden Aufenthalt finden. Ich bin meinem Gewissen schuldig, dir das Alles vorher zu sagen. Mein Mann schickt dir hier 4 Carolin — es ist ja dein Geld, und er will, da du reif genug bist, selbst zu denken, nicht durch Zurückhalten deines Geldes dich irgend wie in Verzweiflung bringen. Wir freuen uns, wenn du kommst und wir dazu beitragen können, deinen Sinn zu erheitern, und durch gute Suppen deinen Körper zu stärken.

Deine treueste Freundin H."

Dieser Brief, zwischen dessen Zeilen Keßler glaubte ziemlich klar lesen zu können, daß Frau Heim seine geschilderte Krankheit für eine fingirte halte, drohte ihn fast zu vernichten. Er hatte bisher in dem Glauben gestanden, er würde nach Vollendung seiner Studien in das ihm so werthe Heim'sche Haus zurückkehren, um gleich Amtmann Wagner und Justizamtmann Baumbach sich auf „Herrn Heim's Schreibstube" als praktischer Jurist ausbilden zu können, und wie diese, später in herrschaftliche Dienste überzugehen. Dieser schöne Traum verschwand nun wie ein Hauch vor seiner tief gekränkten Seele. Stolz, im Bewußtsein seiner Rechtlichkeit, gelobte er sich sofort, nie mehr bleibend in das Haus des Oheims zurückkehren zu wollen, statt dessen seinem glücklichen Geschicke zu vertrauen, was ihm gewiß die Aussicht auf einen andern Lebensweg zeigen würde.

Bei seinem edlen Charakter blieb er indeß, trotz der großen innern Aufregung, doch der vieljährigen genossenen Liebe und Wohlthaten von Seiten seiner Verwandten dankbar eingedenk, und schrieb, sobald er sich etwas beruhigt hatte, in diesem Sinne an sie. Mit tief ergreifenden Worten rechtfertigt er sich Punkt für Punkt gegen alle ausgesprochenen und theilweise nur angedeuteten Beschuldigungen, und schließt dann: „Die Stimmung meines Herzens und meiner Gedanken habe ich jetzt unverhohlen vor Ihnen ausgesprochen; könnte ich auch den todten Buchstaben auf

dem Papier meine Gefühle einhauchen! Wo mich vielleicht mein Schmerz zu harten Worten verleitet haben sollte, da will ich Sie aufrichtig um Verzeihung gebeten haben; wollte Gott, ich wäre nie genöthigt gewesen, einen solchen Brief zu schreiben. — Sie erlauben mir zu Ihnen zu kommen? Ich gedenke nächste Woche hier aufzubrechen. Noch bitte ich Sie aus dem Grund meiner Seele, zu vergessen, was Sie mir in Ihrem Brief gesagt, damit auch ich vergessen und mit ruhigem Gemüth unter Ihre Augen treten kann. Ich habe nie aufgehört und werde nie aufhören zu sein Ihr aufrichtiger Georg."

Gegen Mitte April wanderte er mit seinen Freunden Kremmer, Fromm und Deahna der Heimat zu. Die erste Tagereise bis Erfurt war etwas zu stark für den Genesenden, der vor der Stadt ermattet niedersank. Deahna träufelte ihm einige Tropfen Opium auf die Zunge, da erhob er sich wieder und schlich noch bis zum nächsten Gasthof. Ein kräftiges Abendbrot belebte ihn indeß wieder ganz, und des anderen Tages konnte die Wanderung mit den Gefährten ungestört fortgesetzt werden.

Nach der Rückkehr von Meiningen schreibt er seinem Freund in Frankfurt a. M. unter Anderm: „Mein Aufenthalt in M. hätte reich an Freuden sein können; aber es hinderte mich an dem vollen Genuß derselben immer ein gewisses Etwas, das mich unaufhörlich verfolgte. Das Schicksal stieß mich nur zu kräftig von der einst so theuren Heimat zurück. Die Ueberzeugung von der Liebe unserer gemeinschaftlichen Mutter steht indeß doch fest bei mir, so sehr auch manches harte Wort von ihr dagegen spricht. Die ersten Wochen nach meiner Rückkehr hierher waren ziemlich traurig, ich fühlte hier in jedem Winkel meine entschwundenen Freuden, den Verlust meiner früheren Zufriedenheit, und nur die Gewohnheit macht mir meine Lage wieder erträglich. Ich studire jetzt mit mehr Kraft und Erfolg als sonst, und die Zeit der Muße wird den schwankenden Bildern der Zukunft gewidmet. Noch bin ich ganz ungewiß, wo ich meine Augen nach einem Vierteljahr hinwenden soll." Am Ende des Briefes heißt es: „Von deinem Anerbieten, dir meine Briefe unfrankirt zuzu-

schicken, muß ich jetzt Gebrauch machen, denn es würde mir Mühe kosten, das Porto zusammenzubringen. Du findest dies vielleicht von mancher Seite hyperbolisch; allein weder meine Armuth noch meine Liederlichkeit darfst du nach diesem Merkmal messen. Ich bin weder in Schulden, noch ohne Geld, allein das Letztere habe ich erst von meinen Schuldnern zu erwarten. Uebrigens findest du gegen das Ende des Quartals unter zehn Studenten kaum zwei oder drei, die einen Groschen auftreiben können. Im bürgerlichen Leben wäre eine solche Noth unerträglich, allein der Student leidet nicht darunter, denn er hat überall Credit, und die kleinen Ausgaben muß der Hausphilister vorschießen. Bis zu diesem letzten halben Jahr waren meine Finanzen stets in bester Ordnung. Nun trifft mich in meinen alten Tagen auch noch das gemeine Schicksal."

Es ist gewiß gut, wenn junge Leute zuweilen ein harter Stoß im Leben trifft, sie vom Dämmern aufrüttelt zu kräftigem Handeln. Dies bewies sich auch an Keßler, der selbst bemerkt: „ich studire jetzt mit Kraft und Erfolg." Er hatte nun kein so sicheres Ziel mehr vor Augen, es galt, sich selbst ein Schicksal zu bereiten; das spornte ihn an. Auch sah er bald die guten Folgen seines erhöhten Fleißes, indem ihm durch seinen gütigen Beschützer und Rathgeber, Professor Gensler, eine annehmbare Stelle bei einem angesehenen Advocaten in Pößenek, Herrn Conda, angetragen wurde. Die Sache war so gut als abgemacht, und er berichtete darüber an den Vormund. Die gute Frau Heim, die es lange schmerzte, den talentvollsten, fleißigsten und treuesten ihrer Neffen sich durch ihre Strenge entfremdet zu haben, konnte indessen nicht müde werden, nun anderweitig für ihn zu sorgen. Sie hatte bereits nach Berlin geschrieben und ihm dort, durch Vermittelung ihres Schwagers, Geheimrath Heim, eine Hofmeisterstelle ausgemacht. Sie meldet ihm dies als Antwort auf seine Benachrichtigung, und fügt hinzu: „Erwäge wohl, was die Stelle in Berlin Vorzügliches hat, eine Verwandtschaft dort zu haben, die so gut und edel ist. Gute Gelegenheit noch viel zu lernen, Deine Verdienste können dort eher belohnt werden. Die Stelle

in Pößneck kann unmöglich diese Vorzüge haben, denn deine Geistescultur wird dort den Grad nicht erreichen, da die Gelegenheit und Mittel zu deren Förderung in Pößneck fehlen. In Berlin kannst du in deinen Freistunden noch Collegia hören, und so viel sehen u. s. w."

Keßler selbst war es keine ganz heitere Aussicht, aus der akademischen Freiheit in die dumpfe Registratur eines zwar geachteten, aber ihm ganz fremden Advocaten zu gehen. Die Aussicht dagegen, in einer großen Königsstadt erst die größere Welt kennen zu lernen, war sehr anziehend. Er suchte daher, durch die Vermittelung des über die Sache ganz billig denkenden Professors Gensler, die erste Verabredung wieder aufzulösen, und nahm den Vorschlag an, nach Berlin zu gehen.

Enger verband er sich nun mit seinem Freunde Abeken, der ebenfalls und in gleicher Eigenschaft nach Berlin in das Haus des Ministers von der Recke berufen war; desgleichen mit Dr. Schnaubert, welcher seinen ärztlichen Cursus in Berlin machen wollte, und dessen Vater Keßler bat, seinen Sohn dem „berühmten Heim" dort vorzuführen. Die Schleswiger und Holsteiner Höpp, Sternhagen u. s. w. waren bereits mit Anfang der Osterferien abgegangen und standen nur noch durch lebhaften Briefwechsel mit ihm in Verbindung. Dagegen hatten ihn andere Freunde, Mohnike, Schlegel, Eckstein u. s. w. noch zu einer Ordensverbindung kurz vor seinem Abgange herangezogen. Sie waren Unitisten, und er ließ sich ohne Bedenken in den Orden aufnehmen, da derselbe keine burschikosen Zwecke hatte, sondern nach damaliger Art einen rein philosophisch-schwärmerischen. Die feierliche Aufnahme in denselben hatte auch keinen weiteren Einfluß auf seine Denk- und Handlungsweise; er brachte nur allerlei aphoristische Gedanken über das Wesen des Ordens zu Papier, und das machte, daß er noch mit erhöhter Begeisterung seinen Freunden anhing. Zu dieser Begeisterung mag wol auch der Grund in seiner nahen Trennung von Jena und seinen Freunden gelegen haben. Ueber diese schreibt er noch an den Oheim: „Von meinen Empfindungen bei dem bedeutenden Wechsel, der mir jetzt

bevorsteht, will ich nichts Bestimmtes sagen. Meine Ruhe dabei wird durch den Gedanken an Ihre väterliche Liebe und Fürsorge genährt. Sobald ich mich einige Zeit in meiner neuen Lage befunden haben werde, kann ich Ihnen gewiß viel mittheilen, denn ich stelle mir die Revolution, die mein ganzes Wesen bedroht, nicht gering vor." Der Oheim hatte ihm 10 Friedrichsdor gesandt, für welche er sich neu zu equipiren und einzurichten habe zu seinem Auftreten in Berlin. Die Tante fügte dieser Sendung noch einen Bogen voll wohlmeinender mütterlicher Ermahnungen bei, und schloß darin: „Lebe nun wohl, lieber Georg, gehe ohne Commers von Jena weg, es wird dir's in Berlin Niemand ansehen."

Dessenungeachtet lesen wir in Keßler's Erinnerungsblättern: „Den 19. September 1802 verließ ich Jena unter einem feierlichen Comitat bis Naumburg, wo sich die Senioren der Leipziger Unitas noch zur Verherrlichung des Tags einfanden. Mit zerrissenem Herzen und unter unzähligen Thränen schied ich von meinen lieben Freunden. Die Mecklenburger, Brückner, Natorp und Müller reisten in ihre Heimat. Wir vier fuhren daher in einem Wagen zusammen bis Halle und setzten uns da auf die berliner Post. Der Hauptwagen war schon ganz mit Hallensern besetzt, daher wir in einen Beiwagen kamen. Gleich auf der ersten Station wurde von einem Wagen zum andern ein kräftiges Schmollis herüber und Fiducit hinübergerufen, und dieses dann im Posthause zu Radegast förmlich vollzogen. Unter diesen neuen hallischen Brüdern war von Gerlach, mein nachheriger College an der kurmärkischen Regierung, und treuer vieljähriger Freund. Auch Koreff, der plauderhafte Jude, war darunter. Wenn er aus dem Wagen taumelte, legte er sogleich aus und machte Fechtbewegungen mit den Armen unter allerlei correspondirenden Grimassen, dabei recitirte er mit imponirender Geläufigkeit Stellen aus dem Homer, bald griechisch, bald nach der Vossischen Uebersetzung, declamirte dazwischen wol auch philosophische Deductionen aus Schelling's Lehre.

So kam ich am dritten Tage nach Berlin."

Dritter Abschnitt.

Hofmeisterleben.

Bisher war Keßler fast in denselben Verhältnissen von Jugend auf geblieben. Der Uebergang von der Schule zur Universität war nur ein kleiner Schritt zur Freiheit und Selbständigkeit des Menschen; Keßler fühlte sich fortwährend theils getragen, oder auch gehemmt durch die Fürsorge der Seinen. Nun trat er in eine ganz neue Epoche seines Lebens; er sollte dieses selbst gestalten, wirksam und thätig sein für Andere, nicht mehr allein lernen für sich, sondern auch lehren, und neben diesem neuen Geschäfte die schwere Schule des Lebens zu durchwandeln beginnen. Er fühlte die Wichtigkeit dieses Schrittes, wie wir aus der Mittheilung an den Oheim gesehen, doch weniger durch ein banges sorgliches Vorgefühl ihm bemerkbar, als durch ein ungeduldiges Streben, sich in dem größern Weltverkehre zu bewegen, nach welchem ihn seine Sehnsucht hindrängte.

Wie sehr sich die Jugend oft täuscht, die eine größere Glückseligkeit in dem Treiben großer Städte und deren gehäuften Genüssen sich träumt, werden wir auch an Keßler wahrnehmen, ebenso, wie gefahrvoll es oft für die wackersten Jünglinge ist, in dergleichen verlockende Umgebungen gebracht zu werden — doch dürfen wir dem Ausspruch unseres großen Dichters vertrauen, der sagt:

> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt,

der sich auch an Keßler bewahrheitete. Konnten ihm auch viele unangenehme Gefühle, z. B. die peinliche Oede in Mitte vieler tausend ihn umgebender lebender Geschöpfe, das Drückende, in

dieser nicht als Mensch nach seiner inneren Würde, sondern lediglich nach seiner äußern Stellung beachtet zu werden, nicht erspart werden, so werden wir andererseits auch sehen, daß er sich Bahn durch ein hartes Leben zu brechen wußte. Es war betrübend, daß Keßler die Periode seines Lebens, wo seine geistige und leibliche Entwickelung zu einer höheren Reife gelangen sollte, daß er diese in der Beschränktheit eines Hauslehrers hinzubringen genöthigt war, noch dazu in einer zurückgezogen lebenden und wol höherer Bildung entbehrenden Familie, deren Hauptbesitzthum sieben Kinder waren, die seiner Erziehung übergeben wurden. Eigentlich paßte er durchaus nicht zu einem Hauslehrer; eine dazu nothwendige Fügsamkeit gegen die Aeltern und die nöthige Geduld gegen die Kinder fehlte ihm gänzlich. Man könnte von ihm sagen, was Freiherr vom Stein in dessen von Pertz geschildertem Leben von Graf Arnim sagt: „Seine Festigkeit und Consequenz artete oft in Härte und Eigensinn aus; er besaß aber ein hohes Gefühl für Recht und Ehre."

Geheimrath Heim, der ihm diese Stelle ausgemacht, hatte kein näheres Interesse für den ihm aus der Jugend kaum mehr erinnerlichen, später ganz fremd gewordenen Keßler, daher er für diesen die erste beste Stelle nachwies, die sich ihm darbot. Keßler entschuldigte dieses Verfahren vollkommen, wie wir aus einem späteren Briefe an seinen Freund in Frankfurt a. M. ersehen, wo er sagt: „Heim kannte mich, schlechthin gesagt, gar nicht; ich kam unmittelbar von der Universität, war 20 Jahre alt und dem Namen nach Jurist. Was konnte er von mir erwarten? Ließ ich mich schlecht an, so hätte ich ihm Schande bereiten, und ließ ich mich nur ebenso, wie gewöhnlich an, wenigstens Verlegenheiten zuziehen können. Sonach wirst du begreifen, wie ich in ein völlig unbekanntes Haus hier kam, wo ich mehr von der Welt abgesondert bin, als wenn ich auf dem Lande lebte, und welches auch mit meinen Verwandten in keiner Verbindung steht, als daß mein Onkel Arzt im Hause ist. In dem halben Jahre, wo ich hier lebe, bin ich weder allein, noch mit meinen Zöglingen je in ein fremdes Haus auf Veranlassung meines Prinzipals

gekommen. Noth leide ich freilich nicht, und ungenirt bin ich auch, aber ich habe den ganzen Tag sieben, bis auf zwei, höchst träge Kinder um mich, die ich in vier Classen theilen muß, die schief geleitet sind und fortwährend schief geleitet werden, ohne daß ich eine einzige Idee an ihnen ausführen kann. Meine Erholungen kosten mich viel, so einfach sie auch sind. Schauspiel und Musik erhebt mich am sichersten. Mein Umgang besteht aus einigen Freunden, die ich meinem trauten Jena verdanke. Mein Leben nähert sich jetzt mehr und mehr wieder dem Studentenleben u. s. w."

Die unangenehme häusliche Existenz hatte den nachtheiligsten Einfluß auf Keßler's geistige und körperliche Stimmung. In einem seit seinem Eintritt in das neue Verhältniß begonnenen Tagebuche sagt er darüber am 3. November: „Ein schlimmer lange andauernder Husten erinnert mich oft an den Tod. Häßlich erschien er mir nie, jetzt denke ich zuweilen mit Freude und Sehnsucht an ihn, bin aber dabei fest entschlossen, der Welt nicht mit einer fatalen langen Krankheit zur Last zu fallen, sondern dem Tode, wenn ich ihn sicher auf mich loskommen sehe, freudig mit einem Trunk Opium entgegenzugehen."

Den schönsten und reinsten Genuß gewährte ihm der Besuch des Heim'schen Hauses, wo er stets mit Liebe und Freundlichkeit aufgenommen wurde. Doch schreibt er in seinem krankhaften Unmuth im März an seinen Freund: „Ich gehe nicht so häufig zu Heim's, als ich wol sollte; aber da ich noch arm an geselligem Talent bin, und die Welt noch nichts an mir abgeschliffen hat, so fürchte ich, wo ich mich zeige, lästig zu fallen."

Eine sogenannte Fête im Hause des Prinzipals kommt ihm als „ein Act des menschlichen Unsinns vor". Er äußert sich darüber in seinem Tagebuch: „Lange hatte man von diesem wichtigsten Tage des Jahres gesprochen, und wenn man auch nicht davon gesprochen hätte, so mußten Einen schon die mächtigen Zurüstungen überzeugen, daß etwas Großes im Werke sei. Mir fielen die Zubereitungen zum Kirchweihfest in der Heimat ein, die mich als Kind so sehr interessirten. Doch war dort weit mehr

Realität im Zweck und doch weniger Aufwand von Mühe, Geld und Sorgen in den Mitteln. So haben gewiß die peinlichen Zweifel, ob auch die Austern ganz frisch sein möchten, meinem braven Herrn Major manche Stunde der Ruhe geraubt. Spärlichkeit wird das ganze Jahr gepredigt und ausgeübt, und nun scheint man recht darauf bedacht zu sein, lang Erspartes in wenigen Stunden zu verbringen, um einen recht glänzenden Aufwand damit darzustellen. Dennoch läßt es sich durch nichts verdecken, daß das Ganze nur eine Generalabfütterung ist, welche die Convenienz als Steuer auf Stand und Verhältnisse des Fütterers gelegt hat. Die Seite, von welcher ich das Ganze betrachtete, machte mir meine untergeordnete Stellung als Hofmeister unter dem Haufen alter Prachtstücke des militärischen Adels, und einiges hochmüthigen Nachwuchses, wahrhaft interessant; ich hätte über Alles lachen mögen. Das Komischste, was mir begegnete, war, daß ich einer steifen, gnädigen Frau Majorin meinen verächtlichen Arm zu bieten wagte, als man sich vom Tisch erhob. Die wenigen Momente, wo ich so neben ihr herzog und sie sich mit ihrem Arbeitsbeutel zu thun machte, um von meinem guten Willen keinen Gebrauch machen zu müssen, mögen ihr kaum mehr Angst, sich etwas zu vergeben, verursacht haben, als mir es Mühe kostete, das Lachen zu halten."

Keßler war nicht an seinem Platz in diesem Hause; es drängte ihn daher stets aus demselben, um Zerstreuung und Erholung nach des Tages Last und Mühen zu suchen. Er fand diese immer bei seinen Freunden. Traf er bei Dr. Schnaubert Abeken, so stellten sie sogleich einen Jena'schen Abend dar, wo ernste Unterhaltung mit jugendlichem Frohsinn gewürzt wurde. Doch geschah dies selten, da Abeken durch seinen einen Zögling sehr gebunden war. Keßler fand sich daher häufiger bei einem andern Freund, Namens Sprengel ein, der ein Sohn des hallischen Professors Matthias Sprengel war, und von dem er sagt: „Ein Mensch von vielen Kenntnissen, überhaupt einem offenen munteren Geist. Seine höchste Wonne ist — trinken. Er kennt nur ein Unglück, weder Geld noch Credit zu haben." Sprengel

hatte immer Zeit, die Freunde zu empfangen, und so fand sich mit Keßler auch Schnaubert und ein gewisser Böhlendorf bei ihm ein, wo dann Tarok gespielt wurde bis in die späte Nacht hinein; oft auch wurde ausgegangen. Ueber Sprengel sagt Keßler noch: „Seine Excentricität im Trinken und Wohlleben unterhält mich; doch macht er mich auch oft ein Bischen irre. Ich merke dies deutlich an meiner übeln Laune, wenn ich mit ihm verkehrt habe. Mein Verhältniß als Lehrer und Erzieher ist dann mangelhaft und schlecht. Durch die Unarten meiner Zöglinge lasse ich mich zu einem mürrischen, auffahrenden Betragen gegen sie verleiten, was meiner äußeren und inneren Achtung nur höchst nachtheilig sein kann."

Meist wurde in dem Tagebuch der Abende gedacht, die er mit den Freunden zugebracht hatte, wo es z. B. im Anfang März 1803 heißt: „Gestern verlebte ich einen frohen Abend bei Schnaubert, wo ich mit Sprengel und Böhlendorf Tarok spielte. Im Vergessen jedes Verhältnisses, das mich drückt, war ich heiter und gesprächig und blieb bis 12 Uhr." Doch wird auch anderer, edlerer, erheiternder Genüsse gedacht. Kurze Zeit nach dem oben erwähnten verspielten Tage heißt es im Tagebuche: „Habt Dank, gütige Götter, für die seltene Gabe eines heiteren, geist= und lebensvollen Tages. Laßt die Begeisterung nicht sinken, die meine ausgetrocknete Empfindung wieder erhebt." Er schildert beim Erwachen des Frühlings einen schönen Spaziergang mit Böhlendorf unter traulichen Gesprächen, dann auf dessen Stube beim Thee Mittheilung eines Briefes von Hölderlin aus der Schweiz an Böhlendorf, und zuletzt wurde in Reineke Fuchs bis zum 36. Capitel gelesen. Dann sagt er: „Eine sichere Kraft durchglühte mein schwaches Wesen, dem Schönen, Edlen zu leben und mich dem Schlechteren, Unwürdigen zu entreißen. Ich faßte Muth, jeden Schatten von bindendem Verhältniß aufzugeben und mich mit der vollen, sehnenden Brust der weiten großen Welt zu überlassen."

Doch schon Ende März heißt es wieder im Tagebuch: „Heute ging ich nach den Zelten, traf Sprengel, Schnaubert und Böhlendorf, und spielte mit diesen Tarok; wir gingen dann zu Josti,

von da in eine Restauration, spielten Billard, und so kam ich um Mitternacht nach Hause. Ich lachte heute ungewöhnlich viel; keine Idee, nicht einmal ein ernster Gedanke konnte in meiner Seele haften. Nur Gelegenheit und Geld mangeln, sonst würde ich gewiß ein lockerer Bursche in Berlin werden können. Mein Gemüth ist zerrissen und nicht eigentlich froh. Die Last meiner täglichen Umgebung ist mir unerträglich, und wenn ich sie abgeschüttelt habe, so befinde ich mich in einer Art von verzweifelter Munterkeit, die den innern Menschen nicht wahrhaft begeistert und selig macht."

In diesen Zerstreuungen traf ihn unerwartet die Ankunft seines Freundes Mohnike, des sanften, herrlichen, kindlich reinen Gottesmenschen. Schon sein erstes Begegnen erschütterte Keßler tief; am Abend nach seiner Abreise schrieb er in seine vertrauten Blätter: „Freundschaft und Liebe, in euch lebet und wohnt der Geist Gottes! Nur durch euch wird der Mensch über das gemeine Irdische erhoben, nur in euch kann er die Natur und das Leben im treuen Bilde anschauen. Geliebter Mohnike! Dir gilt, was ich hier sage — dir! von dem ich noch voll bin. Wie ein heiliger Schutzengel erschienst du mir in diesen Tagen, mir auf eine göttliche Weise, durch bloße innere Bewegung, das Gemeine, dem ich so nahe war, zu zeigen, mich zu warnen und zu stärken. Du schlossest mir den Sinn wieder auf, den das kurze Leben in der mich umgebenden Verderbniß schon geschwächt und abgestumpft hatte. — Gütiger Himmel! erhalte mir ihn, laß mich im Geiste mit ihm verbunden bleiben. Wie leer und fade ist das Leben ohne Liebe, ohne einen wahren Freund. Wie zitterte ich, lieber Mohnike, als ich deine Ankunft erfuhr! Mit wahnsinniger Eile lief ich zu dir — ich umarmte dich, mein Wesen wurde aufgelöst und die Gährung in meinem Innern zeigte mir, wie verändert, wie zerstört es war."

Keßler zog sich nun von der ihm fast schon zu lieb gewordenen Lebensweise zurück, theilte fleißiger die Spaziergänge seines Majors und dessen Kinderschar nach der Hasenheide, wo freilich meist nur von Bomben und Kartätschen die Rede war, und

ging von nun an häufiger zu Heim. Dieser redliche Mann hatte längst bemerkt, daß sich Keßler, mit dem er sich gern über alles Mögliche unterhielt und immer Kraft und Tüchtigkeit in seinen Urtheilen und Ansichten fand, in eine ihm nicht ganz zusagende Lage versetzt fühle, und war bemüht, ihm eine bessere Stelle auszuwirken. Nach einiger Zeit glaubte er diese gefunden zu haben bei dem Geh. Oberfinanzrath von B., der einen einzigen Sohn von zwölf Jahren hatte. Von diesem circulirten zwar mannichfache Gerüchte, z. B. daß er seinen ihm gegebenen Hofmeister aufs äußerste quäle, ja den letzten dahin gebracht habe, daß er sich aus Verzweiflung entleibte. Doch hoffte Heim, die Bedingungen, unter welchen er „seinen Vetter" in dies Verhältniß bringen würde, so zu stellen, daß er einen reellen Nutzen für dessen Zukunft daraus erzielen könnte; auch traute er Keßler's Kraft und Entschlossenheit zu, daß er sich nie zum Aeußersten bringen lassen würde. Er trug also Keßler die neue, scheinbar bessere Stelle vorläufig an. Dieser hatte inzwischen andere Verbindungen angeknüpft, seine ihn drückende Lage zu verändern, theils mit Freunden, die in Rußland vortheilhafte Anstellung gefunden hatten, theils mit seinem Freunde S. in Frankfurt a. M., der inzwischen seine Stelle mit einer andern in Crefeld vertauscht hatte, und mit Freuden Alles that, seinen Jugendgenossen als Hofmeister in dasselbe Haus zur Erziehung der zwei Söhne seines Prinzipals zu bringen. Die Unterhandlungen darüber waren im besten Gange und ihrer Entscheidung, die Crefeld den Vorzug gab, nahe, als Keßler den Antrag von Heim erhielt, der ihm die neue Stelle auf alle Weise als annehmlich pries, indem er hervorhob, daß sie ihm Aussichten für seine Zukunft bieten würde; das Hofmeisterleben sei eine elende Sache, nur ein Nothbehelf, bevor man etwas Reelleres vorstellen könne; Keßler müsse hier noch Geh. Finanzrath werden. Ein schlechtes Gehalt bei einem Manne, durch den er etwas erreichen könne, müsse ihm lieber sein als alles Geld bei einem anderen, bei dem er ewig im Dunkeln bleiben würde. Dieses Raisonnement verstimmte Keßler, es schien ihm nicht ganz redlich, eine Verpflichtung gegen Jemand zu über-

nehmen, bei der ein dunkler Hintergrund selbstigen Eigennutzes sei. Dazu schien es ihm unrecht, die halb gegebene Zusage an seinen Freund in Crefeld wieder zurückzunehmen. Er verkannte jedoch bei allen jetzt gegebenen Zweifeln und Schwankungen, in die er sich so plötzlich versetzt sah, nicht, daß Heim's Verwendung für ihn vom redlichsten Willen und dem größten Wohlwollen zu ihm geleitet werde, dafür er sich um so dankbarer zeigen müsse, als er sich einer Art Mistrauen gegen diesen trefflichen Mann, in Bezug der Beschaffung seiner ersten Stelle, bei Major v. W. schuldig gemacht habe. Er willigte zunächst ein, daß ihn Heim persönlich mit dem Geh. Oberfinanzrath v. B. bekannt mache.

Nach dieser Vorstellung schrieb Keßler am 6. Mai in sein Tagebuch: „Nicht leicht ist mir in meinem Leben ein Mann vorgekommen, dessen Ueberlegenheit ich sogleich beim ersten Blick anerkannt, den ich mit so inniger Freude und Ergebenheit meinen Herrn und Meister genannt hätte. Diesen herrlichen Mann mußte ich lieben, so wie mich das freundliche, unbeschreiblich sanfte Licht seiner klaren, geistvollen Augen traf. — Der Himmel bewahre mich hier vor Täuschung! —"

Herr v. B. war so schlau, den Besuch von Keßler als eine Zusage von ihm zu betrachten, und sprach nur von dem baldigen Antritt seiner neuen Stellung als Erzieher seines Sohnes zu ihm. So sah sich Keßler gefangen, ehe er sich's versah.

Er mußte nun seinem Freunde S. in Crefeld die Sache abschreiben. Nachdem er ihm den ganzen Gang der Angelegenheit dargelegt, sagt er: „Wenn ich an dich denke, und an deine thätige Liebe, mit der du mich in deine Nähe zu bringen suchtest, so werde ich traurig und niedergeschlagen; ich möchte Berlin und die ganze hiesige Welt verwünschen, ausgenommen die Heim'sche Familie. In der That hänge ich an diesen lieben Menschen, die ich ein halbes Jahr lang meist mit unsichern, verblendeten Augen ansah, mehr als ich mir selbst gestehe. Besonders verkannte ich die Liebe des vortrefflichen Heim, der sich vor allen seinen Brüdern durch Lebendigkeit und dabei kindliche Offenheit auszeichnet, sodaß gewiß Keiner die Liebe eines Menschen so leicht

gewinnt als dieser. Deswegen würde ich lieber das Schlimmste dulden, ehe ich fähig wäre, ihn zu beleidigen."

Am Abend schrieb Keßler in sein Tagebuch: „Heute schickte ich den Brief nach Crefeld ab, worin ich den ehrenvollen Anerbietungen, dahin zu kommen, entsagte. Als der Brief fort war, überfiel mich eine bange Ahndung, als werde es das Schicksal an mir rächen, daß ich nicht das nothwendig Scheinende mit Gewalt zerriß und dem Gebote meines Herzens folgte."

Am 26. Mai wälzte sich Keßler die große Last vom Herzen, seinem Herrn Major zu kündigen. „Obgleich ich immer schon hoffte", schrieb er ins Tagebuch, „daß er mir im Ganzen Recht zu diesem Schritt geben müsse, so überstieg doch die Güte, mit der er meine Vorstellung aufnahm, meine Erwartung. Meine Seele hat nichts Arges gegen diesen wohlmeinenden Mann, und ich bin überzeugt, daß er mir es noch danken wird, daß ich ihm einen bessern Erziehungsplan für seine Kinder entworfen."

Dieser Plan betraf besonders die beiden ältesten seiner Zöglinge, den Sohn des Majors und einen Neffen von ihm, von Schlichting, für deren wissenschaftlichen Unterricht er den Besuch eines Gymnasiums dienlicher hielt. Er versprach zugleich, alles dazu Nöthige einzuleiten und die Knaben bis zu seinem Abgange zur Aufnahme in dasselbe hinlänglich vorzubereiten.

In naher Aussicht, den beschränkten Verhältnissen, in denen er sich bewegte, bald enthoben zu werden, widmete sich Keßler nun seinen Obliegenheiten mit freudigem Muth und vermehrtem Eifer, und gewann in dieser Stimmung die ihn zumeist interessirenden Knaben wahrhaft lieb. Ein Sommeraufenthalt mit der Familie W. auf dem Lande, wo er Großen und Kleinen den Unterricht, so weit es thunlich war, im Freien ertheilte, wodurch sich deren Geistesgaben naturgemäßer entwickeln und bemerkbar machen konnten, erheiterte und stärkte ihn sehr, auch kam er dadurch der ganzen Familie um so viel näher, sodaß er fast mit Wehmuth der Trennung von Allen entgegensah. Im Herbste ließ er seine beiden ältesten Zöglinge examiniren und führte sie im October auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster ein.

Bei seinem Abschiede von den Knaben übergab er Schlichting, von dem er die schönsten Hoffnungen hegte, eine Gedenkschrift, die er für diesen aufgesetzt, in welcher er sowol ihm als auch Georg W. die trefflichsten Ermahnungen und Lebensregeln in wahrhaft väterlicher Weise gibt, sodaß sie dieselbe als Leitfaden ihrer ganzen Jugendzeit betrachten durften. Hierauf brachte er noch einen ganzen Tag in der Heim'schen Familie zu und trat dann in seine neue Stelle ein.

Am 16. October schrieb er ins Tagebuch: „Es ist unmöglich in Worte zu fassen, was meine Seele drängt und zerreißt. Herrn v. B.'s Ueberlegenheit drückt mich danieder, indem mich seine Güte immer wieder erhebt. Ohne Zweifel würde ich mich etzt gern wieder in meine alte unwürdige Lage versetzt sehen, und dennoch würde mir eine Stimme zurufen, daß ich schwach und elend handle! Mein Abschied von W.'s zeigte mir deutlich, wie sehr ich Mensch bin und wie sehr mich Liebe bewegen kann. Nach meinen ältesten geliebten Zöglingen zieht mich eine starke Sehnsucht, und Thränen schwellen meine Augen, wenn ich ihrer gedenke. Die sonderbare Mischung von Höhe und Tiefe in dem Charakter meines jetzigen Zöglings ist mir eine viel zu schwere Aufgabe, als daß ich ihre Lösung nur wagen möchte. Die Kreuzung von Ideen in diesem jungen Kopf, die aus den ernstesten und individuellsten Quellen eines glücklichen Geistes und aus den Verkehrtheiten, die eine zu glänzende Erziehung in ihn getragen, wunderbar zusammengesetzt ist, erfodert ebenso viel Gründlichkeit und umfassende Kenntniß der Wissenschaft, als Gewandtheit im Leben. Weder diese noch jene besitze ich, sowie sie absolut nöthig sind, um die Pflichten als Lehrer gegen diesen Knaben erfüllen zu können. Ein solcher Knabe bedarf eines sehr vollendeten Mannes, der ihm sein Studium ungetheilt widmet, um ihn dahin zu bringen, wozu die Keime in ihm verborgen liegen. — Meine Leiden in Berlin sind von der sonderbarsten Art; sie werden durch Extreme geboren, und ihre eigentliche Schwere liegt in meinem Bewußtsein, die Güte und Achtung nicht zur Hälfte zu verdienen, die man an mich verschwendet.

Meine Liebe und Dankbarkeit gegen meine Verwandten zieht mir die größte Pein zu, und ich begreife nicht, wie ich mich aus meiner Noth befreien will, ohne ihre Liebe zu verlieren, oder doch mich derselben unwerth zu zeigen. Ebenso quält mich das große Vertrauen des Herrn v. B., was ich nicht zur Hälfte zu belohnen vermag. Mit Angst schaue ich in die Zukunft. Das Papier ist mein einziger Trost, indem es willig meine Klage aufnimmt und meinem Kummer einen Abzug gönnt."

Bei Heim's Unterhandlung mit Herrn Geh. Oberfinanzrath v. B. über Keßler's Anstellung bei demselben verlangte Heim die sichere Aussicht und später thätigen Beistand und Fürsprache zu dessen Eintritt im preußischen Staatsdienst. Herr v. B., der seinen Sohn kannte und bereits die traurigsten Erfahrungen darüber gemacht hatte, daß es nicht leicht einem Erzieher möglich sei, bei demselben auszudauern, verlangte für Zusage der gestellten Bedingungen, daß Keßler unter allen Umständen bei seinem Sohne verbleibe, bis dieser reif zur Universität sei, und ihn auch da noch mehre Jahre leite. Heim setzte Keßler in Kenntniß davon. Dieser war zwar nicht ganz mit der gegenseitigen festen Bindung zufrieden, doch dachte er in seiner damals ihm so unangenehmen Lage weniger an die Zukunft, als an die Lösung der Gegenwart, der er entgegenschmachtete, und willigte ein. Sodann berichtete er über alles Dies dem Vormund in der Heimat, wie dessen Bruder sich so liebreich für ihn verwendet und sogar schon für seine Zukunft gesorgt habe; worüber der Vormund sich freudig ausspricht und dem Neffen dazu Glück wünscht. Nachdem nun Keßler die neue Stelle angetreten und bekannter geworden war mit der schweren Aufgabe, die zu lösen er sich anheischig gemacht, schrieb er an den Oheim, bezüglich auf jene Glückwünsche: „Die Aussichten für meine Zukunft kann ich noch keineswegs als sicher betrachten, da ich stets in der Gefahr schwebe, daß mein Zögling meine Geduld erschöpft und ich ihn fliehen muß."

Nach Ablauf des ersten Jahres des Erziehungsversuchs an dem jungen v. B. schreibt Keßler ausführlicher über seine Stel-

lung in dem Hause des Herrn v. B., über diesen selbst und dessen Sohn, an seinen Bruder in Westfalen: „Der erste Eindruck, den mein Prinzipal auf mich machte, ist geblieben und wird, wie ich hoffen darf, nie getäuscht werden. Sein heller durchdringender Verstand gibt mir ein sehr heilsames Vorbild in dem unbestimmten Handeln, wozu die Phantasie und Schwärmerei der Jugend so leicht führt. Sein ausgebreiteter Wirkungskreis verschafft mir manche Gelegenheit, für meine Bildung etwas zu thun, was ich nirgends in meinem Stande so leicht würde haben können. Auch dürfte ich mir die besten Erwartungen von der Zukunft machen, wenn es mir gelänge, etwas Würdiges aus meinem Zögling zu schaffen. Der Vater gibt mir bei der thätigsten Unterstützung volle Gewalt über den Sohn, woraus natürlich folgt, daß ich ihn stets zu überwachen habe und meine Freiheit hierdurch sehr beschränkt ist. Indeß wird mir jede Beschränkung leicht zu ertragen, da ich die Güte und Vortrefflichkeit der Aeltern in anderer Rücksicht erkenne, und bezugs dieser und der äußeren Bedingungen ich meine Lage in jedem Betracht vortheilhaft, blühend und höchst angenehm nennen könnte. Allein dem Sohn ist durch seine frühere Erziehung eine nicht liebenswürdige Richtung gegeben. Er hat eine unbezähmbare Neigung, Alles zu unterjochen und nach seinem Willen zu lenken. Kann er dieser nicht durch Macht fröhnen, so sind Gewandtheit und List die Mittel, deren er sich bedient. Daher beträgt er sich gegen ihm Ueberlegene mit seltener Feinheit, Untergebene hingegen und besonders Kinder tyrannisirt er auf ärgerliche Weise. So gewandt und talentvoll sein Kopf, so unkindlich, hart und gefühllos ist sein ganzes Wesen. Du siehst also, daß neben den Rosen meiner jetzigen Verhältnisse auch viele Dornen liegen, auf denen zu wandeln oft sehr hart ist u. s. w."

Die unangenehmen Charakterzüge des Knaben steigerten sich von Jahr zu Jahr, indem seine eigene Kraft wuchs und sein böser Wille an dem eisenfesten des Erziehers sich häufig brechen mußte. Er versuchte auf alle Weisen, sich diesen aus dem Wege zu schaffen durch die raffinirtesten Kränkungen aller Art; doch

im Beisein des Vaters spielte er den unterwürfigen, von des Lehrers Vorzügen begeisterten Zögling, was Keßler's geraden offenen Sinn oft empörte und diesem eine bittere Richtung gab, die sich durch entschiedene Kälte gegen den Heuchler aussprach. Keßler rang nach Fassung und Ruhe des Gemüthes. Viele Bogen, voll des bittersten Schmerzes, schrieb er in sein Tagebuch, ja sogar mehrmals fühlte er sich dem Schritt nicht fern, durch den einer seiner letzten Vorgänger ein so tragisches Ende genommen. Doch sein guter Genius, den er in der Heim'schen Familie suchen durfte, schützte ihn. Um dem anscheinend getäuschten Vater über des Sohnes Verderbtheit die Augen zu öffnen, fertigte Keßler über dessen Betragen Conduitenlisten im Ueberblick von einer Woche zur andern an, um sie ihm gelegentlich vorlegen zu können, doch konnte er es lange nicht über das Herz bringen, den von schweren Staatsgeschäften belasteten Vater damit zu betrüben.

Von einer Reise in den Harz, mit dem Zögling und dessen Mutter, zu Verwandten der Letzteren, hoffte Keßler viel, da eine ähnliche Erfrischung in der schönen Natur einst so vortheilhaft auf seine Zöglinge in der v. W.'schen Familie gewirkt hatte. Doch hier veranlaßte sie gerade das Gegentheil. Der Knabe fühlte sich befreit von der Ueberlegenheit seines Vaters, das Einzige, was ihn zu zügeln im Stande war; nun überließ er sich ohne alles Maß den Eingebungen seiner übeln Laune und dem entschiedenen, von ihm selbst ausgesprochenen Haß gegen seinen Hofmeister.

Gegen Ende des Jahres glaubte sich Keßler nicht länger verpflichtet, ein so hartes Loos fortdauernd ertragen zu müssen, und überwand sich endlich, Hrn. v. B. zu sagen, daß er es mit seinem Sohn nicht länger aushalten könne; er bäte ihn, seinem Erziehungsgeschäft ein nahes Ziel zu setzen. Herr v. B. versprach die Sache zu überlegen. Des anderen Tages ließ er Keßler rufen und versuchte, ihn zum Bleiben zu bereden. Dem Tagebuch entnehmen wir die Verhandlung. „Er sparte keine Worte, weder harte noch versöhnliche, und schloß damit, daß ich mich bedenken möchte, ob ich gehen oder bleiben wolle. Es bedurfte hier kei-

nes Bedenkens. Ich erwiderte, ich müsse auf meinem Beschluß beharren. Mittags sah der Vater starr vor sich hin, die Mutter verhielt mit Mühe die Thränen, und ich konnte nur mit äußerster Anstrengung Weniges genießen. Ich hatte in diesem Moment keinen furchtbareren Gedanken, als noch mehre Monate in einem solchen Zustande verbleiben zu müssen. Nur der kalte berechnende Knabe behielt bei Tische seine volle Besonnenheit nicht nur, sondern suchte durch eine platte, unangenehme Lobeserhebung meiner selbst eine Art von Unterhaltung zu Stande zu bringen. Ich hatte nach Tische zu meiner Beruhigung einen weiten Gang ins Freie gemacht und war bis zum Fieberfrost abgespannt. — Gegen Abend wurde ich nochmals zu v. B. gerufen. Der arme Vater war ganz weich, er ermahnte mich, noch einmal Muth zu fassen und seinen Sohn nicht zu verlassen. Er erbot sich, mir die Last der Erziehung so viel als möglich zu erleichtern, indem er seinen Sohn mehr um sich behalten wolle u. s. w. Es war mir jetzt nicht möglich, sein Gemüth so tief zu kränken, ich mußte mich willig zeigen, obschon ich bei meiner Ansicht bleibe, daß nichts Gutes dabei herauskommen kann."

Keßler's weiches Gemüth verleitete ihn immer wieder, in der schmachvollen Existenz zu beharren. Sein einziger Trost blieb der, seine Klagen über dieselbe stets ausströmen zu lassen gegen seine Freunde in der Nähe und Ferne, und in Briefen an den Oheim. Dieser, ein resoluter, fester Mann, wie wir ihn kennen, dem auch die Gründe, durch welche sich Keßler in dieser Stellung gebunden sah, nicht immer vor Augen stehen mochten, noch weniger, wie er, durch bittere Kränkungen täglich abgestoßen, auf der andern Seite durch eine Mischung von Mitleid und Dankgefühl sich stets gehalten sah, tadelte den Neffen über die trübe Stimmung, in der seine Briefe stets abgefaßt seien, zuweilen väterlich tröstend, oft aber auch ungeduldig und hart. In letzter Weise hatte er sich gegen Keßler, dessen Neujahrswunsch erwidernd, vernehmen lassen. Wir finden daher im Tagebuch am 18. Januar 1805 bemerkt: „Der gestern erhaltene harte Brief meines Oheims in Meiningen hat, statt mich tief zu betrüben,

vielmehr eine gewisse Ruhe und Festigkeit in meine Seele gegossen. Wenn wir plötzlich überzeugt werden, daß wir diesem oder jenem Menschen, dem wir gern etwas sein möchten, nicht beikommen können, wenn uns gewisse Hoffnungen recht bestimmt und für ewig abgeschnitten sind, so ist in der That die Fassung leichter, als wenn wir erst durch den weiten Weg von Hoffen und Zweifel zu jener Gewißheit gelangen müssen."

Wir nehmen hier Gelegenheit, im Gegensatze zu Keßler's Klagen auch der Annehmlichkeiten zu erwähnen, welche seine Lage ihm bot; z. B. die treffliche Gelegenheit, im Hause eines so hoch gestellten Beamten, wie Hr. v. B. war, mit der höheren, gebildeteren und gelehrten Welt Berlins bekannt zu werden, theils am Mittagstisch, theils in den Abendgesellschaften des gastfreien Hauses, wo er häufig als vierter Mann bei der Whist- oder L'hombre-Partie die schätzungswerthesten näheren Bekanntschaften ausgezeichneter Männer machte. Ferner der fleißige Besuch des Theaters mit seinem Zögling und dessen Mutter. Alle besonders gute Vorstellungen wurden von ihnen besucht, wo eine Unzelmann, Schick, Fleck, in Gastrollen die Mara, die Keßler fünfmal hörte, glänzten und ihn in Begeisterung versetzten, wie uns das Tagebuch berichtet, unter Anderm am 14. April, indem es daselbst heißt: „Ich sah die Braut von Messina. Die herrliche Unzelmann gab die Isabella. In Allem einfach und ohne Anstrengung war sie eine unendlich tragische Gestalt, die in ihrem Spiel uns lehrte, was das Höchste und Wahrste sei. Hätte ich vor der einzigen Zauberin niederstürzen und sie anbeten dürfen, ich hätte mich glücklich gepriesen. Beschart schien mir veredelt, nachdem ich ihn längere Zeit nicht gesehen. Nicht so Bethmann als Cäsar. Von der göttlichen Beatrice will ich nichts sagen, da ich nicht urtheilen will, wo ich so unbedingt verehre. Der Chor wurde schlecht gegeben, Iffland fehlte unter den Anführern." Auch Concerte wurden fleißig besucht, wie die von Seidler, Ehlers u. dgl. m., die ernsteren Oratorien in der Singakademie, wo Zelter auf seinem Höhepunkt stand, nie versäumt, ebensowenig andere große Musikaufführungen in der Garnisonkirche u. s. w.

Es war damals der letzte Glanzpunkt Berlins. Man war noch nicht gedemüthigt, nicht gebeugt durch die Schlachten bei Saalfeld und Jena. Das Familienglück des Hofes blühte noch in ungestörter Herrlichkeit — die göttliche Königin lebte noch! Von deren bezauberndem Anblick spricht Keßler an einer anderen Stelle in seinem Tagebuch, wo es heißt: „Gestern war ich auf dem viel besprochenen Maskenballe. Die Pracht des Ganzen und der Ueberfluß im Einzelnen erdrückten alle Reflexionen. Man verlor sich in der immer neu-gewährten Beschauung. Die Eröffnung der königlichen Quadrille mit dem Priestermarsch aus der Alceste machte einen hohen mächtigen Eindruck. Der Glanz der Personen wurde noch besonders durch den Gedanken gehoben, daß sie Prinzen und Prinzessinnen seien. Die schöne Königin im Lichte unzähliger Brillanten trat wie ein überirdisches Wesen daher, und auch der Krittler, der nicht begreifen konnte, wie eine Königin in einem Feste, das im höchsten Pompe die Eintracht, und dagegen Aufhebung aller bürgerlichen Verhältnisse repräsentiren soll, ihren göttlichen Leib auf diese Art preisgeben könne, wird sich in diesen Augenblicken vom Zauber der höchsten Schönheit besiegt gefühlt haben. Wer bei solchem Anblick an weibliche Eitelkeit, irdische Vergänglichkeit u. s. w. denken kann, ist stumpf für allen Kunstgenuß und gewiß auch ohne Religion."

In Beziehung der gedachten Annehmlichkeiten, die Keßler im v. B.'schen Hause genoß, darf wol auch an die kleinen Reisen erinnert werden, wie die erwähnte nach dem Harz 1804, und einer zweiten im Jahr 1805 nach Pommern: aber leider lief bei allen diesen Freuden stets der trübe Schatten in Gestalt seines unbeugsamen und unfriedlich gesinnten Zöglings neben ihm her. So weit hatte er sich indeß auch von dieser Last der Tage zu entheben gewußt, daß er einem Kreis edler Freunde, die sich wöchentlich einen Tag zu gemeinschaftlichen Herzensergießungen und literarischen Mittheilungen zusammenfanden, beitreten und diesen unbehindert regelmäßig besuchen konnte. Aus diesem brachte er stets Freude und frischen Lebensmuth mit, wie auch Anregung zu größeren Arbeiten. Ebenso erlaubte er sich auch nach den

letzten Erörterungen mit Hrn. v. B., nach welchen dieser sich der Aufsicht des Sohnes selbst mehr unterziehen wollte, manchen Mittag und Abend im Heim'schen Hause zuzubringen, wo er unter den heiteren Töchtern, deren Freundinnen und im größern geselligen Kreise „köstliche Stunden" verlebte und selbst allen Gliedern der Familie immer werther wurde.

Einer unangenehmen Krankheit, des Scharlachfiebers, welches Keßler im Frühjahr 1805 überfiel, müssen wir erwähnen, da dieses Leiden einestheils dazu beitrug, ihn der Familie v. B. dauernder und dankbarer zu verpflichten, indem er, wenn auch sechs Wochen lang fern von aller persönlichen Berührung mit derselben, doch durch sie die sorgsamste, wohlwollendste Pflege genoß; anderntheils die gänzliche Abgeschiedenheit von allen Menschen überhaupt sein Wesen zu einer innern Zufriedenheit und dankbaren Erkenntniß gegen den Lenker seiner Schicksale stimmte. Die milde Art seiner Krankheit gönnte ihm gleich nach den ersten Tagen ihres Eintritts den ungestörten Genuß ernster Studien. Er las Homer, Shakespeare und zur Würze des Ernstes täglich einige Novellen des „lieblichen frivolen Boccaccio". So wurde er der Sprachen der beiden Letzteren mächtig und belebte durch Ersteren seine Schulerinnerungen, wobei er bemerkte, „daß er jetzt Griechisch viel besser verstehe als damals, obschon er es in der langen Zeit nicht wieder angesehen habe". Der Sinn für alles Höhere war ihm eben aufgegangen durch die Reife der Jahre und die bildenden Eindrücke der größeren Welt. In dieser Krankheit begann Keßler den Briefwechsel mit seinem werthen Freunde Abeken, der durchs ganze Leben dauernd unterhalten wurde. Abeken mußte die Bücher schaffen, deren der Kranke bedurfte. Auch mit Luden wurde correspondirt und derselbe zu Bücherlieferungen angespornt, und mit Sprengel, der ihn anfangs besuchte, dann aber selbst erkrankte und dadurch auch zu Fleiß und Studien angetrieben ward, wurden Briefe in lateinischer Sprache gewechselt. Selbst das Tagebuch wurde nicht vergessen, so wenig Erhebliches der einsam Abgesperrte auch erlebte. Wir finden darin am 20. März bemerkt:

„Tage des Fleißes und der Zufriedenheit mit meiner Gefangenschaft. Ich schrieb heute an Freunde, an meine Tante in Meiningen, an Frau Hilpertin in Herpf u. s. w., was mich mit lebendigen und süßen Erinnerungen an die Heimat erfüllte. Ich empfand große Sehnsucht nach Wanderungen in die Ferne."

Dann am 24. März: „Heute mein trauriger Geburtstag. Dreiundzwanzig Jahre voll. Die vier letzten Geburtstage hatten drei unter sich, wo ich wegen Krankheit das Zimmer hüten mußte und zweimal keinen Menschen zu sehen bekam. Einmal wurde ich durch den lieben Höpp getröstet, auf dessen Stube ich ihn Abends noch feierte." Am 29. März: „Meine einzige Beschäftigung war heute der göttliche Shakespeare. Ich habe Othello gelesen und ihn mit einer reinen, nie höher empfundenen Freude über die zunehmende Klarheit meiner Anschauung geschlossen. Die unendliche Erhabenheit des Dichters über allem Irdischen in dieser hohen Dichtung traf mich wie ein Blitzstrahl, oder wie jeder Funke der Gottheit, welcher Ideen entzündet u. s. w."

Noch in seiner Abgeschiedenheit erhielt er eine Auffoderung von seinem Oheim in M., dahin zu kommen, „er bedürfe in seiner juristischen Praxis wieder einen Hülfsarbeiter". Dieser Antrag beschäftigte Keßler sehr. Er schreibt darüber: „Die mancherlei Träume, welche seit langer Zeit meine Einbildungskraft eingenommen haben, Plane, die sich im Allgemeinen auf meine Bildung beziehen, ohne alle Rücksicht auf mein künftiges Fortkommen, der Gedanke an manche Annehmlichkeit, welcher ich mit entsagen muß, eine beleidigte Eitelkeit, wenn ich unter meinen Landsleuten nun erst da anfangen soll, wo ich vor drei Jahren hätte anfangen können u. s. w., machen, daß sich mir mein Vaterland von allen Seiten in einem höchst ungünstigen Lichte darstellt. Wenn ich mich selbst belausche, so entdecke ich, daß die sechswöchentliche Absonderung von meinem Verhältniß zu meinem Zögling das Bittere davon sehr verwischt hat, und der Gedanke, daß ich nun gerade jetzt Herrn v. B. kündigen sollte, mich auf das äußerste wehmüthig macht." Luden, der als Erzieher im Hufeland'schen Hause stand, wollte Keßler bereden, auf das

Anerbieten einzugehen und dadurch der Hofmeisterei, „die eine elende Sache sei“, zu entgehen; doch Keßler's selbst angestellte Reflexionen behielten den Sieg bei ihm. Er lehnte das freundliche Andenken aus der Heimat dankbar ab und empfahl sich zu fernerer Liebe bei den Seinigen. Am Abend schrieb er ins Tagebuch: „Da mein Entschluß fest und meine Antwort gegeben ist, so kann ich wieder ruhig und heiter sein.“ Das mußte er auch, um so mehr, als er jetzt seine Lage als eine selbstgewählte und nicht mehr als eine böse Schicksalsfügung anzusehen hatte.

Im Mai lesen wir in seinen Erinnerungsblättern: „Trotz meines gedrückten Verhältnisses zu meinem Zögling ist doch mein Leben nicht arm an Freuden. Gestern hatte ich mit meinen Freunden einen Götterabend bei Wilhelm Voß. Unsere Stimmung war so über alle Erwartung erhoben, daß wir behaupten durften, wir seien seit unserer Studentenzeit nicht älter geworden.“

Keßler dachte indeß nun ernstlich an seine Zukunft, für die es Zeit sei, irgendwie Schritte zu thun. Er besprach sich hierüber im August mit Herrn v. B., der ihm allerlei Vorschläge machte. Ein längeres Referendariat durchzumachen, davor fürchtete sich Keßler, vornämlich aus dem Grunde, weil für diese Zeit seine Existenz keinen Boden mehr habe. Von dem geringen Gehalte, das er als Hofmeister bezog, konnte er kaum die Ausgaben bestreiten, die sein Auftreten in den höheren Kreisen, in denen er sich bewegte, erfoderte; es wurde daher für eine Zeit, wo auch dieses fehlte, nichts erübrigt. Sich ganz dem Forstfache, zu dem er besondere Liebe aus der Jugend mit herübergebracht hatte, zu widmen, erfoderte auch noch längere Vorstudien, wo er ohne Gehalt bestehen müßte; so dachte er zuweilen daran, Landmann zu werden, irgend eine Pachtung zu übernehmen, wozu Hr. v. B. seine Vermittelung und nöthigenfalls Geldvorschüsse leisten wollte. Doch wurde es mit allen gebotenen Aussichten und Zusagen kein Ernst, da es in dem näheren Interesse des Hrn. v. B. lag, daß Keßler Leiter seines Sohnes bliebe. Wie nachtheilig aber dieses Verhältniß auf sein ganzes Wesen einwirkte, sagt uns eine Stelle im Tagebuche vom 22. Sept. 1805: „Ein grauer Tag, an wel-

chem mein Schicksal schwer auf mich drückt. Ob mich schon der Verstand weidlich auszuschelten bemüht ist, so vermag er doch nicht, das Toben durch jede Fiber in mir zu hemmen. Ungeheuer ist die Qual, die ich, besonders seit einem Jahr, erlitten. Ich bin so weit zerstört, daß Kleinigkeiten ein fieberhaftes Zittern in meinem Körper und eine Zerrüttung des Geistes in mir bewirken, die mich untüchtig zu jedem Geschäft macht."

Ebenso bewegten ihn die immer trauriger werdenden politischen Zustände Deutschlands, über die er Ende October sagt: „Ich komme jetzt nie zu mir selbst, weil ich ganz in äußeren Dingen, in dem Schicksale meines Vaterlandes lebe und webe. Mein Haß gegen den Feind desselben läßt mich kaum einen Moment ruhen, und keine Gewalt vermag es über mich, jene reine nothwendige Ergebung in die Lenkung der waltenden Gottheit in mir herrschend zu machen, die ich sonst mit so festem Glauben anerkenne. Eine stete Unruhe und siedender Grimm gegen den corsischen Tyrann bewegen mich unaufhörlich." Im December erschüttert ihn die Nachricht von der verlorenen Schlacht der Russen bei Austerlitz, am 2. d. M., heftig. „Die Unmöglichkeit, mich von jenem schrecklichen Schlage des Schicksals loszureißen, ist mir im höchsten Grade quälend. Will ich beten, so steigen Zweifel in mir auf; ich fühle, wie wenig kräftig mein Vertrauen auf die Vorsehung ist. Hoffen kann ich gar nichts. Forsche ich in mir selbst, ob es einen würdigen Weg für mich gebe, mein Leben zu opfern, so fühle ich in jeder Hinsicht meine Ohnmacht. Dies raubt mir die Kraft, Gott recht innig anzuflehen, daß er mir einen für einen Deutschen glorwürdigen Tod bescheren möchte. Der Verstand sagt mir, daß Deutschland längst kein Vaterland mehr ist, und dennoch widerspricht mein Gefühl dieser Wahrheit. Kein Trostgrund vermag, mich über das namenlose Elend und die unendliche Schmach dieses geliebten Landes zu beruhigen."

In gleicher Weise schreibt er an seinen Jugendfreund, Prinz Max zu Wied, der ihm in altgewohnter Herzlichkeit geschrieben, ihm seine Ansichten und Gefühle über die traurige Lage Deutsch-

lands mitgetheilt, und ihn ermuntert hatte, sich zu einer größeren Reise in naturwissenschaftlicher Beziehung mit ihm zu vereinen:

„Möchte doch in jedem Deutschen, und vor Allen in eines jeden Fürsten Brust, Ihr göttliches Feuer glühen, dann möchten noch blühende Tage für unser Vaterland zu hoffen sein! Wie mich Ihr Haß gegen die niederträchtige Behandlung aller Völker erfreut, ist nicht zu beschreiben. Ich biete Alles auf, um Hoffnung zu gewinnen, daß die höheren Mächte den rasenden Corsen demüthigen werden. Nur hemmt mich die unaufhörliche Furcht, daß sein Gift zu tief in Deutschlands Eingeweide gedrungen sei, um eine glückliche Genesung für möglich zu halten. Ihnen stehen zwei Wege offen zu einem edlen vortrefflichen Leben, sowol für den Krieg als für den Frieden. Gott segne Ihre Wünsche! Wenn der König über den Rhein ziehen wollte, so möchte ich selbst Waffen tragen. Haß gegen Frankreich ist, wie ich glaube, bei einem Deutschen die Basis der Weisheit und der Religion."

„Ihre herrlichen Pläne für die Naturkunde können nicht unausgeführt bleiben. Was Sie aus der glücklichen Kindheit herauf in das reifere Jünglingsalter begleitet hat, ist zu fest und zu gut, als daß der Himmel dagegen sein sollte. Ein glücklicher Krieg wäre ein schönes Vorspiel zu Ihrem großen Unternehmen. Sie würden sich einen seltenen Doppelzweig des Ruhmes erwerben. — Mir fehlt in aller Hinsicht zu viel, um Hoffnungen Raum zu geben, zu denen Ihre unendliche Güte mich ermuntern könnte" u. s. w.

Das Bewußtsein des traurigen Geschicks des Vaterlandes verschlingt bei Keßler fast ganz das Bittere seines persönlichen. Er seufzt im Tagebuch unausgesetzt über das erstere. Ende December z. B.: „Das an meinem Herzen nagende Leid über die Schmach aller deutschen Völker zerreißt mich. Die Erbärmlichkeit der Preußischen, und wol der meisten Deutschen, bestrebt auf alle Weise, jeden Funken wahrer Theilnahme an ihrem Geschick aus meinem Gemüthe zu verscheuchen; ich kann es aber nicht vergessen, daß mich Deutschland geboren." Wiederum aber erweckte in ihm der Druck von außen, der auf jedem freigeborenen

Deutschen ruhte, seine innere Kraft und einen gewissen Drang nach Thätigkeit, durch welche er dem bedrängten Staate näher treten und demselben einst etwas werden könnte. Er sagt darüber: „Mein erwachendes allgemeines Interesse an dem Staate, in dem und für den ich jetzt lebe, läßt mich auch mehr und mehr an einen festen Platz in demselben denken. Die Art desselben bestimmt die Hinneigung meines Strebens auf Staatswissenschaft. Der Zufall führt mir Jakob's Nationalindustrie in die Hände. Das Buch erbaut mich eben nicht; aber ich bemerke, wie man aus einem schlechten Buche, welches man als solches erkennt, oft lernen kann, was nicht darin steht."

Die Nothwendigkeit erkennend, nun nicht längere Zeit mit fruchtlosen Erziehungsversuchen zu vergeuden, sondern muthig an das Unabänderliche zu gehen, theilte Keßler am Schlusse des Jahres Herrn v. B. seinen Wunsch mit, dessen Haus zu verlassen, und bat um Eröffnung, inwieweit er auch noch ferner auf seine gefällige Mitwirkung zu seinem Fortkommen im preußischen Staatsdienste rechnen dürfe? Herr v. B. gab keine bestimmte, noch weniger befriedigende Auskunft, war aber offenbar verstimmt, daß er sich mit der Erziehung seines Sohnes wieder auf der alten Stelle sehen sollte. „Er wolle sich zunächst erst nach einem andern Erzieher umsehen", war die Antwort. Dagegen äußerte er sich von da ab oft mürrisch und tadelnd gegen Keßler, als sei er nicht freundlich und liebreich genug gegen seinen Zögling, was Keßler tief betrübte. Er gerieth dadurch in die bedrängteste Lage; es trieb ihn hinaus aus der nun von allen Seiten unheimlicher werdenden Stellung. Die einzige Stütze zu seinem einstigen Fortkommen im Staatsdienste, die er an Herrn v. B. zu haben glaubte, schien nun durch dessen verändertes Benehmen auch zu wanken, und so schleppte er sorgenvollere und schwerere Tage als je hin.

Nachdem die Stimmungen gegenseitig gereizt waren, man sich her und hin verletzt fühlte, wurden auch die Worte nicht immer mit schicklicher Mäßigung gebraucht. So sagte Hr. v. B. eines Tages bei einer Unterredung mit Keßler diesem geradezu,

„daß er eigentlich untüchtig als Erzieher sei". Sein Tagebuch nahm seine Klage hierüber auf und die Vorsätze seines weiteren Handelns. Er sagt daselbst (am 22. März 1806): „Ein Auftritt mit Herrn v. B. soeben drängt mich auf das Aeußerste. Ich werde ihm schreiben, er möchte mir einen Tag für die Entfernung aus seinem Hause festsetzen. Nach seinen Aeußerungen, die er gethan, glaube ich übrigens in meinen Urtheilen über seinen Sohn und mein Verhältniß zu diesem keineswegs zurückhaltend sein zu dürfen." Das Schreiben wurde abgefaßt, doch ehe es noch abgegeben werden konnte, ließ Herr v. B., der eine lange Conferenz mit Heim gehabt hatte, Keßler rufen und machte ihm das gütige Anerbieten, ihm sein bisheriges Gehalt auch ferner zu belassen, bis er durch eine feste Anstellung einen Gehalt beziehen würde. Er solle Referendarius bei der Kammer werden und auf diese Weise sein Glück versuchen. Das Anerbieten machte Herr v. B. auf eine so verbindliche und feine Weise, daß Keßler selbst sagt, „nur ein falscher Stolz hätte mich abhalten können, es anzunehmen."

Die nahe Aussicht auf Freiheit aus den beengenden Verhältnissen war am 24. März die schönste Gabe des Himmels zu Keßler's 24stem Geburtstage. Am 14. April schloß er seinen Unterricht, ging nach einer Wohnung, und erfreute sich bei alle Dem der Liebe und Theilnahme seiner Verwandten, was ihm Trost und Muth einflößte. „Einen Moment", sagt er in seinem Tagebuch, „habe ich genossen, wo ich wußte, was Erhebung zu Gott sei. Aber sonst bin ich hart und verstockt. Indem ich beten will, quält mich eine fürchterliche Besonnenheit. Ich schaue das Antlitz Gottes nicht, und nur die unselige Verworrenheit des Irdischen ist mir klar und verabscheuungswürdig. Könnte mich Gott auf diesem Umwege in seine Gnade aufnehmen?" Wenige Tage darauf verließ Keßler das Haus des Geh. Oberfinanzraths v. B. Bis dahin hatte die Last der Umgebung und der Gedanke an den Abschied noch keine Freudigkeit in seiner Seele aufkommen lassen. Diese empfand er erst mit dem Eintritt in seine selbst-

beherrschten vier Wände, wo er am Abend seinen Dank dem Allerhöchsten darbringt in den bescheidenen Worten: „Gott! dir sei Dank für die Erlösung aus den Qualen, die mir dennoch Gutes gethan haben und die ich vielleicht durch meine noch unreife Jugend selbst mit verschuldet habe!“

Vierter Abschnitt.

Eintritt in das Geschäftsleben.



Der Ernst des Lebens trat nun noch näher an Keßler heran. Seine Tante in Meiningen, der er den Entschluß gemeldet, sein Glück auf eigne Hand in der Welt zu versuchen, schrieb ihm. „Ob du wohl thust, auf ein bloßes Ohngefähr dem Glücke nachzugehen, ob es räthlich ist, ein Brot zu verlassen, bevor du weißt, wo dir ein anderes gebacken wird, wirst du dir selbst sagen können, ich will dir keine Störung machen in deinem Lebensplan. Ich erkenne dich als einen braven Jüngling, der Kraft hat, auch Widerwärtigkeiten so zu stellen, daß er seinen Weg weislich gehen kann. Gottes Segen begleite deine Unternehmungen." Dergleichen hingeworfene Bedenken entmuthigen ihn indessen nicht, er betrachtete sie als heilsame Dämpfer, „auf daß seine Seligkeit nicht Ausschweifung werde" und dankt Gott wiederholt für die Wohlthat, aus seiner Marter erlöst zu sein, und fügt hinzu: „ich fühle eine innere Ruhe, Zufriedenheit und Muth für die Zukunft in mir und die Sorge für die zu meinem Bestehen noch fehlenden 100 Thaler sollen mich vor der Hand nicht quälen. Kommt Zeit kommt Rath."

Keßler's erstes Geschäft war nun, seine Vorstellung zum Referendariatsexamen bei der Kammer einzureichen. Gleichzeitig fing er an, seine Jurisprudenz wieder vollständig zu repetiren, das Landrecht durchzugehen und sich mit der Kameralwissenschaft bekannt zu machen. Da ihn nichts in seinen Arbeiten störte, seine Seele nur freudiger Muth bewegte, so konnte er in kurzer Zeit viel bezwingen. Er betrieb seine Vorbereitungen, wie früher die

Arbeiten in Jena, und der Gedanke seiner einstigen Brauchbarkeit gab ihm jetzt mehr Reiz und brachte ihn rasch weiter.

Schon nach kurzer Frist erhielt er die Vorladung zum Examen. Ohne alle Sorge und mit geringen Vorstellungen ging er am 4. Juni dem Act entgegen, der auch so schnell abgemacht war, daß er nicht glauben konnte, schon absolvirt zu sein. Die Handlung nach Zeit und Stunde berechnet war auch sehr unbedeutend, da zumeist Bezug auf seine Arbeiten genommen wurde. Keßler trat Punkt 11 Uhr in das Examinationszimmer, und als er abgefertigt über den Schloßplatz ging hörte er 12 schlagen. Er hatte mit den Freunden zur Vorfeier des wichtigen Tages bis 2 Uhr den Abend beim Glase gesessen, war den Morgen in vorsorglicher Eile schon um 5 Uhr wieder aufgestanden, nun staunte er, wie nach diesen Vorbereitungen der Tag und das Ereigniß selbst so wenig tiefen Eindruck auf sein Gemüth machte. Er ermangelte nicht, dem Oheim und Pflegevater in Meiningen sogleich von dem bestandenen Examen Nachricht zu geben und fügte hinzu „Es wird nun Bericht über meine Proberelation und mündliches Examen an das Generaldirectorium erstattet und dann werde ich sogleich introducirt. Nach diesem beschleunigten Anfang darf ich hoffen, sehr bald meine Laufbahn antreten zu können. Das Beste, was mir meine mehrjährige Hofmeisterplage gebracht hat, ist meine feste Ergebenheit und Zuversicht, mit welcher ich mich nun dem Geschäftsleben widme, welches ich vor mehren Jahren noch für ein drückendes Joch hielt. Was ich bisher scheinbar versäumt habe, ist mir reichlich ersetzt durch Das, was ich als Lehrer gelernt, und ich fühle Kraft genug in mir, durch Anstrengung manchen meiner Vormänner zu überspringen und mich so Ihrer mir so reich geschenkten väterlichen Liebe und Sorgfalt würdig zu machen.“

Im Vaterlande machte diese Meldung den gebührenden Eindruck. Ernst Wagner, Keßler's Freund dort, der Dichter so lieblicher Romane, wie Willibald, Ansichten des Lebens, Isidore, Die reisenden Maler ꝛc. schrieb ihm: „Recht innig, mein braver Freund! habe ich mich über deine Nachricht gefreut. Wohl dir,

daß dich ein freundlicher Gott dem Hofmeisterleben entnommen, daß du Aussichten auf eine pragmatischere Existenz hast und über dein Examen glücklich hinweggeschritten bist, welches letztere dir (da die That in Berlin geschah) allerdings große Ehre macht. Denn vor dem preußischen Examen muß man allen Respect haben."

Die Zwischenzeit bis zur Einführung bei der Kammer brachte Keßler still in angestrengtem Fleiße, seine weitere Ausbildung fördernd, hin. Er las viel deutsche, französische, italienische und englische Werke und legte sein Urtheil über das Gelesene in seinem Tagebuch nieder. Auch fing er an, Shakspeare zu übersetzen, wozu ihn seine Freunde ermunterten. Er begann mit Richard III. Doch genügte er sich selten in seinen eigenen Arbeiten und spricht über sich selbst reichlich so harten Tadel aus als ehemals über die Zöglinge. So sagt er am 10. Juli im Tagebuche: „Meine Lernstunden werden mir sauer und machen mir meine Schwäche sehr fühlbar. Die Erkenntniß meiner selbst droht mich oft muthlos und rasend zu machen, doch tröstet mich, daß ich täglich fleißiger werde. Gott gebe Gedeihen!"

Der Kreis von Keßler's Freunden hatte sich in etwas verändert. Becker war als Lehrer an die Ritterakademie in Lüneburg gegangen. Luden, der sich erst in Göttingen habilitirt, hatte nun eine Professur in Jena angenommen; mit Beiden correspondirte Keßler fleißig. Ferner auch war Dr. Schnaubert nach der Heimat zurückgekehrt und der etwas wüste Sprengel wurde seltener gesehen. Dagegen hatten sich der schon von der Universität her mit Keßler befreundete Solger und Abeken, von der Hagen, Krause, ein gerühmter Jurist, und Toll, ein dergleichen, mit Keßler enger verbunden. Sie kamen wöchentlich am Freitage bei Einem von ihnen den Abend zusammen und nannten, um ihrem Verein einen Namen zu geben, denselben den Freitag, die einzelnen Glieder desselben Freitägler. Unter ihnen wurden die neuesten literarischen Werke gelesen und besprochen oder eigene Arbeiten vorgetragen, bei welchen letzteren Einer dem Andern gewissenhafter, möglichst strenger Recensent sein mußte. Keßler,

dem nicht leicht etwas entging, was in dem wechselseitig Vorgetragenen lückenhaft oder fehlerhaft genannt werden konnte, übte gegen die Freunde dieselbe Strenge im Tadel aus, die er gegen sich verlangte und ausübte; die Freunde nannten ihn daher oft scherzweise statt Keßler „Geßler" und wenn er allzuscharf censirte „den strengen Vogt," welchen Beinamen er auch durch alle Veränderungen, die der noch bestehende Bund im Laufe der Jahre erfuhr, behielt, wobei aber Jeder wohl erkannte, daß eine gewisse Strenge, wie sie Keßler eigen war, zum Bestehen desselben Noth that, ebenso wie sie dem Einzelnen förderlicher bei seiner Arbeit sei, als ruhiges Zusehen oder gar unverdiente Lobspende.

Am 22. September wurde Keßler auf der Kammer vereidet und eingeführt. Er rühmte später oft sein Glück, daß dieses der einzige Eid gewesen, den er im Dienste zu leisten gehabt. Unsere heutige Jugend wird sich im Alter wol schwerlich eines solchen Glückes rühmen können.

Diese Anstellung konnte ihm indeß auch noch nicht als etwas Wichtiges erscheinen, so bestimmend sie auch für den Lauf seines Lebens sein mochte. „Der Anfang schien ihm langweiliger, als der langweilige Fortgang sein kann." Doch meldet er dem Oheim das Ereigniß und fügt hinzu: „So wenig glänzend meine Aussichten sind, so sind sie doch die besten, die ich in gegenwärtigen Zeiten im preußischen Staate und wol in jedem andern haben kann. Sollte es dem König nur Ernst sein, dem Unterdrücker Deutschlands und der ganzen Menschheit Widerstand zu leisten, so kann ich diesem Staate auch mit Liebe meine Dienste und mein Leben weihen. Gegenwärtig sehe ich heiter voll froher Hoffnung in das Leben hinein und erfreue mich einer vollkommenen Gesundheit des Leibes und der Seele" rc.; dann sagt er noch: „Eine kleine Rechtfertigung für mich hat sich in diesen Tagen daraus ergeben, daß mein Nachfolger im von W.'schen Hause schon wieder abgegangen ist" und fügt noch schließlich an: „Die Ueberzeugung, daß in Berlin all mein Glück ursprünglich von Ihrem verehrten Bruder hier ausgegangen ist, wird mich ewig an seine geliebte Familie schließen, unter welcher ich jetzt

täglich die Zeit des Mittagsmahles zubringe. Der Sohn Ihres Bruders wird nächstens zu mir in meine Wohnung ziehen, zur Aufsicht und Nachhülfe von meiner Seite in seinen Schularbeiten." So war es zartfühlend von Heim's vermittelt worden, daß zur Annahme des gebotenen täglichen Mittagstisches sich Keßler dagegen diesem Liebesdienste zum Besten des einzigen Sohnes unterziehen möge, der ein heiterer, liebenswürdiger und gutgearteter Jüngling war und bereits Gymnasiast in einer der höhern Classen.

Keßler's gewünschter Ernst, mit welchem der König dem Fortschreiten Napoleon's entgegentreten möge, hatte einen unglücklichen Ausgang durch die Schlachten bei Saalfeld und Jena genommen, was das Vordringen des feindlichen Heeres gegen Preußens Hauptstadt zur Folge hatte. Der Hof flüchtete nach dem fernen Preußen und mit ihm die ganze Regierung. Mit letzterer mußte auch der Director des Finanzministeriums Herr von B... dahin gehen. Sobald seine Abreise als dringend ausgesprochen war, ließ er Keßler zu sich rufen und bat ihn, in sein Haus zu ziehen und die Aufsicht über dasselbe und Alles, was er darin zurücklasse, zu übernehmen, die Verpflegung der zu erwartenden Einquartierung zu überwachen und sein Eigenthum so viel als möglich zu schützen. „Er hoffe von seiner Freundschaft die Gewährung seiner Bitte und verpflichte sich gegen ihn zu lebenslänglicher Dankbarkeit."

Gerührt von Herrn von B.'s großem Zutrauen und zugleich erfreut, dessen vor kurzem zugesagte Unterstützung auf dem Fuße, ja voraus, vergelten zu können, zögerte Keßler keinen Augenblick, ersteres zu rechtfertigen und seine Zusage zu geben. Auch bezog er sofort die kaum von ihm verlassenen Räume. Wenn auch tief erschüttert über die schrecklichen Kriegsereignisse und dadurch vorauszusehende Zerrüttung aller Verhältnisse, war doch Keßler muthig im Gefühl seiner Kraft, den Lasten gewachsen zu sein, die ihm in diesem neuen Verhältnisse bevorstanden. Zu diesem Auftrage kam noch, daß der junge Referendarius bei der Verpflegungscommission angestellt wurde.

Am 24. October rückten die ersten Franzosen in Berlin ein.

Wenige Tage darauf sagt Keßler im Tagebuche: „Man lebt in der unbeschreiblichsten Aufregung und Zerstörung. Ohne diese Anschauung begreift Niemand, was es heißt, eine Armee hat gesiegt oder sie ist geschlagen. Mein Geschäft bei der Verpflegungscommission, meine Hauswirthschaft, meine Einquartierung, der Lärm und das Gewühl von Bürgern und Soldaten, die Erzählungen von Plünderungen auf dem Lande, die geheimnißvolle Nähe Napoleon's rc., Alles bestürmt Einen und macht stumpf gegen zartere Empfindungen. Dieser Zustand trifft alle Menschen mit der härtesten Gewalt, sie bemühen sich nicht, über die Gegenwart hinaus zu denken und wenn sie gezwungen sind, weiter in die Zukunft zu blicken, so werden sie vom Schrecken danieder geworfen. Die preußischen Offiziere unter den Franzosen nehmen sich schmachvoll aus, man begreift kaum, wie diese Menschen sich sehen lassen oder das Leben ertragen mögen."

Am 27. October Nachmittags 4 Uhr schreibt Keßler wieder: „Soeben zog Napoleon durch das Brandenburger Thor ein. Etwa 10,000 Mann Garde begleiteten ihn, größtentheils Cavalerie. Er ritt ein weißes schönes Pferd und trug einen grünen Rock mit Epaulettes. Auf dem Platz vor dem Prinz Heinrich's Palais schaute er scharf nach der Hedwigskirche hin, sodaß ich lange sein pergamentfarbenes Gesicht mit den blitzenden Augen betrachten konnte; er ritt langsam, gebückt, mit sehr kurzen Bügeln."

Am Abend war der „Freitag" versammelt und die Freunde, die sich viel mitzutheilen hatten, durchglühte eine höhere Wärme, indem sie fühlten, daß nichts im Stande sei, selbst solche Ereignisse wie heute, sie zu stören in ihrer Freundschaft und damit verbundenem edleren Streben nach Freiheit des Geistes und innerer Bildung des Menschen.

Nach kurzer Zeit erhielt Keßler Briefe von seinem Freunde Luden aus Jena, der ihm eine Schilderung der dortigen Zustände, vor, während und nach dem 14. October gibt. Wie er mit seinem jungen Weibe geflohen und dadurch erst recht in die Mitte der feindlichen Heere gerathen, wo er dastand ohne Obdach, ohne Geld, ohne Jemand zu kennen. Wie er dann nach Jena zurück-

gekehrt und all sein Hab und Gut geplündert, zerschlagen und zerstört und nichts mehr als einige alte Bücher, um und neben sich nur traurige unglückliche Menschen fand, die eben so arm waren als er. „Da, mein bester Keßler", schreibt Luden, „habe ich eine schlaflose Nacht gehabt, als ich aber am Morgen wieder Gottes Sonne sah, da wurde mir wieder wohl. Ich fühlte, daß solch ein Schicksal nur erträglich werden kann durch Fassung und Ergebung. Diese Ueberzeugung theilte auch mein heldenmüthiges Weib, die nur wenige Thränen vergoß, als sie ihre neue, schmucke Einrichtung in Trümmern sah &c. Du mußt mir sogleich schreiben und recht viel von dem Zustand der Dinge bei Euch. Was sagen die Berliner jetzt? Ist die alte Renommirerei etwas vorüber? oder sind sie noch Sie!? Ich bin begierig auf den Ausgang der Dinge; was Neues muß werden; das Schicksal der Welt ist in guten Händen, ich wünsche mir ein langes Leben, um zu sehen, wie sich Alles entwickeln mag" u. s. w.

Diese Ruhe und Fassung seines Freundes nach dessen hartem Schicksale, trug nicht wenig dazu bei, auch Keßler zu beruhigen; war doch Alles vor der Hand friedlich in seiner Umgebung abgegangen, warum sollte man nicht hoffen dürfen, daß dereinst noch Alles sich erheben und bessern könne, wenn nur Jeder seines Theils sich Muth und stille Wuth bewahren möge.

Aeußerlich hatte Keßler manche Sorge und Noth. Die Pflege seiner Hausverwaltung überstieg zuweilen seine Kräfte, da er überall die Augen haben mußte, sogar in den Ställen, wo das Franzosenvolk mit gewissenlosem Leichtsinn Feuer und Licht handhabte. Ferner: die von Herrn von B. hinterlassenen Geldvorräthe hatten sich bald auf Null reducirt und von ihm selbst hörte und sah er nichts. Die Postverbindung mit Preußen war unterbrochen, auch mochte man dort wenig besitzen oder flüssig zu machen im Stande sein. Endlich Mitte December erhielt er Nachricht von Herrn von B. aus Königsberg mit einer Anweisung auf 300 Thaler. Wenigstens doch etwas, wenn auch nicht viel zu der Verpflegung der zahlreichen Einquartierung in dem großen Hause. Herr von B.. schreibt äußerst zärtlich an

Keßler, ist durchdrungen von Dankgefühlen und wünscht nur Gelegenheit zu erhalten, diese einst bethätigen zu können.

Im Frühjahre 1807 schreibt Keßler über seine derzeitige Lage ein Näheres an seinen Bruder in Westfalen, wo er sagt: „Seit der feindlichen Occupation der Stadt bewohne ich das große Haus des Herrn von B. ganz allein, in welchem ich Generale, Obristen rc. oft mit ganzen Regimentsequipagen beherbergt habe. Dabei muß ich noch in tausenderlei Verhältnissen den Hauseigenthümer vertreten, ohne von diesem Nachrichten und noch weniger Geld erhalten zu können. Bei aller Störung und Qual ist es mir aber doch so ergangen, daß meine individuellen Leiden während des verflossenen Winters gegen die Freuden in einem glücklichern Verhältniß stehen als in irgend einer andern Zeit meines hiesigen Aufenthaltes. Das allgemeine Unglück hat die Einzelnen vernünftiger und besser gemacht. Daher findet man im Innern der Häuser und Familien weniger Schein und mehr Wahrheit, Herzlichkeit und innigeres Zusammenhalten. Diese schönen Erscheinungen werden selbst durch den häufigen Durchbruch von Niederträchtigkeit und Verworfenheit nicht getrübt, welche uns eine Zeit hat sehen lassen, in der sich Jeder weniger scheut zu erscheinen, wie er ist. Darum würde ich sagen können, daß mir die Zeitläufte an menschlichem Genuß mehr gegeben, was sie mir an bürgerlichem entzogen haben. Wenn mein Haus von kriegerischem Lärm erfüllt war, so fand ich wenigstens Ruhe und Friede in der lieben Heim'schen Familie, wo ich täglich die Mittagszeit und oft den halben Tag zubringe. Selbst in meiner eigenen Stube habe ich Stunden der Ruhe gehabt und in der schlimmsten Periode, vom November bis Februar, habe ich die schwerste Arbeit meines Lebens vollbracht, nämlich, um mich in eine andere Welt zu ziehen, Richard III. von Shakspeare übersetzt. Hauptsächlich aber, um gegen einen Kreis von sechs Freunden, die wöchentlich einen Abend sich zu Gespräch und Lecture versammeln, eine Schuld abzutragen. Obgleich wir keine Gesetze haben, so hat es doch gegenseitiger Wetteifer Jedem zur Pflicht gemacht, zuweilen eigene Sachen zu lesen. Auf diese Weise haben

wir eine Uebersetzung des ganzen Sophokles von Solger und eine Bearbeitung des Liedes der Nibelungen, welches Johann von Müller die deutsche Ilias nennt, durch von der Hagen gehört. — Mein öffentliches Amt gibt mir fast nichts zu thun, als daß ich den Sessionen beiwohne. Die jetzigen Umstände verschulden dies und ich stehe in dieser Hinsicht völlig stille, kümmere mich aber nicht allzu sehr, da ja die ganze Zukunft dunkel vor uns liegt. Gedanken werden jetzt oft wie Handlungen angesehen und als Verbrechen zugerechnet, daher muß ich meine Brust als Bürger verschließen, wenigstens insofern sie sich in Tinte aufs Papier ergießen möchte. Ich bin auf Alles, auch das Schlimmste gefaßt, ohne deshalb die Hoffnung zu verlieren. Gott wird mir Kraft geben, stets meiner Ueberzeugung nachzuleben, folglich steht mir kein Unglück bevor, als nur das Versagen dieser Kraft" u. s. w.

Im August meldet Herr von B., „daß ihm die Administration der Provinzen Pommern und Neumark übertragen worden mit dem Wohnsitz in Stargard; er wünschte nun dort eine Art Haushalt zu begründen und bittet Keßler, alle Wirthschaftsvorräthe, die etwa in Küche und Keller vorhanden sein möchten, zu verpacken und zu senden, nebst dem Koche, wenn er entbehrt werden könnte." Auch diesen Geschäften unterzieht sich Keßler mit Langmuth, ebenso allen möglichen Einkäufen, um die ihn Herr und Frau von B. ersuchen, zur größten Zufriedenheit Beider, aber Alles wie es scheint ohne Geldvorschüsse, denn in dem Danksagungsbriefe für das Uebersandte schreibt Herr von B.: „Sobald ich nur irgend kann, werde ich Das, was Sie aufgenommen haben, und dann gewiß zuerst Ihren Herrn Oheim bezahlen. Von meinen Gütern sehe ich keinen Pfennig, es geht Alles zur Contribution, Einquartierung und Requisition hin, und die Zinsen muß ich aus der Tasche bezahlen, daher ich ernstlich daran denken muß, mein Haus in Berlin zu verkaufen." Später erhielt Keßler den Auftrag, solches zu bewirken. Doch wer konnte in der von allem Geld und allem Muth entblößten Zeit nur irgend ein dankbares Geschäft dieser Art erledigen!

Immer heitern Sinnes, schreibt Keßler an seinen Bruder

im September, nachdem er ihm Glück gewünscht zu der sichern Aussicht auf eine ihm zusagende Beförderung im Amt: „Ich darf mich nur in der Gegenwart freuen, und das ist mir vor der Hand genug. Wer verlangt in solchen Zeiten mehr? Was schlimm an meiner Lage, ist Das, was Alle trifft und ruchbar ist durch alle Lande. Ich bin nicht ohne Muße zum Studiren und der alte Vater Herodot hebt mir die Brust in mancher glücklichen Stunde. In meinen vier Pfählen und im Kreise der Freunde geht es mir immer sehr gut. Letztere versammeln sich täglich bei mir zu Ballspiel, Turn- und Fechtübungen. Die schöne Bibliothek in meinem großen Hause ist zugleich Paläſtra und die Zahl der Athleten steigt oft auf sechs bis acht. Diese Uebungen sind auch in der heißesten Zeit nicht ausgesetzt worden. Abends, oft erst gegen Mitternacht wurde dann eine Wasserfahrt auf der Spree, nach einem Orte gemacht, wo wir die Glieder durch Schwimmen abkühlten und stärkten. Dabei dürfen vernünftige Gespräche, Vorlesungen und dergleichen nie vernachlässigt werden. Es ist jetzt sehr die Rede davon, eine Universität hier zu begründen, wozu der berühmte Wolf die erste Idee gefaßt und dem Hofe vorgelegt hat. Wahrscheinlich würden Schleiermacher und Müller als die ersten Heroen bei der neuen Akademie auftreten" u. s. w.

Im November erhielt Keßler einen sehr freundlichen Brief von Prinz Max zu Wied mit der bestimmteren Auffoderung, ihn im Frühjahr auf einer Reise durch die Schweiz zu begleiten. Alle durch die traurigen Zeiten lange daniedergehaltene Sehnsucht „nach Wanderungen in die Ferne" wurde durch einen solchen Antrag in Keßler wach, doch sieht er noch nicht klar das Wie und Womit. Seinem Bruder schreibt er darüber: „Prinz Max fodert mich auf, mit ihm nach der Schweiz zu reisen, er scheint es so zu meinen, daß er die Kosten tragen will. Allein ich weiß nicht, wo er diese hernehmen kann in so geldarmer Zeit. Darum ist meine Hoffnung gering. Wäre Alles in Friede und Ordnung bei uns, so könnte ich vielleicht 40 bis 60 Friedrichsdor auftreiben zu einem so interessanten Unternehmen, aber jetzt darf ich

einen solchen Gedanken nicht wagen." Auch seinem Freunde Becker schreibt er davon, der ihm antwortet, „Glücklicher Keßler, der du die Schweiz sehen sollst! Gib's nicht auf! Setze es durch, wenn du irgend kannst! Auf deine Reisebeschreibung pränumerire ich und läßt du keine drucken, so gibst du mir die Quintessenz, deines Tagebuchs ꝛc.

An Prinz Max selbst schrieb Keßler:

„Verehrtester Prinz! Theuerster Freund!

Sie laden mich zu einer Reise nach der Schweiz ein? — Durch die Welt reiste ich mit Ihnen, wenn ich die Mittel dazu hätte. Ich habe hier nichts, was mich bindet. Ein Urlaub von 4—6 Monaten kostet mich nur ein Wort und um eine solche Reise gäbe ich hier alle meine Aussichten auf, die durch die Zeitumstände ohnedies ganz unzuverlässig geworden sind. Allein eben diese Zeitumstände machen es mir auch ganz unmöglich, Geld zu einem solchen Unternehmen aufzutreiben. Können Sie also einen Reisegefährten brauchen, der zwar von der größten Genügsamkeit ist, aber nichts in cassa hat, so bitte ich mich zu wählen. Sie legen mir diese Geradheit nicht übel aus, da uns keine Verhältnisse nöthigen, in Complimenten und mit Umschweifung zu reden, zudem die in der Knabenzeit geschlossene Freundschaft, in dem reiferen Alter wenigstens eine unbedingte Geradheit fodert. Sie werden mir ebenso rückhaltslos antworten" u. s. w.

Inzwischen erinnert Herr von B. Keßler an das zweite Examen: „Machen Sie schon Anstalt dazu? — ich wünsche dies, weil ich die erste Gelegenheit wahrzunehmen wünsche, um Sie mit meinen Geschäften in Verbindung zu setzen und Gelegenheit zu haben, Ihre Beförderung zu bewirken. Ich würde dafür sorgen, daß Sie gleich Gehalt oder fixirte Diäten erhielten" ꝛc. Herr von B. trug Sorge, Keßler, wenn er ihn durch den gewünschten Verkauf seines Hauses entbehren könnte, sofort in ein Staatsgehalt einrücken zu sehen.

Keßler hielt Rundschau über das vergangene Jahr in seinem Tagebuch am 1. Januar 1808 in folgenden abgerissenen Sätzen:

Am 1. Januar: „Freuden des vergangenen Sommers an,

auf und in dem Fluß. Innigeres Anschließen an die Heim'sche Familie und an meine Freunde. — Lust am Leben und der Thätigkeit mit meinen Freunden. Shakspeare's Cymbeline übersetzt. — Feste Ruhe wegen des Unabänderlichen. — Predigten bei Schleiermacher besucht. Ein großer Redner, der schwer zum Herzen dringt, so trefflich die Reden sind. — Dieses Jahr beginnt kalt. Dazu macht der tiefe Haß gegen das feindliche Volk mich starr vor Kälte, wo irgend ein feindlicher Fremdling mein Auge trifft."

Im Heim'schen Hause, wo durch die ärztliche Praxis des berühmten Heim mancher der fremden Gewalthaber Zutritt und schon der Ursache halben freundliche Aufnahme fand, nahm Keßler oft Gelegenheit, sich über den geselligen Verkehr mit seinen Todfeinden zu boßen. Er setzte sich, wenn er den Familienkreis mit solchen Fremdlingen untermischt fand, dann mit einer Freundin des Hauses, H. B., in ein entferntes Zimmer, um Schach mit ihr zu spielen, wobei er dann fürchterlich raisonnirte, wie uns diese erzählte.

Einen lichten Blick ins Leben gab ihm die baldige Antwort des Prinzen Max zu Wied, der das Reiseanerbieten in gewisser Beziehung so verstanden wissen wollte, wie es allein Keßler möglich ward, darauf einzugehen. Er antwortet ihm: „Ihre bewährte Güte, die Erinnerung an die schönen Träume unserer Jugend und meine innige Anhänglichkeit an Sie machen es mir leicht, ein so seltenes und großes Geschenk von Ihnen anzunehmen, als Sie mir in dem Anerbieten zu der herrlichen Reise machen. Ich brauche wenig, gewiß weniger, als Sie denken, obschon ich fünf Jahre auf gewisse Weise in Ueberfluß gelebt habe. Mein Körper kann Mühen ertragen und was braucht es mehr, um die Reise bei weit schmälern Mitteln, als Sie verwenden wollen, gerade so zu machen, wie sie gemacht werden muß? Daß ich mich bis zu einem näher zu bestimmenden Platz, etwa Heidelberg, wo wir uns treffen, mit eigner Kasse schaffe, versteht sich. Nur ein Hinderniß liegt mir noch drohend im Wege, das große Examen, welches Herr von B. wünscht, daß ich es mache. Dieses dauert aber mindestens sechs Monate, und ich würde also bei

Unternehmung der Reise erst nach Michaelis anfangen können. Mit Herrn von B. werde ich daher einen kleinen Kampf zu bestehen haben. Die halbjährige Verspätung in meiner Carriere ist aber ein unbedeutendes Opfer gegen eine, für Bildung und Leben bestimmende und überaus wichtige Reise. Darum stelle ich mich auf gegen Herrn von B., wenn er Einwendungen macht."

In diesem Vorsatze bestärkte ihn sein Freund Becker, der ihm schreibt: „Wie könntest du die Reise aufgeben!? B. wäre ein Esel, wenn er dich abhielte, da du so lange treulich und in solchen Zeiten sein Majordomus und früher der Hofmeister seines eingebornen bösen Sohnes gewesen bist. — Wie heißt dein Prinz? Er muß für einen Prinzen ein recht vernünftiger Mensch sein."

Herr von B. konnte nichts gegen die Reise einwenden; „aber," seufzt er, „was werde ich mit meinem Hause machen? Es wird am besten sein, es zu verkaufen; suchen Sie es möglich zu machen. Rathen Sie doch dem Geheimen Rath Heim, es zu nehmen, ihm gönnte ich den wohlfeilen Kauf am liebsten" ꝛc.

Keßler bereitete sich nun voller Freude zur Reise vor, studirte mit Macht Geschichte und Geographie der Schweiz. Dem Prinzen meldete er, daß nun alle Hindernisse beseitigt und „Meine Phantasie schwärmt nun unter den Blüten kommender Freuden und zittert vor Ungeduld nach der Zeit, wo die wonnevollen Früchte gebrochen werden können" ꝛc. Auf der Kammer, am Referendarientisch, saß neben Keßler Graf Reuß LX., der ihm schon länger befreundet war; dieser brannte vor Begierde, die Reise nach der Schweiz mitzumachen. Der bescheidene junge Mann wollte sich Prinz Max, den er übrigens gut kannte, nicht geradezu anbieten. Keßler mußte den Vermittler machen. Er schrieb dem Prinzen unter Anderm: „Graf Schock Reuß ist ganz voll davon, gerade in solcher Gesellschaft die Reise machen zu können. In wissenschaftlicher Hinsicht ist größere Begleitung wol kein Gewinn, aber vielleicht in mancher andern." Noch ein zweiter Freund von Keßler und guter Bekannter des Prinzen, Leopold von Reichenbach, ein schlesischer Gutsbesitzer, wünschte Theil daran zu nehmen, was gleichfalls durch ihn vermittelt

werden mußte. Prinz Max genehmigte Alles, jedoch mit einigem Bedenken, ob auch die neuen sich anschließenden Gefährten kräftig und muthig genug sein möchten für die Ausführung ihrer Reiseplane? worauf Keßler erwidert: „Graf Reuß habe ich Alles gesagt, was er wissen muß. Sie sind Herr und Meister des ganzen Unternehmens und Reuß ist zu gut gesinnt und lenksam, als daß er je vergessen sollte, daß Sie der Schöpfer der zahllosen Freuden sind, die uns entgegen lachen, und daß Ihre Zwecke der Reise zu edel sind, um durch den gemeinen Grund, sich amusiren zu wollen, im geringsten verrückt werden zu dürfen. Was die Ausdauer unserer Gefährten betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie sich tüchtig beweisen" rc. Dann fügt er noch an: „Wenn mir meine Plane nur irgend gelingen, so komme ich nicht mit ganz leeren Händen, sondern kann einige hundert Gulden mit in Ihre Kasse legen, oder gewisse Arten von Ausgaben auf der ganzen Reise aus eigenen Mitteln bestreiten."

Anfang April hatte Herr von B. einen Theil der Zahlung an Keßler noch flüssig zu machen gewußt. Heim streckte dem reisenden „Vetter" noch 100 Thaler dazu vor, und so waren auch die letzten Sorgen gehoben und die klarste Aussicht auf einen freudevollen Sommer lag vor. Außer den erwähnten Studien der schweizer Geschichte rc. wurden übrigens wenig Vorbereitungen zur Reise getroffen. Da es Absicht war, sie größtentheils zu Fuße zu machen, so war nicht viel nöthig. Ein neuer starker Anzug von grauem dichtem Zwillig mit kurzem Tuchrock, ein Tornister mit Wäsche zum Umwechseln, starke Schuhe mit Kamaschen, war Alles, was angeschafft wurde, und so ausgerüstet trat Keßler am 24. April die Reise an; allein vorauswandernd, um die heimatlichen Fluren in Ruhe und schönster Muße durchziehen und alle ihm daselbst Theuren begrüßen zu können. Zum Vereinigungspunkt aller Reisenden war Heidelberg bestimmt, wohin Graf Reuß und von Reichenbach spätestens den 6. Juni nachzukommen versprachen.

Fünfter Abschnitt.

Schweizerreise.

Ohne gerade eine solche in ihrer ganzen Ausführlichkeit geben zu wollen, wie sie Keßler selbst schrieb und später drucken ließ, so gedenken wir doch, einige Auszüge aus seinen Originalbriefen, die er an „seine lieben Muhmen" (die Heim'schen Töchter) schrieb, mitzutheilen, theils um die gesunde frische Anschauung, mit der er Alles auffaßte, und die lebendige Darstellung, mit der er seine flüchtigen Berichte zu Papier warf, zu bekunden, theils auch um unsern Freund nirgend auf seinen Lebenswegen außer Augen zu verlieren.

Heutigestags kennt alle Welt die Schweiz, jeder Student, ja schon Gymnasiasten, halbe Kinder, einzelne Frauen, durchziehen sie ohne Bedenken, ohne Gefahr, denn es ist jetzt kein großes Unternehmen, keine Mühe mehr damit verbunden. 1808 reiste man anders als vierzig Jahre später; aber gewiß bietet eine heutige Wallfahrt dahin nicht die Hälfte des frischen Genusses, welchen damals die mühevolle Wanderung den fünf Jünglingen bot, die meist nur auf ihre eignen Füße und den Alpenstock gestützt in heiterem Muthe dahinzogen.

Prinz Max' Hauptzweck auf der Reise war Naturforschung und Sammeln für seine, schon in früher Jugend angelegten Naturaliencabinete zu Neuwied. Keßler, der schon als Knabe, wie wir wissen, lebendiger und thätiger Freund der Natur war, mit seinen Jugendgespielen Vögel secirte und ausstopfte, Herbarien anlegte und dergleichen, hatte dieser Wissenschaft nicht so unausgesetzt nachgehen können als Jener, doch war er theilnehmender Laie in Allem geblieben und durch den alten Mineralogen Ludwig

Heim in Meiningen besonders für dessen Lieblingsfach in der Naturkunde angeregt worden. Sein Hauptzweck der Reise blieb aber doch, die volle jugendlich sehnende Brust frei in Gottes großer herrlicher Schöpfung zu baden und sich eines frischen, frohen Lebens bewußt zu werden.

Die nächste ihm nahe liegende Freude war, Freunde und Verwandte wiederzusehen. Der erste davon war sein vielgeliebter Luden in Jena, den er als glücklichen Gatten und Familienvater in Amt und Würden fand. Bei diesem traf er den ihm entgegengekommenen, gleichfalls theuren Freund Abeken, der seit einiger Zeit Berlin verlassen und jetzt als Hofmeister der Kinder Schiller's bei dessen Witwe in Weimar war. Abeken führte Keßler bei seiner Gebieterin ein und verschaffte ihm außer der Bekanntschaft dieser trefflichen Frau noch manchen Hochgenuß in dem damals noch „Klein-Athen" benannten Weimar, wo das Theater noch von Goethe geleitet wurde, dessen Zierde Wolf und seine Gattin, die Jagemann und andere waren. Göthe selbst zu sehen mußte ihm versagt bleiben, da er abwesend war.

In Meiningen fühlte sich Keßler sehr glücklich. Sein Herz war den theuren Angehörigen nicht entfremdet worden, nicht erkaltet trotz Manchem, was eine Abkühlung entschuldigen würde. Wie trefflich er darüber dachte und fühlte, beweist eine Stelle in einem Briefe, den er im März an seinen Bruder schrieb, wo er sagt: „Ob es mir schon (ich weiß nicht eigentlich warum) nie recht gelungen ist, bei unserm guten Onkel einen sichern Stein im Bret zu gewinnen, so habe ich doch zu allen Zeiten sein offenes, sicheres und zugleich überaus mildes Handeln verehrt und ihn mit der tiefsten Anhänglichkeit geliebt. Mit unserer lieben Tante ist es etwas Anderes, sie wird vielfältig von Launen bewegt, die ihren Scharfblick trüben. Das mögen wir Beide oft erfahren haben! Allein das sind nur Aeußerungen der weiblichen Sinnesart, die sich mehr außen halten und Kern und Wurzel nicht angehen. Wollen wir Männer sein, so sind wir verbunden, hierüber hinwegzusehen, selbst wenn wir darunter leiden sollten.

Es war nicht mehr, als Laune und eine schiefe Beurtheilung meiner selbst, wodurch mich die Tante von Meiningen und dem theuren Onkel zurückstieß und nach Berlin vertrieb. Warum aber sollte ich ihr deshalb zürnen, da ich die verflossenen fünf Jahre, trotz aller ihrer vielfachen Unannehmlichkeiten, doch stets segnen werde? Die Schicksale, welche sich uns durch die Ansichten und Urtheile der Lenker unserer Jugend bilden, müssen wir, wenn es diese überhaupt gut meinten, wie Schicksale aus der Hand Gottes annehmen, d. h. für die guten danken und die schlimmen als Prüfungen betrachten."

Bei solchen Gesinnungen, wie sie Keßler hier äußert, mußte ihm das Wiedersehen der geliebten Heimat und der guten Pflegeältern, die er noch ganz in jugendlicher Frische fand, eine Wonne sein. Herpf mit allen Jugenderinnerungen wurde besucht. Der theuren Freundin Antonette in Lahm ein mehrtägiger Aufenthalt gewidmet, der alte Burgherr, Truchses auf der Bettenburg, an den ihn Ernst Wagner empfohlen, aufgesucht und von ihm weitere Empfehlungen an dessen Freund, den interessanten Minister von Wangenheim in Stuttgart, mitgenommen. Von dem alten herrlichen Truchses war Keßler bald begeistert, er schrieb von ihm an die Muhmen: „Nie war ich stolzer, als wie mich dieser Heros beim Scheiden an die Brust drückte und mich bat, sein Haus stets als das eines Freundes zu betrachten, bei dem ich wohnen könnte."

In starken Märschen wanderte Keßler nach Heidelberg, wo er bei seinem Freunde Heinrich Voß und dessen Aeltern angenehme Tage verlebte. Bei dem alten Herrn und seiner „Hausfrau" fand er Alles so patriarchalisch wie in dessen Idylle „Vossens Louise" selbst. Prinz Max und dessen Bruder Karl waren bereits eingetroffen und die Berliner ließen auch nicht lange auf sich warten. Am 9. Juni wurde die Wanderung angetreten.

Aus Sinzheim schreibt Keßler: „Heute Nachmittag nach 3 Uhr verließen wir Heidelberg und wanderten am Neckar hinauf. Um die jungen Herren zu prüfen, wurden noch sechs Stunden,

bis Sinzheim gemacht. Prinz Max ist ein vortrefflicher und recht tüchtiger Mensch, der seinem Burschen das 50 Pfund schwere Packet zuweilen eine Stunde abnimmt und darum doch keinen Schritt langsamer geht. Sein Bruder Karl ist durch schnelles Wachsthum etwas geschwächt, aber doch derb, dasselbe scheint Reichenbach. Mit dem Grafen aber möchte es nicht dauern auf die Länge, seine Beine sind schwach und sein Gang gehört mehr in die getäfelten Zimmer als auf steinige Straßen und steile Bergpfade. Sein Aufzug ist vornehm und abenteuerlich und sehr abstechend gegen uns Andere, die wir von Kopf bis auf die staubigen Schuhe in schlichtem Grau einhergehen. Max meint, er sehe etwas papieren aus und wir haben Beide diesen Nachmittag so unmäßig über die wunderliche Gestalt gelacht, daß ich fast darüber in einen Graben stürzte. Wenn er indeß seine Glieder durch die Uebung stärkt, kann Alles noch gut werden. Max und ich sind einander genug und die größere Zahl kann immer zur Heiterkeit des Ganzen beitragen, wenn Keinem Uebles begegnet."

Von Heilbronn schreibt er: „Frisch und munter, ja wol zuweilen ausgelassen wandern wir dahin. Wenn die gute Laune während der ganzen Reise so gerne bei uns weilt als gestern und heute, so kann es keine glücklichere Reisegesellschaft geben." Von Heilbronn ging's nach Stuttgart und Tübingen und weiter, wo er sagt: „Von Stunde zu Stunde werden die Aussichten nach Süden schöner und mannichfaltiger. Links die Kette der phantastisch geformten rauhen Alp, rechts in blauer Ferne begrenzt der Schwarzwald den Horizont. Auf allen Bergen hängen noch Reste von Ritterburgen. Singend und scherzend ziehen wir dahin, wo es immer und immer schöner wird. Wo sich der Wald auf der Höhe öffnet, sehen wir in geringer Entfernung der Könige von Preußen altes Stammschloß Hohenzollern emporragen" ꝛc.

In Schaffhausen angelangt schreibt Keßler den Muhmen: „Seien Sie mir gegrüßt aus der ersten Schweizerstadt. Ich habe den ewigen Schnee der Alpen durch fernes, dunkles Gewölk gesehen. Es ist mir wie einem romantischen Prinzen, der nach

einer unbekannten göttlich schönen Prinzessin reist und durch einen Blick des ersten Anschauens bezaubert und mit unendlicher Sehnsucht nach Kuß und Umarmung erfüllt ist. Die Wonne dieses ersten Schauens, nach einer langen Wallfahrt über Ströme und Gebirge, ist so groß und süß, daß man die Menschen nicht zu beneiden braucht, welche in diesen Wundern der Natur aufwuchsen. Als wir aus dem Städtchen Engen auf eine Höhe gelangt waren, von wo die Ruinen Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohenstaufen, Hohentwyl, keine eine halbe Stunde entfernt liegen, da entdeckten wir oben in dem hellen aber dichten Gewölk den ewigen Schnee. Prinz Karl zeichnet Hohenstaufen, dieses Stammschloß der einzigen poetischen Kaiser Deutschlands. Die unscheinbare Ruine, so unbedeutend als der Berg, der sie trägt, ist ein schlagendes Symbol, wie die Geschichte, gleich der Natur, aus einem Fünkchen weitstrahlende, erwärmende und zerstörende Flammen gebiert. Gleich nach unserer Ankunft ging ich mit Reuß nach dem Badehaus. Durch mehre enge abschüssige Straßen gelangten wir an eine Mauer, mit einem engen Pförtchen; so wie wir hineintraten, erblickten wir zu unsern Füßen den herrlichen Rhein, grün wie der edelste Chrysopras und schnell dahinschießend wie der Aar in den Lüften. Es ist unmöglich, diese Ueberraschung zu schildern. Gleich unter der Stadt wird der kühne Strom von Felsen auf beiden Seiten so eingepreßt, daß keine Maus einen Pfad am Ufer findet, und mitten im Bett werden die grünen Fluten an unsichtbaren zackigen Klippen in Schaum zerrissen. Ich muß abbrechen, weil Alle bereit sind nach Laufen zu wallen an jenes herrliche Wasserwunder."

So häufig auch jenes von Reisenden beschrieben und noch mehr gesehen worden ist, so nehmen wir doch Keßler's Schilderung davon hier auf, wegen der Klarheit und Frische, mit der sie gegeben ist:

„Der Fußsteig nach dem Fall hin läuft, auf der Züricher Seite, erst durch Weinberge, dann an einer buschigen steilen Bergwand hinab, an welcher der klare Fluß schnell dahinschießt. Gleich von Schaffhausen an bricht sich das Wasser an Felsen

und schäumt und lärmt so, daß man den Donner des großen Falles nicht eher vernimmt, als bis man ihm auf eine Viertelstunde nahe ist. Da stürmen die Fluten durch eine Menge wilder Felsen, ihr Grün steigt auf in weißem Schaum, Alles tobt und kracht und zerstiebt in die Lüfte. Jetzt steigt man zum Schloß Laufen, auf einen ungeheuren Felsen, senkrecht über dem gewaltigen Sturz. Das Wasser verschwindet vor den Augen, bis man an der andern Seite des Schlosses Treppen an einem steilen Abhang hinabsteigt, unter überhängenden Felsen und Büschen, und zuletzt auf ein kleines Gerüst kommt. Jetzt, wo das Wasser am stärksten und der Fall in der vollkommensten Pracht ist, begreift Niemand, wie Menschenhände da hinein bauen konnten. Hier ist und bleibt der herrlichste Standpunkt. — Ein Künstler soll hier ausgerufen haben Welche Hölle von Wasser! und wer dasteht, dem wird der Ausdruck klar. Diese ungeheure Gewalt der stürzenden, ganz in Schaum geschlagenen Wassermassen, welche doppelt und dreifach höher als der Fall, aus der Tiefe, in schneeweißen Wolken und Säulen, wieder empor schießen, sich dann in Streifen ziehen und dünner und dünner, weit über den kochenden, allmälig wieder grün werdenden Strom dahin fliegen, legen das jenseitige Ufer und die blaue Luft unter einen silberschillernden Flor. Mitten aus dem Sturz ragen Felsen empor. Die beiden stärksten heben ihre, mit Gesträuch bewachsenen Scheitel, hoch über das Gewässer, und trotzen mit ewiger Kraft, der fürchterlichsten Macht der Natur. Das Getöse kann nicht gedacht werden als ein Wassergeräusch in unendlichem Grad; nein! es ist ein hohles Gebrüll, ein Donnern und Aechzen in der untersten Tiefe, welches die Seele hinabreißt und zerknirscht. — Da steht man Stunden lang starr wie jene Felsen."

„Einige hundert Schritte unter dem Falle, wo die Strudel noch kräuselnde Wogen an das Ufer jagen, badete ich mich mit Reichenbach in den eiskalten Fluten, und betrachtete das Wunder von einzelnen Felsblöcken aus, die im Fluß liegen und an welchen die nahenden Wellen in Millionen Wasserkugeln zerschellt werden."

„Nachmittags saß ich allein mit Prinz Max noch einige Stunden auf dem Fischny (das erwähnte Gerüst unten am Wasser). Ein Theil desselben ist bedeckt und hält den Regen vom Fall her ziemlich ab. Ganz vorn bekommt man dicke Ladungen von Gischt, und ist in einer Minute völlig durchnäßt. Lange blieben wir stumm. Eine kleine Bachstelze mit einem Wurm im Schnabel unterbrach unser Schweigen; sie setzte sich aufs äußerste Gebälk, am mächtigsten Sturz. Der Schaum flog heran auf das zarte Thierchen, und drohte in jedem Moment, es zu zertrümmern; aber es schüttelte ungestört das Wasser von dem Gefieder und wiegte sich auf seinen kleinen Füßen hin und her, vertraut mit der ungeheuersten Natur. Mit Wonne betrachteten wir den kleinen Wagehals. Indem er dahinflog über den Strudel, sah Prinz Max einen Fisch, mehre Klaftern emporgeworfen aus dem kochenden Abgrund, und seine rothen Flossen schimmerten durch den weißen Schaum. Es ist unmöglich dazusitzen ohne Andacht und inbrünstiges Gebet. Unsere rauhen Urväter sollen da den Göttern ihr Liebstes, ihre Rosse geopfert haben. Prinz Max riß sich los von dem seligen Anschauen, aus Verlangen, seiner Mutter davon zu erzählen. Der Himmel weiß, daß mich's nicht weniger drängte, Ihnen von meinem Genusse zu sagen."

Am 19. Juni verließen die Freunde Schaffhausen und wanderten am Rhein hinauf nach Stein, bestiegen einen Nachen und ruderten nach dem Zeller- oder Untersee und gelangten dann nach Konstanz. Auf einer Fahrt auf dem Bodensee nach der Insel Meinau, begann Keßler wieder an seine Freundinnen in Berlin zu schreiben, während Prinz Karl die Insel vom See aus zeichnete.

„Nie," sagt er in seinem Briefe, „bin ich einen so freundlichen anmuthigen Weg gewandert als den nach Stein. Die ganz von Holz, groß, reinlich und bequem erbauten Bauernhäuser liegen einzeln, in großen Obstgärten, mit grünen üppigen Zäunen eingefaßt. Da hindurch schlängeln sich, in reizender Abwechslung, sanfte Pfade. Links glänzte oft der See in der Ruhe des Abends,

durch die dichten Baumgruppen, rechts trat das starre Haupt des Sentis hervor. Auf seinem Rücken lagen dicke Wolken, aber sein Scheitel strahlte rein in der scheidenden Sonne. In jedem Moment empfinde ich jetzt die Wonne einer solchen Wanderung, und vielleicht um so durchdringender, weil ich die Erfüllung mit der Ruhe abwartete, welche Ihnen zuweilen seltsam schien. Wie könnte ich mir aber auch eine angenehmere Art zu reisen ausdenken als die, welche sich nicht sowol durch den Beschluß, als durch den einstimmigen Sinn sämmtlicher Genossen festgesetzt hat."

Aus Zürich schreibt Keßler: „Ich stieg mit den Gefährten durch den Thurgauer Obstwald über die Höhen nach St.-Gallen. Mein Hauptzweck daselbst war, den berühmten Codex des Nibelungenliedes auf der dortigen Bibliothek zu sehen, um meinem Freund von der Hagen gehörig darüber zu berichten. Darum hielt ich mich länger auf, während die Andern weiterzogen. Ich bestieg mit dem Herrn Pfarrer Scheitlin, an den meine Briefe von Hagen adressirt waren, am Nachmittag noch den Berg Vögelinseck, wo ich noch einmal auf den herrlichen Bodensee blickte und südlich in das reizende appenzeller Land. Wir kamen erst um 9 Uhr nach St.-Gallen zurück. Das rasche Steigen in der heißen Gewitterluft hatte mich ganz ermattet und meine Gefährten waren vier Stunden voraus, welche ich, nach unserer Verabredung, des andern Morgens 6 Uhr wieder eingeholt haben mußte. Ich trank schnell so viel Wein, als ich laden konnte, und wanderte noch in finsterer Nacht einsam nach Herisau, wo ich einige Stunden meinen müden Gliedern Ruhe gönnte. Um halb vier des andern Morgens brach ich wieder auf. Wie war ich überrascht, als ich aus Herisau trat und den erhabenen Sentis, in den Silberstrahlen der noch verborgenen Sonne, ganz nahe vor mir liegen sah. Um 6 Uhr war ich wieder bei den Gefährten und zog nun mit ihnen weiter. Der Reiz der appenzeller Alpen ist einzig. Blumige fette Wiesen, dunkle Tannenwäldchen, rauschende Bergwasser, tiefe Schluchten wechseln anmuthig auf diesen kolossalen Höhen, die doch nur Hügel gegen das höhere Alpengebirge sind."

„Wir lagen wol sechs Stunden in Wattwyl an der reißenden Thur, um die Kühle des Abends abzuwarten, und wanderten dann die Höhen hinauf. Jetzt blickten wir hinab auf den herrlichen Spiegel des Züricher Sees; in einigen Stunden waren wir in Schmerikon an seinen Ufern, nicht weit davon, wo sich die Linth aus dem dunklen Thal am Schloß Grynau in den See ergießt Den andern Morgen schifften wir herunter nach dem acht Stunden entfernten Zürich. Die Lage von Zürich ist von unendlichem Reiz. Von unserm Gasthof blickt man über den blauen Spiegel des Sees, zwischen den lachenden Hügeln hinauf, nach den wildern Bergen, hinter welchen in langer Reihe die Gebirge von Appenzell, Glarus und Schwyz ihre weißen Häupter erheben."

Schlechtes Wetter hielt die Reisenden mehre Tage fest, endlich ungeduldig packten sie sich zu Fünf in einen Wagen und zogen von dannen, nach Luzern. Der Weg führt über den Albis, auf welchem sich die ganze Alpenkette darstellt.

„Wir hatten nach nichts zu sehen," klagt Keßler in seinem Brief, „als nach den Fugen der Wagenfenster, wo der schlagende Regen etwa durchdringen und uns zu durchnässen drohte. Man könnte uns Thoren schelten, daß wir nicht unter Dach blieben. Allein es fing an in Zürich langweilig zu werden, und Hoffnung zu besserm Wetter war nicht da. Von Luzern aus können wir, beim ersten Sonnenblick, in das Herz der Gebirge dringen und die Wunder der Natur liegen so nahe, daß der ungünstigste Himmel dem Auge nicht Alles rauben kann. Gegen Mittag ließ der Regen etwas nach, sodaß wir den Wagen verlassen konnten. Der freundliche Rigi, kaum zwei Stunden von uns entfernt, wurde auf eine Viertelstunde hell. Es gibt auf Erden kein anmuthigeres Plätzchen als den kleinen Canton Zug, den wir heute durchwanderten. Die Natur hat hier nahe vor ihre Ruine und ihr starres Eis das wärmste freundlichste Leben und die lieblichste Ueppigkeit gelegt. Dunkle Wäldchen, wohlgeordnete Gärten und Häuser, starkes, kräftiges Vieh, vom schönsten Bau, fruchtbare Obstgehäge, mit hohen von Epheu umrankten Nußbäumen und Kastanien untermengt, bilden das heiterste Ganze."

Von Luzern wanderten die Reisenden nach Stanz, von wo sie nach kurzer Rast an der Aa hinaufzogen, in einem engen Thal von ungeheuren Bergen eingeschlossen. „Wir stiegen weiter", berichtet Keßler, „die Thalwände werden felsiger, höher und pressen die in der Tiefe wühlende Aa enger ein. Auf einmal breitet sich das Thal aus in duftende Wiesen, und die Abtei Engelberg liegt freundlich an den Füßen des spitzen Engelstocks und des über 10,000 Fuß hohen Titlis. Kein Feenzauber bringt solche Ueberraschung hervor. Von Engelberg zogen wir weiter an der Aa hinauf. Auf dem Wege von einer Stunde zählten wir über zwanzig Wasserfälle. Den schönsten Fall macht etwa eine Viertelstunde über Engelberg der Deutsch- oder Stierenbach, er plätschert nicht am Felsen herunter, sondern fliegt in Schaumflocken frei durch die Luft. Fast senkrecht unter dem Titlis kehrten wir in einer großen Sennhütte ein und erfrischten uns zum erstenmal mit Nideln. Diese sehr fette Milch oder Sahne wird in eiskalten, feuchten Kellern gehalten und ihre Frische ist überaus lockend, aber mancher Reisende soll das Fieber aus dem Milchnapf essen. Wir ließen es uns dennoch weidlich schmecken. Ein Glas Kirschgeist voraus und die mühsamen Felspfade hinterdrein, geben dem Leib eine andere Natur. Aus den erhabenen Schluchten, hinter dem starren Koloß, blitzte das blaugrüne Gletschereis und der Schnee zog sich hier und da bis hinunter an die schäumende Aa. Neben dem Schnee aber duftete der Boden von würzigen Blumen und Gräsern, und Erdbeeren glühen durch das tiefe Grün. An den steilen Bergwänden sehen wir Spuren der verwüstenden Lawinen. Ganze Strecken lagen starke Tannen, im Stamm wie Ruthen zerknickt, übereinander her, und waren zum Theil herunter zwischen die Felsenblöcke der Aa gerissen."

„Drei starke Stunden über Engelberg öffnet sich die weite, von der ungeheuern Felsenrotunde der Surenen umgebene Blockenalp. Die Riesenmauern starren von unzählbaren kleinen und großen spitzen Thürmen. Auf der grünen Alp sprangen junge Rinder und Pferde umher und die Felsen hallten wider von

ihren Glocken. Die Hirten wiesen uns nach einer krystallenen Quelle, um die wir uns lagerten und unser Mittagsmahl einnahmen. Eine schlanke, glänzende junge Kuh gesellte sich zu uns und ließ sich streicheln, wir theilten mit ihr unsere Gerichte, die aus trockenem Brot bestanden; sie war so schön, so menschlich freundlich, daß man sie für die Hülle einer reizenden Göttin oder Prinzessin halten mochte."

„Graf Reuß hat seine anfängliche Schwäche ganz überwunden und wird täglich frischer und derber. Nichts ist aber auch stärkender und erfrischender als dieser Alpenäther und Alpennektar aus den labenden Quellen. In zwei Absätzen von drei Stunden Wegs, hatten wir jetzt die ganze Höhe herabzusteigen, auf welche zu gelangen wir vorher an zehn Stunden gebraucht hatten. Nach dem ersten Absatz, über Schnee und Felsen, kamen wir im Thal Waldnacht auf grüne Alpen mit muntern Heerden. Der Hunger jagte uns in die erste Sennhütte, wo uns treffliche Nideln labte, die in großem hölzernem Napf aufgetragen wurde, aus dem Jeder mit hölzernen Löffeln zulangt. Reuß führt ein silbernes Besteck im Reisesack, er allein aß mit dem niedlichen Löffel aus dem Riesennapf zu unser aller lauten Ergötzlichkeit."

Am Ufer des Vierwaldstätter Sees bei Sissingen schreibt Keßler: „Schon vor zwei Stunden rollte aus den dunkeln Thälern über Altorf her das hohle Gebrüll eines schweren Gewitters. Der Föhn, der aus Italien über den Gotthard bläst, regte den See auf. Wir stiegen indeß in unser Schiffchen, in der Hoffnung Flüelen noch zu erreichen. Auf der Mitte des Sees konnten aber die Ruderer nichts mehr gegen den Drang der Wogen ausrichten; wir mußten etwa drei Viertelstunden unter Tell's Kapelle landen. Schade, daß wir diese nicht erreichten, damit die Verwünschungen, die ich meines Namens wegen von den heitern Gefährten erdulden mußte, durch den Ort gerechtfertigt worden wären. In dem Dialekt des alten Michels, unsers Führers, heiße ich ganz wie der tyrannische Vogt, dessen Klauen Tell dort entsprang, um ihm bei Küßnacht, wenige Stunden nachher, den verdienten Lohn zu geben. Der See kochte in dem schwarzen

Gebirgskessel. Ueberall starren ungeheure Felsmauern aus den schäumenden Fluten. Während des Sturmes erfrischte ich meine Glieder in den spritzenden Uferwellen des Sees. Der Abend beruhigte das Wasser und die Schiffer drängten uns in den Kahn. Wir fuhren dicht an den in der Höhe von tausend Fuß noch über dem See herüber hängenden Felswänden hin. Da erfährt man, wie das Hinaufblicken an so grauser Höhe die gleiche Empfindung des Schwindels erregt, als das Hinabschauen von oben. Etwa drei Viertelstunden über Altorf an einer geraden großen Felsenwand ist ein Echo von außerordentlicher Deutlichkeit und von langsamem reinem Widerhall. Prinz Karl, unser Maler und Musiker zugleich, studirte uns Accorde mit der Octav ein, die wir in vollen Tönen gegen den Fels stießen. Die Wirkung ist wunderbar schön."

„Bis Amsteg, wo der Kerstenbach in die Reuß stürzt, breiten sich an den Ufern der Reuß noch blühende Matten aus. Von hier bis zur Teufelsbrücke, fünf Stunden lang, ist die Reuß nur ein Wasserfall. Oft verschwindet sie in der Nacht schwarzer Felsen und Tannen. Zahllose Wasser stürzen von den Höhen, und wüthende Bäche brechen aus engen Schluchten, in welche kein Sonnenstrahl dringt, mit schrecklichem Toben hervor durch die zerrissenen Felsen und zersplitterten Bäume, welche von Lawinen in die Tiefe geschleudert wurden. In der gehaltensten Stufenfolge wächst das Furchtbare und Erhabene der Wasser und Felsen. Das Thal durchschneidet das Gebirge in der Quere, und erscheint wie eine gähnende Wunde, welche die Natur dem ungeheuren Leib der Alpen geschlagen hat; aus Millionen Adern sprudelt nun das Leben der zerhauenen Berge. Unweit Wasen beginnt der Granit und die Gegend wird mit dem Gestein rauher und starrer. Unermeßliche Steinblöcke sind in wilder Unordnung in das Thal gerollt und in das Bett der Reuß, die ewig umsonst Schaum zerstäubend gegen die Bergtrümmer rast. Die erste steinerne Brücke unterhalb Wasen heißt der Pfaffensprung. Von da bis zur Teufelsbrücke, drittehalb Stunden, trafen wir noch fünf ähnliche. Weiter oben gehen die Tannen zwischen den Felsen

aus, nur Moos und geringes Gestrüpp nährt sich kümmerlich auf kleinen Plätzchen. Die Straße wird steiler, die Schlucht schmaler und scheint sich endlich ganz zu schließen. Man steckt in einem schrecklichen Abgrund. Aus der Tiefe donnert der Fluß, an den Seiten thürmen sich kahle geborstene Felsen, auf deren Scheitel die kleine Wölbung des dunkeln Himmels ruht. Die Teufelsbrücke ist ein hoher Bogen von Stein, so schmal, daß nur ein beladenes Pferd darüber gehen kann. Dicht oberhalb bricht die Reuß krachend herein und stürzt sich in den Abgrund. Der Regen vom Fall her fliegt über die Brücke und seine durchdringende Nässe vertreibt bald den starren Beschauer. Das schreckliche Getöse, der enge, öde Felsenkessel, macht der Seele bange, als stände sie am Grabe der Natur; nur die purpurne Alpenrose, welche die milderen Regionen verschmäht, das zarte Vergißmeinnicht und andere Blümchen, die der Wasserstaub nährt, sind schwache Funken des Lebens. Ueber der Brücke wird der Weg steil, wie eine Treppe. An der Kapelle Santa Maria ist ein Loch in den Fels gehauen. Dahin durch wandert man 75 Schritte in finsterer Nacht; da breitet sich eine weite Wiese mit dem buntesten Blumenschmuck, zwischen grünen Bergen mit weißen Gipfeln aus. Am Fuß des grünsten, unter einem kleinen Tannenwald, liegt Andermatt oder Urseren. Die Reuß fließt ruhig durch das freundliche Thal, kein einziger Felsblock stört sie in dem klaren Kiesbett. Welche Phantasie schafft diesen Anblick? Wer die getreuesten Schilderungen tausendmal gelesen hat, wird betäubt durch solche Wunder."

Aus Chur schreibt Keßler den 7. Juli: „Die bündner Reise ist belohnt, über die Maßen reich belohnt. Die via mala und der schreckliche Nollafluß haben den Sieg über alles Grause und Wunderbare, was wir bisher sahen, davongetragen. Gestern als wir in Tusis, hungrig und durchnäßt bis auf die Haut, Obdach in einem kleinen schmuzigen Gasthaus suchten, wo unsere Kleider nicht zur Hälfte getrocknet werden konnten, krochen wir unmuthig die Treppen hinunter in die geräumigere Wirthsstube. Auf welche Labung durften wir hier rechnen? Doch wenn die Noth am

größten, ist bekanntlich Gottes Hülfe am nächsten. Ein herrliches Mahl lud uns ein, und der rothe Veltliner, der in zinnernen Kannen aufgesetzt war, setzte durch seine Trefflichkeit den gründlichen Frohsinn der Gesellschaft nach wenigen Secunden völlig in seine Rechte ein. Wir aßen, tranken, sangen, jubelten und schliefen endlich vortrefflich. In der Frühe brachen wir mit unserm Wirth auf, der uns zu führen versprach. So wie wir aus Tusis heraustraten, standen wir an dem leibhaftigen Höllenfluß, der südwestlich über Tusis, unter dem Namen Nolla, vom Spitzkathrinenberg hereinbricht. Durch ein, wol hundert Schritte breites Bett, voll schwarzen Kieses, wie der Schutt aus einem Schieferbruch, rollt das teuflische Wasser, schwarz und dunkler als sein Bett, nicht fließend oder schäumend, wie reine Bergwasser, sondern wie geschmolzenes Metall sich daherwälzend in kleinen Strömen, über welche wir in weiten Sprüngen hinwegsetzten. Die Strömung dieses häßlichen Baches, welcher gleich beim ersten Anblick die Seele mit Entsetzen erfüllt, ist wild und in jedem Augenblick, wegen der geringen Cohäsion der Flüssigkeit, mit voller Willkür wechselnd. Jetzt meint man, über die stärksten Arme gesprungen zu sein, und hinter Einem ist auf einmal Alles trocken, und dieselben Arme schießen vor Einem hin mit dumpfem, hohlem Geräusch. Jenseits führte uns unser Wirth eine kleine Strecke an dem schwarzen Ufer hinab. Dann stiegen wir links im Zickzack durch alte Tannen und Klippen, auf die hohen Felsenmauern, nach der Seite der Nolla und nach Tusis hin. Man überblickt von da einen großen Theil des Domlesch'ger Thals und des reizenden Heinzenberges links vom Rhein, an dessen weite Höhe freundliche Dörfer, Höfe und fruchtbare Felder sich lehnen. Die Phantasie vermöchte nicht eine schönere Gebirgsgegend zu schaffen, wenn nicht der Frevel der gräßlichen Nolla das lachende Thal besudelte. So wie der edle Rhein in seinem klaren Flußbett aus den dunkeln Riesenmauern hervorblickt, wirft sich die Nolla wie eine faule Materie hinein. Nicht auf hundert Schrite weit vermag der grüne Fluß zu widerstehen; dann wird er von dem bösen Gewässer beschmuzt und vergiftet, sodaß weder ein Fisch in ihm

leben, noch Vieh aus ihm trinken kann. Erst im Bodensee, 20—24 Stunden von der Mündung der Rolla, wird er wieder geläutert. Wir stiegen weiter steil hinan, durch wüste Tannen und Lärchenwaldung, voller Felsen und Steingerölle, nach dem Dorfe Rongella. Von da geht es wieder abwärts nach dem tiefen Schlund, durch welchen sich der Rhein zwängt. Hier beginnt die sogenannte via mala, welche durch Bünden über den Splügen nach Chiavenna und an den Comer See führt. Viele hundert Fuß in der Tiefe braust der Rhein durch sein enges Bett. Ueber uns hingen dunkle Wolken wie gespießt auf die ungeheuren Bergzacken. Man steigt immer noch hinab. Da wird der Schlund so eng, daß man in der Tiefe nur einen schmalen Streif grünlichen Schaums entdeckt, der ängstlich durch die grauen Felsen herauf stöhnt, die Tiefe ist aber nichts gegen die grause Höhe, in welcher die Wände senkrecht emporsteigen. Hier ruht eine steinerne Brücke in schönem Bogen über dem Abgrund. Bald darauf führt eine andere herüber und eine dritte abermals hinüber. Die mittlere scheint die höchste, die unser Maler zeichnete, während wir mit einem Faden ihre Höhe über dem Wasser zu messen versuchten."

„Oben, wo man durch eine Schlucht ferne Schneegipfel erblickt, stürzt der Rhein in einem langen Fall in purem Schaum herein. Unterhalb der Brücke bildet der Fels einen Kessel, worin der Fluß zu kochen scheint. So wallt und sprudelt Alles. Zurück gingen wir wieder über Rongella hinunter, über die Rolla nach Tusis. Nach einem sehr beschwerlichen Marsch von sechs starken Stunden erfreuten wir uns abermals eines trefflichen Mahles. Als wir uns mit Speise und Trank gesättigt, ja sogar gütlich gethan und die Zeche mit herzlichem Danke berichtigt hatten, brachte unser edler Wirth noch eine große Kanne besten Veltliners, um, wie er sich ausdrückte, Compagnie mit uns zu trinken, d. h. jeder muß unter Gläserklang seine Heimat und den Namen seines Vaters nennen. Dann begleitete er uns eine Strecke und wir schieden von ihm, mit der eigenen Wärme, mit welcher echte Gastfreundschaft die Brust des Fremdlings unwillkürlich erfüllt.

Jubelnd setzten wir um die Wette über Gräben und Hecken, und in noch nicht fünf Stunden hatten wir die starken sechs Stunden Wegs über Reichenau nach Chur zurückgelegt."

Am 8. Juli verließen die Reisenden Chur. Graf Reuß, Prinz Karl und von Reichenbach gingen mit den Dienern und dem Gepäck weiter über Bad Pfeffers. Prinz Max und Keßler verlangten, über den höchsten Paß, der von Graubünden nach Glarus führt, zu wandern. Keßler sagt: „Hat man einmal die Wollust des Einathmens der höchsten Alpenluft gekostet, so wird man unwiderstehlich hinaufgezogen, welche Anstrengung und Gefahr es auch koste. Auf einem anmuthigen Weg gingen wir über Reichenau am linken Ufer des Hinterrheins, über die Höhen nach dem großen Orte Flims, wo wir um 11 Uhr ankamen. Der Wirth, bei dem wir einsprachen, gab uns seinen Sohn, einen rüstigen Mann von 26 Jahren, mit. Um 12 Uhr brachen wir auf, immer steil bergan, über drei verschiedene Alpen mit den schönsten wohlriechendsten Blumen und Kräutern, selbst über und zwischen dem Schnee. Nach etwa drei Stunden gelangten wir in ein weites Amphitheater, von Felsen und Schneemassen umschlossen. Durch diese Mauer geht ein großes Loch, gewöhnlich das Martinsloch genannt, welches ein Gigant mit einem Steinblock durchgeworfen zu haben scheint. Der Wind stürmte furchtbar neben dem Tschingelspitz herein. Unser Führer mit dem Ranzen auf dem Rücken war nicht zu halten, die Alpen schienen ihm nicht mehr zu sein als der Katze das Dach. Endlich waren wir oben, 1000 Fuß über der Schneelinie. Der Tschingelspitz ist nämlich 8870 Fuß über dem Meere erhaben, und wir befanden uns nur einige hundert Fuß unter seinem Gipfel, in gleicher Höhe mit dem Martinsloch. Die Scheitel der Glarner Gebirge, ein Chaos von Eis- und Schneewänden, scharfen Felszacken und Hörnern, auf denen der Sturm keine Schneeflocke haften läßt, dunkle unabsehbare Abgründe lagen um und unter uns. Man meint hier auf den starren Gebeinen der aufgelösten Natur zu stehen. Da findet kein Wurm, kein Gräschen mehr Leben. Der eiskalte Wind jagte mit schrecklicher

Gewalt die Wolken aus den Schlünden herauf, und heulte im nahen Martinsloch."

„Aus der Nacht des nächsten Thales blinkte der Elmer Kirchthurm herauf. Den Menschen in uns fühlend, sehnten wir uns hinab zu den menschlichen Wohnungen. Wir mußten uns am Gestein festklammern, um nicht zurück in die Tiefe gerissen zu werden. Prinz Max flog die lederne Mütze vom Kopf, aufwärts wirbelnd, aus unsern Augen. Jetzt krochen wir auf allen Vieren, seitwärts etwa 100 Schritte lang, auf einem kahlen bröcklichen Schieferrücken hinunter. Nun standen wir sicher, denn wir hatten grundlosen Schnee, in welchen wir immer bis an den Leib einsanken, und dann einander oft mit den Stöcken heraushelfen mußten. Unser Führer hatte den Weg noch nie so beschwerlich gefunden. Das Kirschwasser war schon zwei Stunden über Flims ausgegangen. Vor Schneewasser warnt jeder Alpenbewohner. Unser Durst war brennend. Die untere Hälfte unsers Körpers war von Schnee, die obere von Schweiß durchnäßt. Das Waten in dem Schnee hatte uns die Kamaschen fast ganz von den Füßen gestreift, und die großen Alpenschuhe waren mit Schnee und Wasser gefüllt. Jetzt hatten wir wieder Land mit Gestrüpp der Alpenrose bedeckt. Wir bedurften einer kurzen Ruhe. Die Sonne schenkte uns einzelne freundliche Blicke, die dem erhitzten Theil des Leibes wohlthat. Ein Stückchen Chocolade, was sich im Ranzen fand, wurde in drei Bissen gebrochen und stärkte uns, obschon der Durst derselbe blieb. Wir priesen Reuß, der diese Labung in Tusis aufgetrieben hatte."

„Die steilen Bergwände wurden allmälig ganz grün, und wir sahen einzelne Ziegen, die hirtenlos umherkletterten. Nur in Klüften zogen lange Schneestreifen hinab, eine feste Brücke über den wilden durchrauschenden Wassern bildend. Gewöhnlich geht man sicheren Fußes darüber hin. Diesmal aber war das sonst so unangenehme Vorauseilen unsers Führers unser Glück. Die Fläche einer solchen Brücke war zu schief, in der Mitte, ehe wir noch an die Kluft gelangt waren, konnte er sich nicht mehr halten, er rutschte hinab: aber mit bewundernswürdiger Geschick-

Besteigen der Wengeralp, um die Staublawinen von der Jungfrau herab zu betrachten und donnern zu hören, berichtet Keßler in lebhafter Schilderung. Die Reisenden zogen in der Schweiz hin und her, wo es schön, wo es grausig, wo es gefährlich war, kamen dann durch das Livinerthal nach Bellinzona, über den schroffen Banditenberg nach Lugano, Como und Mailand. Von da nach Novi, Voltagio und Genua. Den Beinamen la superba, welchen diese Stadt führt, fand Keßler gebührend. Er erzählt von seinem Aufenthalte dort: „Unsern Gasthof trennt nur die niedrige Hofmauer von den Meereswogen. Das Auge verliert sich auf der dunkeln Flut, über welche ein sanft schmeichelnder, Wollust athmender Südwind daher säuselt. Als wir Abends eine Gondel bestiegen, sank die Sonne hinter die Gebirge und der volle Mond stand am wolkenleeren Himmel. Wir ruderten zum Hafen hinaus auf die offene spiegelglatte See. Das reine Blau in unserm Zenith ging nach Osten hin alle Farbenmischungen durch, bis die dunkle Flut den tiefsten Purpur schnitt. Portofino lag unter einem rosenrothen schimmernden Schleier, und westlich trat dunkel das Capo di Noli hervor. Der Mond schien weißer und doch glänzender, als ich ihn je gesehen. In einer langen Silbersäule spielte sein Antlitz in dem schwarzgrünen Spiegel. Hier verschwinden die beschränkenden Schulbegriffe von einem Mittelländischen- und andern Meeren. Der Mensch wird wieder kindlich wie Homer's Helden und schaut die Unendlichkeit an, wenn sein Blick zügellos über der Wasserfläche dahin schwebt. Ein besonderer Schmuck der Stadt war gestern Abend die Illumination der Kathedrale. Bis in die späte Nacht lagen wir in stummer Beschauung auf dem Balkon. Ich gedachte Ihrer und wünschte Sie tausendmal zu mir."

Von Pavia aus schreibt Keßler: „Die Reise von Genua hierher ist eine Nachwehe des Genusses in jener Feenstadt. Gestern machten wir elf Stunden, theils im Wagen, theils zu Fuß; wir wechselten oft ab, weil uns immer diejenige Art des Fortkommens die unerträglichste schien, in der wir eine Viertelstunde lang begriffen gewesen waren. Von dem Staub der italienischen

Wege hat man in Deutschland so wenig eine Vorstellung, als von der dreimonatlichen Dürre, die ihn hervorbringt. Nur in Genua, wo am Abend und in den Nächten mild kühlende Lüfte auf den blauen Meereswellen daherfahren, befreundet man sich leicht mit dem geschäftigen Heere südlicher Flöhe und verwünscht die nordischen Nebel; nicht aber im flachen Italien. Wir sehnen uns Alle herzlich nach den Alpen. Ich befehle Sie also in die Huld des Himmels und bitte Sie, dem weit weggeflogenen Vetter, der sich nun täglich wieder nähert, seinen alten süßen Platz freundlich noch so lange zu bewahren, bis er wieder selbst für seinen Besitz Sorge tragen kann."

Nun gingen die Reisenden wieder zurück nach Mailand und von da nach dem zauberisch gelegenen Sesto, sie besuchten das Feengebäude der Isolabella und betraten dann weiterhin jubelnd, wieder auf ihren Füßen stehen zu können, die Simplonstraße, an der sie hinaufzogen bis Arnavasco.

Von da wurde wieder ein Wagen genommen. Keßler, aus Widerwillen gegen das Fahren und um das Wunderwerk der neuen Straße gründlich zu betrachten, machte den ganzen Weg von Arnavasco bis Simpelen (dreizehn Stunden) zu Fuß. Als er die wildesten und wunderbarsten Stellen gesehen hatte, brach die Nacht herein. Der größte Theil der Gesellschaft hatte den Wagen verlassen und wandelte mit ihm durch „die göttliche Nacht."

Die meisten der Gefährten waren von da nach dem Hirtenfest in Interlaken gegangen. Die beiden Ernstesten und Muthigsten, Prinz Max und Keßler, versuchten sich in ihrer Abwesenheit noch allerlei Gefahrvolles und Interessantes, z. B. den berühmten Leiterweg, der nach Albinen führt, den Keßler zwei mal machte, und bestiegen den Gemmi, welcher letzte Weg zwar weniger gefährlich, wohl aber mühevoller als der erste ist. In Martinach sollte sich die Gesellschaft wieder zusammenfinden. Die Andern ließen aber zu lange auf sich warten, und so bestiegen Beide auch noch, nachdem sie den trefflichen Guiden, Pierre Balma, welcher Saussure auf seinen Reisen in den savoyischen Gebirgen stets zur Seite war, den Montblanc drei mal bestieg und auch A. von

Humboldt leitete, für sich gewonnen hatten, zogen sie auf drei Maulthieren (um auch diese Art des Reisens zu versuchen) über den Paß der Fourcla hinab in das Thal des Trient, in welchen die mächtigen Trientgletscher von den hohen Felsen herabhangen, und von Trient über den Col de Balme nach Chamouni.

Am 22. August bestiegen die beiden muthigen Reisenden mit Balma den Breven, der dem Montblanc gegenüberliegt, um ihn von dort aus betrachten zu können. Um 5 Uhr des Morgens traten sie die Wanderung an. Keßler beschreibt sie: „Wie an einem steilen Dach klimmt man die Hälfte des Berges hinan, wo man auf eine Staffel von Alpen gelangt, und sich ruhen und erfrischen kann. Dann muß man große Strecken von Steingeröllе, von Block zu Block setzen, ehe man den Fuß des senkrechten Horns des Breven erreicht. Scharen von Alpenkrähen umflatterten die grauen durchlöcherten Trümmer. Nun standen wir an der sogenannten Cheminée, einem senkrechten Felsensteig, welchen zu erklimmen man beim ersten Blick kaum für möglich hält. Man unterstützt sich gegenseitig; die Gefährten stoßen die Stöcke in die kleinen Felsenrisse, und machen so eine Art von Leiter für den Vordersten, welcher mit seinem Stock wieder die Hinteren nachzieht, sobald er einen Fuß stellen kann. Ebenso hilft man sich wieder herunter. Gegen 10 Uhr erreichten wir den Gipfel. Je höher wir an dem Breven hinaufstiegen, je mehr schien der ungeheure Montblanc zu wachsen. Balma konnte uns hier den ausführlichsten Bericht von Saussure's Weg abstatten. Wir schafften hierauf noch einige Steine auf die Pyramide, welche die Reisenden auf dem Scheitel des Breven zusammengetragen haben, und überließen uns dann der seligsten Beschauung. Prinz Max zeichnete die Umrisse des Gebirges und ich schrieb einige Erinnerungsworte in meine Brieftasche. Eine einzige Stunde hier lohnt eine weite mühselige Wallfahrt."

Um 4 Uhr waren die Wanderer wieder im Thal, und wenige Stunden darauf kamen die Gefährten vom Hirtenfest zurück, jedoch ermüdet vom Marsch über den Col de Balme, sodaß es am andern Morgen zu keiner Unternehmung kam. Keßler besann

sich kurz und ging mit Graf Reuß nochmals allein nach dem Breven. Er sagt: „Je mehr sich unsere Bergreise ihrem Ende naht, ein so sehnlicheres Verlangen zieht mich unaufhörlich nach dem reinen Aether der Höhen.“ Auch bemerkte er, daß das Klettern das zweite mal viel besser und leichter ging. „Mit schauerlicher Wehmuth nahm ich auf dem Col de Balme Abschied von dieser Wunderwelt, wo die Erde in den Himmel hinaufragt und dieser zerrissen in jene herabhängt,“ schreibt Keßler von Martinach aus, und berichtet weiter: „Prinz Max, Reichenbach und ich waren vorausgegangen. Prinz Karl, der alte Michel und Balma hatten den bequemeren Weg über die Tête-noire eingeschlagen. Unser Lastthier trug Hörner, Knochen, ausgestopfte Bälge, Pflanzen, Steine u. s. w. Prinz Max setzt alle Menschen in Nahrung, die mit dergleichen Cabinetswaaren handeln. Wir hatten einen Wagen gemiethet mit eingeschnallten Sitzen, dessen Hintertheil mit ungeheuren Steinbockshörnern und vier gehörnten Ziegenschädeln, so seltsam ausstaffirt war, daß er für einen Triumphwagen nach dem Siege über die höllischen Geister hätte gehalten werden können. Die gaffenden Gesichter der uns Begegnenden belustigten uns nicht wenig. An der Pissevache stiegen wir aus und gingen an das Becken des Falles. Hier und da standen Gruppen von Reisenden, versunken in Anschauung dieser Wasserpracht. — Wie oft und viel habe ich mich bemüht, wenn am Abend die Wunder des Tages wieder lebendig vor meine Seele traten, Ihnen von meinem Schauen verständlich zu erzählen. Heute, wo ich aus den erhabenen Bergen heraus sollte, und mein Auge mit der bänglichen Wonne, gleich einer letzten Umarmung, an dem göttlich schönen Wasser hing, fiel es mir schwer aufs Herz, wie schal Sie doch all' das Geschreibe finden möchten, wenn Sie nur einen Augenblick hier stehen und sehen dürften.“

Nun ging es rasch nach Vevay, Yverdün, Avenche, Murten und nach Bern. Da wurden die Führer entlassen, der alte Michel war bis zu Thränen gerührt, er hatte während seiner dreißigjährigen Führerschaft nie eine Gesellschaft so lange begleitet

und vielleicht auch nie eine so heitere. Dann ging es nach Basel und Strasburg.

Mit mehr Hast als billig eilten nun die Jagdliebhaber der Heimat zu und trieben zur Abreise, denn die Jagd war daheim mit dem 1. September aufgegangen.

In Strasburg wurde ein Nachen gemiethet, mit einem Schiffer, dem die Reisenden, sich abwechselnd, rudern halfen, und fuhren von der Breusch in den Rhein und auf diesem langsam ihrem Ziel entgegen. Wegen der starken Krümmungen des Rheins fuhren sie in je dreißig Stunden zwanzig Stunden Landweg. Für die Nacht war der Kahn mit Stroh belegt, worauf sich die Reisenden ausgestreckt legten. Die Leinewand durfte nicht übergespannt werden, nur das Sternengewölbe sollte ihr Zelt sein. Bei dem Dorfe Kelsch stiegen Graf Reuß, Reichenbach und Keßler ans Land und gingen in einer Stunde nach Schwetzingen, den berühmten Garten zu sehen. Sie nahmen dann Extrapost nach Mannheim, wo sie früher ankamen als der Nachen. Nachdem alle noch fröhlich zusammengewesen, begleitete Keßler am Abend die Freunde an den Rhein, auf dem diese weiterzogen, und winkte ihnen von der Brücke aus Lebewohl zu. Mit Gefühlen der Wehmuth schrieb er in die Brieftasche: „So enteilen die Träume der Jugend und ihre kurze wonnige Erfüllung in dem reißenden Strome der Zeit.“

Mit kräftigem Schritt eilte er nun über Heidelberg, wo er mit den Freunden Voß, Kohlrausch und Graf Baudissin einen heitern Tag zubrachte, zu Freunden und Verwandten in der alten Heimat. Es that ihm Noth, sich gegen alle diese noch gründlich auszusprechen über alles Erlebte und Gesehene, bevor er wieder in das eintönige Geschäftsleben, in dem ohnehin jetzt so traurigen Berlin, zurückkehrte.

Bei der von der Knabenzeit her schon angebeteten Antonette, in dem reizenden Oertchen Lahm im Itzgrund, weilte er am längsten. Die liebliche Jugendgespielin mit ihrer Unschuld und Sanftmuth, welche sie sich auch als Mutter zweier niedlicher Kinder bewahrt hatte, begeisterte seine durch die großen Natur-

anschauungen wach gewordene Seele. Er schwamm in Wonne bei ihrer Betrachtung und dem geschwisterlich hingebenden Zutrauen, welches er von der ganzen Familie genoß. Mit tiefem Schmerze sah er dem Ende dieser „göttlichen Tage" entgegen, und schied endlich mit zerrissenem Herzen.

Dieser schon früheren Neigung ganz wieder Herr zu werden, suchte er neuen, ihn vielleicht anregenden Eindrücken entgegen zu gehen. Sie lagen ihm nahe, in dem Pfarrhause zu Effelder, wo er als Knabe von acht Jahren „so köstliche Tage" bei dem Bruder seines Pflegevaters verlebt hatte, von wo er sich noch gut eines kleinen Wesens erinnerte, was damals heiter zappelnd auf Kissen an der Erde lag. Dieses war in den siebenzehn Jahren zur blühenden Jungfrau herangewachsen. — Sie gefiel ihm aber nicht; in der Brieftasche bemerkte er, „Friederike entspricht nicht den Erwartungen, welche die Reden Anderer in mir erregt hatten. Doch trägt sie an Leib und Seele die Eigenschaft echter Schönheit, sie gefällt mit jeder Stunde mehr." Er ließ indeß die Stunden nicht walten, daß sie Macht über ihn gewannen, sondern schied nach kurzem Aufenthalte ohne tiefere Regung von den gastfreien Verwandten.

Auch in Meiningen konnte ihm nichts mehr genügen. Ernst Wagner mit dem poetischen Gemüthe, der obendrein auch für seine schöne Schwägerin Antonette schwärmte, war Keßler's liebste Unterhaltung.

Weimar und sein Freund Abeken, den er stets seinen geistigen Beichtiger nannte, und vor dessen sanftem Gemüthe er die gestörte Ruhe seines Innern offen darlegen durfte, that ihm wohl, und die überaus freundliche Aufnahme von Frau von Schiller, bei der er wohnen mußte, zerstreute ihn angenehm. In Jena, wo er durch Luden noch einige Tage der ruhigen Freude genießen wollte, wurde er heftig krank. Sei es nun, daß die Nachwehen der mannichfachen, fast übernatürlichen Anstrengungen auf der Reise, oder die bis dahin ihm fremdgebliebenen Aufregungen des Gemüthes, seine kräftige Natur zu besiegen drohten, genug er mußte einem heftigen Fieberanfall gereizter Nerven unterliegen

und den Ruhm der allezeit hochgepriesenen, nicht zu verderbenden Gesundheit drañ geben. Doch Dank sei es Abeken's Fürsorge, der ihn nach Jena begleitet hatte, sowie Luden's und Griesbach's Güte, die sich seiner thätig annahmen, daß er sich nach kaum acht Tagen wieder erheben und seine Weiterreise nach Berlin antreten konnte; diesmal aber nicht zu Fuße, sondern in einem schlecht verschlossenen Postwagen, zu welcher Fahrt, in den bereits sehr kalten Novembertagen, bei schon geschwächtem Körper, der leichte Anzug von Leinen und abgerissenem Rocke freilich nicht sehr paßte. Der Himmel schützte ihn aber, er entkam, ohne alle weiteren schlimmen Folgen, dieser letzten Gesundheitsprobe. Er fühlte sich nach zwei auf der Fahrt schlaflos zugebrachten Nächten und eben so viel Tagen, um von Jena nach Berlin zu gelangen, bei seiner Ankunft dort frischer als in Jena, und seine Freunde fanden ihn wohler aussehend als im Frühjahre bei seiner Abreise.

Sechster Abschnitt.

Weiterer Fortschritt im Leben.

So wünschenswerth es in jeglicher Hinsicht für Keßler gewesen wäre, bei seiner Rückkehr in einen thätigen Geschäftskreis zu kommen, in welchem er die gewonnenen Kräfte des Leibes und der Seele verarbeiten konnte, und zugleich wehmüthige Erinnerungen dadurch verscheuchen, so war daran doch wenig zu denken. Die politischen Zustände Preußens hatten sich inzwischen eher verschlimmert als verbessert. Durch beabsichtigte neue Organisationen war das alte Räderwerk der Staatsmaschine in Verwirrung und Stockung gerathen und drohte schier einschlafen zu wollen.

Keßler nahm seinen Sitz auf der Referendarienbank wieder ein und suchte so viel als möglich seine Pflicht zu thun, und etwa Versäumtes durch seine Abwesenheit von sechs Monaten wieder einzubringen. An seinen vermeintlichen Gönner und Beschützer, Herrn v. B., hatte er schon von Meiningen aus geschrieben und seine nahe Ankunft gemeldet, auch von Berlin aus schrieb er sogleich, und zum Schlusse des Jahres noch einmal, erhielt aber keine Antwort. Es schienen alle früheren Zusagen von „lebenslänglicher Dankbarkeit und thätiger Hülfe zum Fortkommen u. dgl." von Seiten des Hrn. v. B. ganz vergessen zu sein. Keßler war in schlimmer Lage. Ueber alles Dieses schrieb er im December an seine Tante in Meiningen: „Unsere neuen Staatseinrichtungen sind überaus niederschlagend für alle Gutgesinnten. Lauter neue Worte ohne Heilkraft für alte Schäden. Von Hrn. v. B. habe ich noch keine Silbe vernommen. Man sagt, er habe seinen Abschied erhalten. Ist dies noch nicht der Fall, so wird dies nothwendig geschehen. Dadurch ist es unabänderlich

bestimmt, daß ich im Frühjahre auswandere. Dies Schicksal trifft mich ohne die geringste Schuld von meiner Seite, daher ich mich auch nicht einen Augenblick ängstige, so schwer mir übrigens der Gedanke ist, von so innig geliebten Freunden, wie ich hier besitze, in wer weiß welche Fremde ziehen zu müssen: aber ich weiß schon jetzt nicht, wie ich meine nothwendigsten Bedürfnisse bis Ostern decken will. Schon auf der Reise mußte ich leihen, und als ich hierher kam, war ich total abgerissen. Ich habe angefangen, meinem Reisegefährten, Graf Reuß, ein mathematisches Collegium zu lesen. Ich weiß aber nicht, ob es mir viel einbringen wird. Wenn es auch noch so wenig ist, so muß ich es mitnehmen. Vielleicht verdiene ich noch eher etwas durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen, wenn sich die Buchhändler behandeln lassen. Die Geldnoth ist hier unerhört groß. Ich wüßte hier Niemand, von dem ich nur fünf Thaler leihen könnte, außer Ihrem Schwager, den ich aber um keinen Preis darum ansprechen möchte. Ich habe mich spärlicher eingerichtet als je in meinem Leben; seit einem Monat esse ich Abends nichts mehr, wenn ich nicht etwa ausgebeten bin: aber Vieles geht, wenn man nur nicht bei den ersten Versuchen in seinem Vorsatz wankt. Auch habe ich, seit ich zurückgekehrt bin, keinen einzigen Groschen an irgend einem öffentlichen Orte ausgegeben, ausgenommen was mich die Stuhlschlitten auf dem Eise kosten, wenn Heim's mitgehen und ich sie fahren kann, welches mir großes Vergnügen macht. Ich habe das Glück, der beste und schnellste Fahrer unter ihren Bekannten zu sein, und es ist mir wegen der seltenen Bewegung, die ich jetzt habe, eine rechte Wonne, meine Kräfte auf diese Weise zu üben. Statt müde nach solcher Anstrengung zu werden, ist mir immer so wohl danach, daß ich Abends dann leichter und länger arbeiten kann. Sie werden daraus abnehmen, daß ich recht gesund bin."

Auch an Abeken schreibt Keßler über seine literarischen Arbeiten: „Es ist mir sonst nie in den Sinn gekommen, etwas von meinen Arbeiten für den Freitag drucken zu lassen: aber Noth lehrt beten. Die letzte Hälfte des Cymbeline ist schon vor acht

Tagen im Freitag vorgelesen und günstig aufgenommen worden. Jetzt ist das ganze beim Buchhändler. Hagen macht den Vermittler. Meine Armuth hat mich genöthigt, vier Wochen hindurch nichts zu thun, als Cymbeline zu verbessern; diese macht mich auch, hinsichts der Verbesserungen, weniger gewissenhaft, als ich in guten Tagen war. Ich muß auch wieder Stunden geben. Noch bin ich aber zu blöde gewesen, die mir sehr am Herzen liegende Bestimmung des Honorars in Anregung zu bringen. Meinen König Richard III. versprach ich an Voß zu schicken, um ihn recht fleißig durchsehen und verbessern zu lassen. Allein ich kann mein Manuscript von Tieck nicht zurück erhalten. Dieser schwärmt in Deutschland herum und Niemand kann seiner habhaft werden." ·

Die Freitagsfreunde brachten bei Keßler in Anregung, er möge doch auch seine Briefe aus der Schweiz sammeln und sie drucken lassen. Sie waren ziemlich alle an die Heim'schen Töchter gerichtet, die zufolge der Abrede dann nach Gutdünken weitere Mittheilungen davon an Keßler's Freunde machten. Als Keßler die lieben Muhmen um seine Briefe bat, vernahm er mit tiefer Rührung, daß eine derselben, gerade die, welche er schon von der Knabenzeit her am höchsten gestellt und am innigsten verehrt hatte, seine Briefe als Eigenthum an sich genommen habe und heilig verwahre, schon deshalb, weil sie ihr in einer trüben Zeit die beste Erheiterung gewährt, und während sie am Krankenbette der Mutter und zweier Schwestern oft gewacht, stets den Schlaf aus den müden Augen verscheucht hätten. Eine solche sprechende Anerkennung hatte sich Keßler bei seiner Bescheidenheit nie von Seiten seiner schönen, nach seiner Meinung aber nur von Weltfreuden befangenen Muhmen träumen lassen, in deren keine er sich je verliebt hatte, weil, wie er einst seinem Freunde S. in Crefeld schrieb: „er sich unmöglich in alle fünf zugleich verlieben könne, und doch keiner den Vorzug geben wolle." — Nun hatte sich Eine diesen doch erworben.

In Bezug auf die Herausgabe der Briefe aus der Schweiz schrieb er im März 1809 an Prinz Max: „Herzlichen Dank für

Ihre gütigen Beiträge zu der bereits begonnenen Reisebeschreibung. Da ich das Ganze in der Briefform lassen will, so habe ich zu den Briefen, wie ich sie an Ort und Stelle schrieb, sehr wenig hinzuzusetzen. Wenn es zur Vollendung kommt, bitte ich Sie, Ihnen das Büchlein zueignen zu dürfen."

Weiter im April schreibt er an Abeken: „Mit meinem zweiten Stück «Ende gut Alles gut» zögert die Druckerei so unerträglich lange, daß du durchaus noch einige Zeilen von mir bezahlen mußt, denn ich bin noch arm wie eine Kirchenmaus. Meine Einnahme, seit ich hier bin, beträgt 37 Thaler, übrigens habe ich von Schulden leben müssen. Herr Hitzig, mein Verleger, wird in der Mitte dieses Monats nach Weimar kommen und dir meine Schuld bezahlen, den Dank sende ich hiermit voraus. Meiner Reisebeschreibung hat der Freitag bereits das Imprimatur ertheilt. Im Sommer übersetzte ich noch much ado about nothing, und die beiden Veroneser. Du wirst schelten, und ich kann nichts dagegen sagen, sondern schelte mit. Die Kammer wird nächstens nach Potsdam verlegt und ich kann nicht mit, denn ich kann dort nicht einen einzigen Thaler erwerben, und fixe Einnahme habe ich nicht mehr. Von Herrn von B. kann ich nicht einmal Dasjenige erhalten, was ich rechtlich für vergangene Zeiten fodern kann. Ich arbeite jetzt viel juristische Sachen für meinen Freund Krause und habe das Versprechen von 200 Thaler jährlich von ihm. Die Uebersetzungen werden den Rest der Ausgaben für ein Jahr decken. In dieser Zeit werde ich versuchen, ob etwas bei der neuen Staatseinrichtung für mich zu thun ist. Blind in die Welt hinein zu gehen, bleibt mir jeder Zeit, so lange mir der Himmel Gesundheit schenkt."

So gern Keßler den Druck der „Schweizerbriefe" beschleunigt gesehen hätte, so war er dennoch kaum zu bewerkstelligen. Kein Buchhändler hatte Muth in jener Zeit, etwas nicht Alltägliches zu unternehmen. Hitzig lehnte es ab. Cotta, der durch Vermittelung von Ernst Wagner darum befragt wurde, ging nicht darauf ein, und so Mehre. Endlich wurde unter Freunden und Bekannten eine Subscription veranstaltet, zur Deckung der Kosten,

bei welcher Veranschlagung Keßler als Honorar für sich nur so viel berechnete, als er an Heim für die Reise selbst noch schuldig war, und wurden die Reisebriefe hierauf 1810 „bei Salfeld in Leipzig" gedruckt. Das Büchlein fand indeß überaus großen Beifall und war sehr bald vergriffen, sodaß, als der Kronprinz von Preußen, wenige Jahre später, die Schweiz bereisen wollte, und ihm als der beste Nachweis dazu, Keßler's Reisebriefe genannt wurden, er sich diese vom Verfasser aus dessen eigner Hausbibliothek leihen mußte.

Freiherr von Stein, in unermüdlicher Sorge für den preußischen Staat, welchem er durch neue Organisationen ein frisches kräftiges Leben einzuhauchen gewiß war, brachte diese Angelegenheiten wiederholt beim König in Anregung und entwarf dazu die genauesten Vorschriften. Das Cabinet und die Minister sahen sich endlich dahin gedrängt, sie in Ausführung zu bringen. Nach Stein's Bestimmung sollte den einzelnen Provinzen eine Verwaltungsbehörde mit dem Namen „Regierung" gegeben werden, an deren Spitze ein charakterfester, befähigter Mann als Präsident stehe, dem gleich wackere Räthe beigegeben und noch etwa fehlende Arbeitskräfte durch Assessoren und Referendarien hinzugefügt werden könnten, welche Letztere dann, durch zweckdienliche Beschäftigungen herangebildet, bald selbst kräftig und thätig mitwirken könnten. Für die Provinz Brandenburg bestimmte Freiherr von Stein den Sitz der Regierung nach Potsdam und als Präsidenten dazu den Freiherrn von Vincke, der bereits Präsident an der kurmärkischen Kammer war. Zum Director Herrn von Bassewitz.

Herr von Vincke hatte schon, bevor die neue Einrichtung zu Potsdam ins Leben trat, mit richtigem Blicke sein ganzes Collegium geordnet, und jedem Gliede desselben die ihm passende Stellung zugedacht. Keßler's fleißige und tüchtige Arbeiten, sein offener Sinn und fester Charakter waren von ihm bemerkt worden, daher er auch ihn gut zu benutzen gedachte.

Keßler war indeß von der Ueberzeugung durchdrungen, ohne die ihm in Berlin gebotenen Hülfsquellen zu seinem Unterhalt in Potsdam nicht bestehen zu können, und wünschte deshalb von der Regierung abzugehen, vorläufig jedoch nur durch Urlaub auf

ein Jahr, und gedachte diesen dann nach Umständen zu verlängern. Er wandte sich an Herrn von Bassewitz, den er im Heim'schen Hause näher kennen gelernt hatte, und fragte denselben, ob er einen Urlaub der Art wol erhalten könnte, wobei er ihm die Gründe seines Gesuchs nicht verhehlte. Herr von Bassewitz fand, es sei Schade, einen so thätigen jungen Mann dem Staate entgehen zu lassen, redete ihm daher zu, doch erst einen Versuch bei dem raschern Geschäftsbetriebe zu machen, mit der Zusicherung, „daß wegen seines Unterhalts Rath geschafft werden könnte, durch Commissorien mit Diäten, falls er willens sei, sich dem Präsidenten zu empfehlen. Auch könne dieser ihm von wesentlichem Nutzen sein, ihm eine Anstellung im Ministerium zu verschaffen, im Fall er seine Laufbahn bei der Regierung nicht fortzusetzen im Stande sein sollte."

Kurze Zeit nach Herrn von Bassewitz' freundlicher Zusage und dessen wahrscheinlicher Verwendung bei dem Präsidenten von Vincke, kündigte Letzterer Keßler an, daß er ihm ein Commissorium nach Spandau zu geben beabsichtige. Ehe indeß Keßler Zeit hatte zu überlegen, wie es ihm wol möglich sein könnte, fern von seinen Freunden, fern von den lieben Heim's, zu denen sein Herz seit seiner Rückkehr aus der Schweiz in ein neues Stadium getreten war, zu bestehen, fragte ihn Herr von Vincke „ob er sich auch schon zur Abreise gerüstet habe? er gedenke ihn nicht nach Spandau zu senden, sondern gleich nach Potsdam mitzunehmen; wegen der Kreiskasse und der neuen Einrichtung für das Local der Regierung sei es nöthig, daß er sich dort aufhalte." Keßler mußte eilen sich fertig zu machen, denn kurze Zeit nach dieser Ankündigung fuhr der Präsident bei Keßler vor und entführte ihn allen Zweifeln, seinem neuen Wirkungskreise entgegen.

Halb in Verzweiflung (in welche Keßler's feurige Natur leicht gerieth) den angenehmsten Verhältnissen ohne alle Vorbereitung entrückt zu sein, schrieb er an die Geheimräthin Heim, sich entschuldigend, ohne allen Abschied Berlin verlassen zu haben, und sagt: „Indeß hoffe ich in meinem Exil nicht von Ihnen vergessen zu werden. Ich bitte mein liebes Mühmchen H., die so gut und theilnehmend ist, und es mir zuweilen glaubt, daß

ich sie innig verehre, daß sie mir hin und wieder die Versicherung erneuere, daß ich nicht aus Ihrer aller Herzen verstoßen sei, wie mich das Schicksal äußerlich von meinem Platze geworfen."

Keßler's Lage war auch sehr unangenehm in der verödeten Stadt voll hungernder Bettler, wie er schreibt: „wo unter den 13,000 Einwohnern, die von den früheren 28,000 noch übrig geblieben, 5000 beim Aufstehen nicht wußten, womit sie am Tage ihr Leben fristen sollen." Er war von dem ganzen Collegium allein dahin verschlagen, um für sie allesammt zu sorgen. Mit Maurern und Zimmerleuten mußte er sich herumquälen, um in dem Regierungsgebäude die nothwendigste Einrichtung zur Aufnahme der Bureaux herzustellen. Desgleichen mit verdrossenen Bürgern der Stadt, um Unterkommen für die einzelnen Mitglieder des Collegiums zu erlangen. Als der Präsident kam, um nachzusehen, klagte und raisonnirte der Commissarius „fürchterlich". Herr von Vincke lachte herzlich, und so lachte Keßler endlich selbst und gewann dabei ein warmes Herz für den heitern Chef.

Schon am 9. Mai schreibt er seinem Freunde Abeken unter Anderm: „Die unerwartete Entfernung von den Geliebten in Berlin — denn ich bleibe gleich für immer hier — dazu die öffentlichen Ereignisse, drohten mich ganz zu zerstören. Nun aber geht es mir schon viel besser. Ich machte vorigen Sonnabend den Versuch, ob man nach Berlin spazieren gehen könnte. In kaum vier Stunden war ich hingegangen. Verlebte zwei Abende mit dem Freitag und einen ganzen Tag bei meinen geliebten Verwandten, und gestern Morgen 9 Uhr war ich wieder hier an meiner Arbeit. In langer Zeit habe ich das Glück der Freundschaft und inniger Vereinigung nicht so tief empfunden, als bei diesem Besuche nach neuntägiger Abgeschiedenheit."

Kurze Zeit darauf siedelte das ganze Regierungspersonal nach Potsdam über. Keßler schreibt an seinen Freund Krause in Berlin unter Anderm: „Die Gesellschaften haben sich hier noch nicht gesetzt. Vom Präsidium bis auf die Kanzlei herab zieht man an den neuen tables d'hôtes herum, und so hat heute Euer Vogt über dem Präsidium präsidirt. Bei Tisch habe

ich dem Präsidenten gesagt, daß ich nun auf einige Tage nach Berlin müßte, um meine Angelegenheiten zu ordnen, wozu er seine Zustimmung gab. Ich habe keine andern Angelegenheiten, als ein vernünftiges Wort mit Euch zu sprechen, also werde ich vor Freitag Nachts zu Euch zu kommen suchen, hinterlasse daher in deinem Hause, wo der Freitag ist."

Nachdem die Geschäfte für die Einrichtungen in Potsdam abgemacht waren, erhielt Keßler ein anderes Commissorium, behufs der Einziehung der Contributionsrückstände aus den luckenwald'schen und havelländ'schen Kreisen. Mit neuer Entrüstung schreibt er seinem juristischen Freunde wiederum: „Ich kann jetzt kaum einen freudigen Gedanken fassen! Ich bin in den Kreisen herum gefahren und habe mein Geschäft kennen gelernt, um es in jeder Stunde zum Teufel zu wünschen, der mich geritten hat, als ich mich zu dieser Schindercommission bereden ließ. Mein gerechter Lohn wird sein, daß ich in Schanden bestehen und Alles wieder aufgeben muß. Vielleicht wäre es das Klügste, dies gleich zu thun, ehe ich mich durch ein Chaos schlecht geführter Rechnungen durchgewühlt habe; aber wer weiß jetzt, was klug gethan ist. Sage mir, wie ich dem Leben in diesem Elende nur einigen Geschmack abgewinnen soll? Wenn ich zu Euch komme, ist freilich im Augenblick Alles vergessen, ich freue mich dann unmäßig, um nachher desto mehr zu leiden. Gestern Abend wurde ich wieder ein wenig erhoben. Als ich nach Hause kam, fand ich ein Briefchen meiner guten Muhme H. Sie ist die Beste! und ich freue mich, daß auch du ihr gut bist. Glaube mir, sie verdient es. Ohne ihre Briefe wäre ich schon viel tiefer im Elende."

Zu den entmuthigenden Commissionen kamen noch andere für Potsdam. Neue Einquartierungssorgen, deren Erledigung man Keßler auch übertrug. In einem andern Brief an Krause schreibt er: „Ich muß die heiligen Sonntage hier durch die schlechtesten Arbeiten entwürdigen. Seit acht Tagen haben mich die fatalen Besichtigungen der hiesigen verfallenen Häuser, der Einquartiertwerdenwollenden, auch die Remonstrationen der nichtswürdigen Philister, fast todt gemacht. Die unvernünftigen Zu-

muthungen einer hochlöblichen Regierung, mit vielerlei ganz unvereinbaren Commissionen, habe ich durch einen derben und respective verzweifelten Bericht parirt und verlangt, man solle einen Andern an meinen Platz stellen und mich ungeschoren lassen. Als der Präsident kam, lachte er mich wieder aus, wie Jarno, als ihm Meister das Volk auf den Bretern geschildert. Was konnte ich anders thun, als wieder mitlachen? Trost habe ich mir schon verschafft, indem ich durchaus nicht mehr abmachen werde, als einem honetten Menschen, der kein Lastthier sein kann, zukommt. Alles Uebrige mag liegen bleiben. — Du findest hierbei eine Quittung auf 10 Thaler, welche ich dich bitte, schleunigst von der Domainencasse zu erheben, bevor diese ins Herüberziehen kommt. Ich habe sie nöthig, um Schulden zu decken. Ich weiß nicht, wie ich mir weiter durchhelfen werde. Vom Geheimen Oberfinanzrath v. B. erhalte ich nichts. Er hat sich übrigens so verletzend gegen mich geäußert, daß ich nicht einmal die Sache mit Stillschweigen übergehen konnte, sondern ihm, in einer species facti, die nöthige Aufklärung über unser sonst bestandenes Verhältniß geben mußte. Daß ich groben Undank für meinen guten Willen ernte, ärgert mich weniger, als daß ich den Urtheilen Anderer über das Wesen dieses Mannes so oft bestimmt widersprach, und seinen Anwalt machte."

Nach und nach gestaltete sich das Leben in der neuen Regierungsstadt anmuthiger, die Frauen der Beamten zogen ein, und es bildeten sich durch dieselben angenehme gesellige Kreise, zu denen Referendarien, Assessoren und unverheirathete Räthe gezogen wurden. Unter den neuen Räthen, die angestellt wurden, waren v. Redtel, Schultz und Friedrich von Raumer, mit denen allen sich Keßler befreundete, zumeist mit Letzterm, der bald in Keßler einen Geistesverwandten erkannte, und sich seiner auf das treulichste annahm, ihn bei verdrießlichen Arbeiten mit Rath unterstützte und ihm Muth einsprach, wenn er ihn bei diesen verlieren wollte. Raumer war Keßler's Departementsrath, es lag daher sehr nahe, mit ihm in engere Verbindung zu kommen. Wie belebend Raumer auf Keßler's Thätigkeit zu wirken suchte, beweist

unter Anderm ein Brief, den er ihm nach Beeskow schrieb, wohin Keßler, behufs der Aufhebung der Frohnlasten von den Bauergütern, commissarisch gesandt war, in welchem er sagt: „Sie scheinen mir die Sache zu theoretisch und vorschriftsmäßig zu beginnen, danach geht nicht einmal unser Columnenjournal, viel weniger zwängt man den Bauer hinein. Der Hauptzweck ist, etwas zu Stande zu bringen, das Hauptmittel, das Zutrauen der Bauern zu erwerben. Sie müssen gar nicht vorzüglich vom Dienstaufheben sprechen, sondern vom König, Einquartierung, Execution, Heirathen, Kinder kriegen, Käse, Eiern und dann auch vom Hofedienst. Hiernach von den Beamten, den künftigen Erbpächtern, dem jetzt allein noch übrigen Zeitpunkt der Aufhebung, wie der Erbpächter sie schon zwiebeln werde, und die Sache dann nicht mehr gehen könne ꝛc. Dann werden sie etwas bieten. Das Höchste, was Sie auf diese Weise erlangen, ist dann das Rechte. Ob in der Instruction dies oder das steht ist ganz gleich; die Ansicht eines verständigen Menschen und sein Thun, geht weit über alle theoretischen Buchstaben hinaus, mit denen man keinen Hund aus dem Ofen und keinen Bauer vom Dienst lockt. Es sei Ihnen Regel für Ihr ganzes praktisches Leben, die unendliche Mannichfaltigkeit der Verhältnisse klar aufzufassen, und dadurch allmächtig, den Nagel auf den Kopf zu treffen, daß die Sachen in so raschen Schluß kommen, daß bewußtlos, wohl oder übel, Alle mit müssen. Ich kann mir Ihre Aengstlichkeit sehr gut erklären, und erinnere mich meiner gleichen Noth; allein solche Proben sind überaus heilsam, daran lernt man gehen, dadurch erlangt man eine praktische Gewandtheit und Sicherheit, die fürs ganze Leben unschätzbar wird. Deshalb verfahren Sie kühn nach meinem Rath und Ihrem Kopfe, und so, daß etwas geschieht, und sind die Kerle des Teufels, so fahren Sie einmal darunter, als wären Sie des Teufels Großvater, oder gar der Landreiter zum Beitreiben der Reste, denn das ist in jetziger Zeit ein ungemein wirksamer Schreckschuß. So verdrießlich die Sachen sein mögen, so räthlich scheint es mir, für Sie selbst, sich noch eine gute Weile darin herumzudrehen, bis Sie gleichsam damit spielen können.“

Mit Raumer verkehrte Keßler auf das freundschaftlichste; waren die Geschäfte abgesprochen, so kamen literarische, historische und allgemein staatswissenschaftliche Gespräche an die Reihe. Ueber alte Geschichte hielt Raumer einem auserlesenen Kreise von Frauen und Männern seines Umganges wöchentlich eine oder zwei Vorlesungen, wodurch seine Hinneigung zum einstigen Professor erzeugt und genährt wurde. Ueber sein derzeitiges Leben schreibt Keßler an Abeken: „Mir konnte kein besseres Loos fallen, als hierher gewiesen zu werden. Die Leichtigkeit, zu den Freunden in Berlin zu gelangen, und ganz besonders ihre Besuche hier in Potsdam, dann der kleine Kreis von den Besten dieser Stadt, unter denen einige köstliche Frauen leuchten, sind Gaben des Himmels, die nur eine undankbare Seele verkennen mag. Krause und Solger sind mehre Tage hier gewesen. Wir haben schöne Stunden verlebt in ruhigem Gespräch, unter den Frauen, deren Königin Frau von Bassewitz ist. Dann auch bei altem Wein und den herrlichen Tönen von Raumer's unvergleichlichem Flügel, auf dem er Bach'sche Musiken vorträgt, wie ich sie nie gehört habe." Auch mit Begeisterung berichtet er in einem andern Briefe von dem Besuche der Muhmen, die mehre Wochen sich bei Frau von B. aufhielten: „Könnte ich dir nur sagen, welche wonnevollen Tage eben verschwunden sind, welche köstlichen Abende wir auf dem weiten ruhigen Spiegel der Havel, unter Gesang und Hörnerschall, welche in reinem Echo von den Baumwänden der Ufer widerhallten, genossen haben" u. s. w. Dieser Besuch machte auf Keßler einen tiefen Eindruck, er glaubte ihn als eine Zustimmung zu seiner Verehrung und Liebe zu der ihm so werthen Muhme deuten zu dürfen. Er hatte bis dahin seiner Neigung noch keine Worte geliehen, erst wollte er sein Leben und seine Werke reden lassen. Nun aber schien ihm, durch das heitere Zusammensein, der Augenblick herbeigeführt, aussprechen zu können, was seit Jahren seine Seele bewege. Die zarte Muhme indeß theilte nicht in gleichem Maße Keßler's Neigung, doch schien es ihr hart, gerade in einer Zeit, wo ihr „werther Vetter und Freund," sich in Aufmerksamkeiten aller Art gegen sie und ihre Schwester erschöpfte, ihm allen

Trost, alle Hoffnung auf einmal zu rauben. Sie gebot ihm daher vorläufig ruhiges Verhalten, und versprach, sich später weiter gegen ihn zu erklären. Auch diese letzte Zusicherung deutete Keßler zu seinen Gunsten und sprach sich freudevoll in seinem Tagebuch aus: „Wie er nun endlich das Wesen gefunden zu haben hoffe, was er lange, umherirrend, gesucht" ꝛc.

Nachdem ihm bei einer Anwesenheit in Berlin nicht geglückt war, eine weitere entscheidende Unterredung mit der lieben Muhme zu gewinnen, schrieb er an sie: „Es ist mir schmerzlich, daß ich so selten der Seligkeit eines wahrhaftigen Gesprächs mit Ihnen theilhaftig werde. Ihr strenges Gebot hält mich in einer schweren Nothwendigkeit des Schweigens. Prüfen Sie sich, was Sie mir zu sagen erlauben, nach dem Vertrauen, welches von Ihnen zu gewinnen ich alle Zeit bemüht war. Sein Sie stark! Die Wahrheit ist göttlicher Natur und kann auf Erden nur herrlich siegen." ꝛc. — In größerer Entfernung fand die sanfte Muhme schon mehr Muth, die schwere Pflicht zu erfüllen, durch den gefoderten Ausspruch der Wahrheit, ihrem treuesten Verehrer (wie sie nur zu gut wußte und tief empfand) ein bitteres Leid zuzufügen. Sie schrieb ihm: „So sehr sie bisher seine treue Anhänglichkeit an sie erfreut und beglückt habe, so müsse sie sich doch selbst gestehen, daß sie dagegen nur die herzlichste Freundschaft zu erwidern vermöge." ꝛc. Sie war mit ihrer Mutter zu Rathe gegangen, die sie darin bestärkte, ein Verhältniß entschieden abzubrechen, dessen Ziel noch in so weiter Ferne stehe und für welches sie die Tochter überhaupt nicht passend halte.

Zwar tief ergriffen, doch mit wahrhaft religiöser Fassung, nahm Keßler den herben Schlag hin. In seine „vertrauten Blätter" ließ er seine Klagen darüber ausströmen. Er vermochte jedoch anfangs nicht, auch nur ein Atom seiner Liebe zu der Gefeierten seines Herzens aus seiner treuen Brust zu reißen; in seinem Schmerze suchte er Trost und Erhebung in Gebeten für sie, indem er in sein Tagebuch schrieb: „Guter Gott! lade mir jedes Leid auf, was du ihr etwa zugemessen, in dem fernern Laufe ihres schuldlosen Daseins, ich gelobe sie als Schutzengel

meines Lebens stets zu betrachten, der mich ermuntere zu würdigem, muthigem Handeln."

Wie wenig Männer mag es geben, in deren Lebenslaufe nicht ähnliche schmerzliche Täuschungen eines verfehlten Liebesglücks sich finden, aber selten bemerkt und von ihren Biographen nie erwähnt werden. In Keßler's Lebensschilderung durfte indeß das ihn betroffene Misgeschick nicht unbeachtet bleiben, da es von tiefem Einflusse auf sein ganzes Wesen, auf sein ganzes Leben war. Auch bezeichnet nichts so entschieden seinen edlen Charakter, seine Gottergebenheit, als gerade die Art und Weise, wie er sich bei der ganzen Begebenheit verhielt. Er zürnte nicht (wie wol Andere zu thun pflegen) Derjenigen, die ihn nach manchen Beweisen ihrer Huld nun verschmähte, sondern ehrte und liebte sie fort und fort als seine wertheste Freundin. Auch gab er keinen neidischen noch misgünstigen Empfindungen gegen Den, welchem sie später ihre Hand reichte, in seinem Gemüthe Raum, sondern suchte und erwarb sich dessen Freundschaft durch aufrichtige Theilnahme an Beider Glück. Er erkannte selbst im ersten Schmerz, daß es gewiß so am besten sei, wie es gekommen, da er auch im Thun der Menschen Gottes weise Fügung ehrte. Seinem Freunde Krause schrieb er in den ersten Tagen der Zerstörung: „Die schwersten Stunden meines Lebens sind vorüber. Gott wird mir Kraft geben, das Unabänderliche zu tragen. Ich gedenke, bald in die Einsamkeit nach Saarmund zu gehen; ich habe dem Präsidenten gesagt, daß ich durchaus schnell fort müßte. Ich werde versuchen, ob ich in äußerer Thätigkeit Ruhe finde und mich der Theilnahme würdig erweisen kann, die mir zu Theil wird. Bleibe mir getreu, Freund, ich bin dir es jetzt auch mehr als sonst, denn noch nichts im Leben hat mein Gemüth so bis in den innern Grund getroffen. Gott aber meint es gut mit seinen Kindern, darum wird auch mir dies Alles zum Guten ausschlagen."

Mit größtem Eifer wendete sich Keßler nun den Geschäften wieder zu. Neben den amtlichen Arbeiten lieferte er Shakespeare'sche Uebersetzungen an seinen Freund, der sie mit seinen eigenen an den Buchhändler Hitzig förderte, von dem sie beide zusammen

„in freundschaftlichem Bunde" gedruckt wurden: Shakespeare's „Viel Lärm um nichts" von G. W. Keßler; „Wintermärchen" von Krause, Berlin 1810 bei Hitzig.

Bei dieser Sendung schreibt Keßler dem Freunde: „Ich möchte dir viel sagen, was sich nicht schreiben läßt, doch kann ich jetzt noch nicht nach Berlin. Die Sache wird ganz anders, wenn erst alle Verhältnisse durch Unabänderlichkeit geheiligt sind. Ich bin ruhig und gefaßt in meiner Seele, nachdem mich der längst geahndete unabwendbare Schlag getroffen hat."

Keßler hielt es nun an der Zeit, sich zum letzten, sogenannten großen Examen zu melden, und erbat sich zu dem Behufe von dem Präsidenten sein Zeugniß der Reife.

Er erhielt dasselbe in folgender Abfassung:

„Mit Vorkenntnissen auf eine vorzügliche Weise ausgerüstet, trat der Referendarius Keßler im September 1806 zur Kurmärkischen Kammer, und hat sich durch Thätigkeit, Gründlichkeit und musterhaft sittliches Betragen die ausgezeichnetste Zufriedenheit erworben und unausgesetzt erhalten. Seine vorzügliche wissenschaftliche Ausbildung hat derselbe durch mehre in Druck erschienene literarische Arbeiten, aber auch nicht weniger seine völlige Reife zur letzten staatswissenschaftlichen Prüfung durch mehre mit Beifall ausgeführte commissarische Geschäfte, und zuletzt durch die Aufhebung der Dienste im Amte Beeskow sehr befriedigend documentirt.

Potsdam, den 31. März 1810

v. Vincke, v. Raumer, Hecht."

Hierauf erhielt Keßler seine Probearbeiten schon am 12. April. Sie lauteten wie folgt:

1) Im Domainenfach soll die Dienstaufhebung im Amte Beeskow und Blößen als Probearbeit angerechnet werden.
2) Behufs der Anfertigung einer rechtlichen Probearbeit erhaltet Ihr die Acten Fiscus wider von Gansauge, wegen Wiederbesetzung mehrer wüstgewordener Bauernhöfe zu Körlitz.
3) Habt Ihr eine auf die, in der Polizeiregistratur befindlichen.

Acten gegründete historische Darstellung und Prüfung der bestehenden vereinigten Feuersocietät der kur- und neumärkischen Städte, nebst dem Entwurfe zu einem neuen Reglement für dieses Institut anzufertigen.

4) Erhaltet Ihr anliegend ein Thema zu einer allgemeinen staatswissenschaftlichen Ausarbeitung. Dieses lautet:

Sorgfältige philosophische und historische Prüfung des oft vorgebrachten Satzes: Irgend ein Volk oder Stand sei zu diesen und jenen Verbesserungen seiner Verfassung und Verhältnisse (deren allgemeine in dem Wesen der menschlichen Natur und einer vorurtheilsfreien Staatswissenschaft gegründete Nothwendigkeit man nicht ableugnen kann) noch nicht reif.

Berlin, den 12. April 1810

Klewitz.

Ende April schreibt Keßler an Krause: „Ich schwitze hier bei meiner juristischen Proberelation. Ich bin ganz aus der juristischen Uebung und habe von Lehnssachen mein Leben lang nichts gewußt. Morgen denke ich aber doch damit fertig zu werden. Mein schwuchtig, philosophisch, historisch Thema ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, oder wie Raumer sagt: «Mus wie Mine»; lege mir Ferguson und Montesquieu bereit; Macchiavell ist zu voluminös, um ihn mit auf Commissionen zu nehmen. Ich muß die Arbeit in Biegen machen. Freitag reise ich nach Beeskow, komme über Berlin und mache wo möglich einen Rasttag bei Euch" ꝛc.

Ende Juli schreibt Keßler an seinen Freund Abeken: „Da es mir, dem groben Vogt, natürlicher ist, zu schelten, als dir, dem Ebenbilde des sanften Johannes, so will ich hiermit schelten. Wer ist denn in mora und culpa, bei dem schändlichen Frevel an alter Freundschaft, die einer von uns Beiden durch ewiges Schweigen untergraben will? Bei so langen Pausen im Briefwechsel ist es unmöglich, den verlorenen Faden des Lebens wieder anzuknüpfen. Es bleibt nichts übrig, als das Verlorene aufzugeben und einen frischen Anfang zu machen. In diesem Jahre, in welches ich unter sonderbar schweren, doch süßen Schmerzen

trat, habe ich mich in Geschäften hin- und hergetrieben. Nur etwa sechs bis acht Wochen war ich in Potsdam, die übrige Zeit beständig auf Reisen in der Provinz. Die That selber gibt mir die Ueberzeugung, daß es in den sogenannten Geschäften, in dem öffentlichen praktischen Handeln etwas Festes und Ewiges gibt, was sich durch sich selbst belohnt und unabhängig von den politischen Verhältnissen ist. — In den letzten ist bei uns kein Trost, kein Friede mehr zu holen, vielmehr sinken diese mehr und mehr, da die Schwachen und Schlechten den Schwachen und Guten den Rang ablaufen im Regiment. Ich bete, d. h. studire und arbeite meinen Ton fort, wie es die Zeit und der Augenblick in derselben gebietet oder gestattet. Und so ist mir wohl, indem ich mich mit Bauern, Beamten und anderm Volke herumschlage oder befreunde. Im Anfang April habe ich mich zum Assessorexamen gemeldet und noch im Mai meine sämmtlichen voluminösen, zum Theil auf Reisen vollendeten Probearbeiten eingereicht. Nun harre ich noch aufs mündliche Examen. Die examinirenden Herren Staatsräthe machen sich preciös und lassen Einen oft lange warten. Ich bin ziemlich ruhig dabei, da meine Finanzen gut stehen, ein Anderer mir nicht vorrennen kann und ich die Zeit benutze, um Manches wieder anzusehen und mir ins Gedächtniß zurückzurufen, welche letztere Seelenkraft bei einem solchen Actus vor allen thätig sein soll. Ende August werde ich wahrscheinlich mit noch fünf Andern ans Ziel gelangen. Die Zeit bis dahin werde ich meist in Berlin, bei den Freunden verleben, denn dort gibts Bücher und Gespräche, zur zweckmäßigen Präparation. Hier fehlt mir Alles, nachdem ich auch Raumer verloren habe, der jetzt in Berlin zu unserm Freitag gehört. *)

Quoad literas liegt gegenwärtig bei mir Alles danieder. Im Winter vor Neujahr habe ich einige Stücke des Shakspeare mit meiner allervortrefflichsten schönen Präsidentin **) gelesen, auf

---

*) Von Raumer war zum Staatskanzler von Hardenberg berufen worden.

**) Von Vincke war ausgetreten und nach Westfalen gegangen und von Bassewitz Präsident geworden.

alle Weise zu meinem Heil und Frommen, denn selbst in der Sprache konnte ich lernen von der herrlichen Schülerin, indem sie scherzend und leicht trifft und löset, wo unsereiner zuweilen lange grübelt. Künftiges Jahr gedenke ich jedenfalls wieder zu reisen, in diesem hält mich nur das Examen fest, denn Geld und gesunde Glieder fehlen mir nicht" u. s. w.

Die von ihm vorgenommenen Präparationen gaben ihm für seine unermüdliche Thatkraft nicht ausreichende Beschäftigung. Er nahm sich daher seine erste Shakespeare-Probe, Richard III. wieder vor und feilte ihn nach Tieck's „sehr gütigen und sehr fleißigen Bemerkungen", worauf er dem Freitag vorgetragen wurde, der ihn mit Schlegel's Uebersetzung zusammenhielt und Keßler's Arbeit ein gutes Lob ertheilte *). Während seines längern Aufenthalts in Berlin ging Keßler in alt gewohnter Weise wieder täglich zu Heim's, wo er, nach den stattgefundenen Ereignissen, jetzt mit noch erhöhter Liebe und Freundschaft von allen Gliedern der Familie allezeit empfangen wurde. Endlich wurde Keßler's Ungeduld, mit der er dem mündlichen Examen entgegen sah, ein Ziel gesetzt, indem er in der ersten Hälfte des September vorbeschieden wurde.

Mit großer Seelenruhe, ohne alle Sorge, ja mit einem sichern Vorgefühle unfehlbaren Gelingens und Bestehens betrat er am 13. September den heißen Boden des Examens, vor dem mancher gleich brave und fleißige junge Mann Jahre lang zurückschaudert, oder das Ende seiner Vorbereitungsstudien nicht finden kann und dabei Heiterkeit, Gesundheit und die besten Jahre seiner Jugendkraft zusetzt. Von den fünf vorgeladenen Examinanden hatte Einer, schon vor dem Examen, sich zurückgezogen. Von den vier Erschienenen war Keßler der jüngste im Dienst und an Jahren und — der Einzige, der durchkam. Die Bestätigung seines Glücks erhielt er wenige Tage darauf in folgendem Abschluß:

*) Die Uebersetzung wurde nicht gedruckt, weil sich Keßler damals nicht öffentlich mit Schlegel messen wollte. Sie findet sich aber vollständig ausgearbeitet in seinem Nachlaß. A. d. H.

„Die letzte mündliche Prüfung des kurmärkischen Regierungsreferendarius Keßler hat, zusammengehalten mit der Beurtheilung seiner schriftlichen Probearbeiten, folgendes Resultat ergeben.

Der p. p. Keßler besitzt eine vorzügliche allgemeine Bildung, Beobachtungsgeist, die Kraft schnell und richtig aufzufassen, genau zu prüfen und richtig und bedächtig zu beurtheilen. Diese Eigenschaften, welche aus natürlichen Fähigkeiten, erworbenen guten Vorkenntnissen in den allgemeinen Wissenschaften, und einem gründlichen, auch in der praktischen Anwendung sichtbaren theoretischen Studium der einzelnen Fächer seines eigentlichen Berufs hervorgehen, lassen mit Gewißheit erwarten, daß der p. p. Keßler der Stelle eines Rathes, bei einem Regierungscollegio, mit Nutzen vorzustehen im Stande sein werde.

Berlin, den 17. September 1810.

Königl. Ober-Examinationscommission.
Wilkens. Friese. Hoffmann. Süvern."

Hierauf erhielt Keßler nach üblicher Weise seine Ernennung zum Assessor, den 3. October 1810:

„Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Specialbefehl.
Dohna."

Diesen „Allergnädigsten" erhielt Keßler nach Beeskow nachgeschickt, wohin er unmittelbar nach dem Examen, also noch als Referendar abgereist war, um seine Ablösungs- und Domainenveranschlagungsgeschäfte gleich wieder zu verfolgen. Diese Beförderung, die sich durch die Adresse kund gab, erregte freudige Theilnahme unter Beeskows guten Bürgern; aber wahres Erstaunen, nach vier Wochen ein zweites Schreiben, mit der Aufschrift: „An den Regierungs-Rath Keßler". Dieser war selbst darüber erstaunt und in seiner frommen bescheidenen Weise tief gerührt über seine schnelle Beförderung. Das Schreiben enthielt die Abschrift einer von Raumer entworfenen Verfügung des Staatskanzlers an die Regierung zu Potsdam in folgender Weise:

„Das kurmärkische Regierungspräsidium benachrichtige ich auf den Bericht vom 31. Oct., daß Sr. Königl. Majestät aus den darin enthaltenen Gründen und bei dem ausgezeichneten Zeugnisse, welches dem Assessor Keßler ertheilt wird, denselben zum Rath bei der gedachten Regierung ernannt habe. Ich ersuche das Präsidium bei dieser Gelegenheit, die Referendarien darauf aufmerksam zu machen, daß Fleiß, theoretische und praktische Kenntnisse zu schnellen Beförderungen führen, und in der Klage, daß keine Aussicht dazu vorhanden sei, oft nur die Entschuldigung des Mangels an eigner Anstrengung liegt. So lange die jungen Männer sich nicht gewöhnen, in den öffentlichen Angelegenheiten etwas Großes und Würdiges zu erblicken, so lange sie im Gegentheil von ihnen als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden, um dereinst dadurch Mittel zu erhalten, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, werden sie nie in den Geist der Verwaltung eindringen und das Kleinere weder fertig ausüben lernen, noch zu größern Posten berufen werden können.

Berlin, den 1. Nov. 1810. Hardenberg.“

Nachdem Keßler seinen Dank für die rasche Beförderung zum Rath in einem Schreiben an den Staatskanzler ausgesprochen, erhielt er noch eine persönliche eigenhändige Zuschrift von diesem in folgenden Worten:

„Ew. Wohlgeboren Anstellung als Rath bei der kurmärkischen Regierung ist eine Folge der vortheilhaften Meinung, die Sie für sich erweckt haben. Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrem gefälligen Schreiben vom 12. dieses Monats, wie fest Sie entschlossen sind, Ihrer Bestimmung zu genügen. Was ich zu Ihrer Zufriedenheit ferner beitragen kann, darauf belieben Sie eben so sehr als auf meine Theilnahme und besondere Achtung immer zu rechnen.

Berlin, den 18. Nov. 1810. Hardenberg.“

Vor Allem meldet Keßler seinem entfernten Freund Abeken die glückliche Wendung seines Schicksals, wobei er sagt: „Diese

rasche Beförderung mußte mir, wie auch meinen Freunden, natürlich nicht geringe Freude machen. Die übrige Welt mag wol mancherlei darüber geschwatzt haben. Solger in Frankfurt an der Oder schrieb ohnlängst an den Freitag: ein Frankfurter, der aus Berlin gekommen sei, habe erzählt: es werde jetzt bei den Prüfungen junger Staatsmänner, besonders Derer, die im Finanzfach fort wollten, hauptsächlich auf die Naturphilosophie gehalten, und neulich sei einer, der sich in dieser Disciplin besonders ausgezeichnet habe, in vierzehn Tagen vom Referendar zum Regierungsrath avancirt. Solger fügt hinzu: «Ihr wißt doch, wer gemeint ist?» Allerdings hat die sogenannte historisch-philosophische von meinen Probearbeiten, die ich mit Hülfe meiner Collectaneen, Macchiavell, Montesquieu, Ferguson, Hume, Malthus rc. auf Reisen mühsam, aber in kurzer Zeit zu Stande brachte, und die mir so wenig gefiel, daß ich Solger, Krause und Raumer nur Bruchstücke daraus mittheilte, mir den meisten Schwung bei den Herren Examinatoren gegeben. Jetzt habe ich nun nichts eifriger zu thun, als die gute Meinung zu rechtfertigen, welche meine Obern von mir hegen und öffentlich ausgesprochen haben. Meine äußere Lage ist so, wie ich sie in diesem Augenblick nur wünschen kann. Muß ich mich auch mit Bauern, Pächtern und Edelleuten herumschlagen, so finde ich doch, daß ich mit ihnen fertig werde, und daß vielleicht kein Wirkungskreis meiner innern Natur gemäßer ist, als den mir fester Wille, Anstrengung und Schicksal verliehen hat."

Keßler's sichere und feste Stellung im Staate, und das Bewußtsein, daß er ein thätiges und nützliches Glied desselben sei, gaben seinem Wesen eine Heiterkeit und Frische, die auf Alle, welchen er ohnedies lieb war, den angenehmsten Eindruck machte. Es konnte nicht fehlen, daß im Heim'schen Hause gerade die meiste Freude darüber war. Alt und Jung war er stets ein willkommner Gast, den sämmtlichen Muhmen ein sehr lieber Vetter, den Männern derselben ein theurer Freund geworden.

Nicht minder wurde er geliebt und gepriesen von dem Präsidium seiner Regierung von v. Bassewitz und Maaßen. Auch stand er im besten Einvernehmen mit seinen Nebenmännern im

Collegio, Weil, Hecht, Rebtel, Karl ꝛc. Galt es irgendwie in einer Freundschafts- oder Ehrenangelegenheit das Collegium zu vertreten, so mußte er die Sache in die Hand nehmen. Es wurde unter Anderm beschlossen, dem ehemaligen Chef der Regierung, Freiherrn von Vincke, zur Geburt seines ältesten Sohnes (des bekannten Parlamentsredners) in corpore zu gratuliren. Keßler mußte das Schreiben abfassen und Herrn von Vincke zusenden. Dadurch kam er wieder in nähere Berührung und Briefwechsel mit diesem trefflichen Manne, der später zu der wärmsten Freundschaft zwischen ihnen Beiden führte. Auch noch höher hinauf erstreckte sich ein günstiges Vorurtheil für Keßler. Der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg beehrte ihn mit Special-Commissionen. Er übertrug ihm ganz besonders die Aufhebung der Domstifter Brandenburg und Havelberg. Die Erledigung dieses ehrenvollen und wichtigen Auftrags fiel für Keßler in eine Zeit, wo seinem Lebensglück ein neuer und noch wichtigerer Stern entgegenleuchtete.

Bei den häufigen Besuchen, die Keßler im Winter 18$^{10}/_{11}$ und in dem darauf folgenden Sommer bei der ihm stets werth gebliebenen Heim'schen Familie abstattete, entging es ihm nicht, daß die eben erwachsene vierte Tochter des Hauses ihm ihre besondere Aufmerksamkeit und Gunst schenke. Auch mußte er sich selbst gestehen, daß er sich gerade mit ihr am meisten und am liebsten unterhalte, und dann am Abend seinen engern Freunden immer viel von der Liebenswürdigkeit der jugendfrischen Muhme zu erzählen wußte. Sich selbst nähere Rechenschaft über seine wachsende Neigung zu geben, ergriff er am 6. Juni das lange vernachlässigte Tagebuch, dessen letzte Aufzeichnung die Seufzer seines verfehlten Liebesglücks enthielt. Natürlich knüpfte sich an jene sein neues Geständniß. Er schrieb: „Der Himmel zeigt mir eine schöne und herrliche Versöhnung in der geliebten Schwester, in dir, du gute Auguste, zu welcher ich stündlich bete, die du jetzt der Inbegriff aller meiner Wünsche, alles meines Strebens bist. Ich fühle, wie der ewige Gedanke an dich mein Herz läutert und stärkt zu allem Guten. Lebendiger und inniger wird mein

Verlangen nach dir, du gutes edles Wesen, und in demselben Maße trete ich dem himmlischen Vater näher". rc.

Fast in gleicher Zeit trug Auguste ein ähnliches Geständniß ihrer Liebe zu Papier. Ihre Schwester hatte am Morgen von seinem Traume erzählt, den sie gehabt haben wollte, in welchem sie Keßler mit einem liebenswürdigen Mädchen ihrer Bekanntschaft als dessen Verlobter gesehen habe. Diese Erzählung fachte die junge Liebe des Mädchens zur hellen Flamme, und zwar der brennendsten, der der Eifersucht an; sie mußte ihren Schmerz, ihre Sorge einer solchen Möglichkeit aussprechen, und wandte sich mit ihrem Vertrauen an einen ihrer Schwäger, mit dem sie wol schon öfter über Keßler gesprochen und von dem sie wußte, daß er ihn sehr liebe und verehre. An diesen schrieb sie, sich ihrer Schwäche anklagend, daß die bloße Erzählung eines Traums sie so erregt habe, daß sie sich kaum der Thränen hätte enthalten können. Sie sagt: „Dieser Traum hat bewirkt, daß ich zum ersten mal recht ernstlich nachdenken lernte, und mir die Gefahr, Keßler zu verlieren, auf die schrecklichste Art zeigte. Wenn es möglich wäre, Arnim! ich könnte das Maß meines Unglücks nicht fassen!!"

So vorbereitet von beiden Seiten bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes, um eine in der Familie Heim längst stillschweigend gebilligte, ja gewünschte Katastrophe, durch Keßler's offene Erklärung, herbeizuführen. Am 10. Juni machte er einen kurzen Besuch bei den Freunden in der Stadt, nachdem er den Tag bei Heim's im Thiergarten zugebracht hatte, und gedachte von der Stadt aus heimzukehren. Die Freunde neckten ihn und erzählten, „man sage ihn in ganz Berlin verlobt, mit Auguste Heim." „Das sollt Ihr mir nicht umsonst gesagt haben!" war seine Antwort. Nach kurzem Verweilen lenkte er seine Schritte nochmals nach der Heim'schen Wohnung, wo er das geliebte Mühmchen im Garten, in einem Kreise blühender Rosen einsam umherwandelnd fand. Er sprach aus, was er empfand, was er wünsche, was er hoffe, und vernahm aus ihrem Munde, was uns bereits ihre vertraute Mittheilung an den Schwager verrathen hat. Nur

wenige Minuten verweilte er und eilte sofort, in tiefem Schweigen sein ihn beglückendes Geheimniß zu bewahren, in dunkler Nacht seiner Heimat zu.

Am 12. schrieb er in sein Tagebuch: „Der beständige Gedanke an dich, geliebte Auguste, läßt mich keinen andern fassen. Bei meinem gestrigen Erwachen erschien mir Alles, was ich den Tag vorher erlebt, wie ein wunderbarer, schauerlicher und doch schöner beglückender Traum. Meine Seele wagt nicht, an das Glück zu glauben, was sie in sich faßt. Du gute, ewig meine Auguste! — Gott wird dich mir als liebenden Engel meines Lebens erhalten! Wie gern hielt' ich mich an den ärmlichen Trost, dir zu schreiben; aber meine innere klare Stimme befiehlt, daß ich mir dies Glück versage, bis ich des Segens deiner geliebten Aeltern gewiß bin, bis ich das, mehr dem Zufall, als mir zuzurechnende Unrecht gut gemacht habe, die herzlichen mich beglückenden Wünsche deiner Schwestern empfangen zu haben, bevor uns deine und meine geliebte Mutter gesegnet. Ein dichter Schleier liegt mir über der Zukunft. Keine deutlichen Bilder, weder erfreuliche, noch traurige, treten mir ins Auge. Die Zeiten lehren uns mit Gewalt den furchtbar jähen Wechsel alles äußern Glücks. Aber doch ist mir zu Muthe, als ob ein reiner heiterer Quell in meiner Seele, verborgen und unzugänglich allen Zerstörungen der Menschen und der Natur, einzig genährt durch eine höhere Macht, hervorgebrochen wäre und mich mit ewiger Lust, Kraft und Muth zum Leben und Wirken erfüllte."

Auguste dagegen schreibt: „Mit größter Sehnsucht erwarte ich Sie, mein vielgeliebter Keßler! — Meine Aeltern haben die Einwilligung zu unserm Glück mit tausend Freuden gegeben und sehen mit Verlangen dem Augenblick entgegen, wo sie meinen geliebten Freund als Sohn werden umarmen können" u. s. w.

So hatte Keßler denn endlich das Herz gefunden, welches ihm mit wahrer inniger Liebe zugethan war, nachdem er so lange gesucht, und durch schmerzliche Erfahrung sich bewußt werden mußte, daß er irre gegangen war.

Obwol er keine Einwendungen von Seiten der Aeltern zu

befürchten gehabt hätte, wenn er gewünscht, auf die Verlobung in kürzester Frist die Hochzeit folgen zu lassen, so begehrte er diese doch nicht vor dem Frühjahr. Er hielt es für grausam, die junge Braut aus dem heitern Familienkreise nach dem einsamen Potsdam zu entführen, von wo er noch den Herbst hindurch Wochen lang auf Geschäftsreisen abwesend sein mußte. Ebenso für den Winter schien es ihm hart, sie den Freuden Berlins zu entziehen; aber zum Frühjahre, wo auch die ältern Schwestern ihre Hochzeitsfeier begangen, auf denselben Tag, an welchem ihm seine so warm verehrte Muhme durch des Priesters Segen auf ewig entnommen wurde, da wollte er selbst getraut sein. Keßler liebte es, sich durch dergleichen Erinnerungstage in Entsagungen zu üben und neugeknüpfte Verhältnisse durch dieselben zu heiligen und seine Treue für sie zu prüfen und zu erhärten.

Das Bittere der Trennung von der süßen Braut wurde durch einen lebendigen Briefwechsel gemildert. Auch suchte es Keßler so oft als möglich zu bewerkstelligen, von den Aemtern, auf denen er beschäftigt war, auf flüchtigem Roß, oder im Planwägelchen, mit leichten unbeschlagenen Bauerpferden bespannt, der Hauptstadt auf einige Tagesstunden zuzueilen, um sich durch die lebendige Anschauung seines Glücks Stärkung zu verdrießlichen Arbeiten mancher Art zu holen. Zur Rückkehr durch den unergründlichen märkischen Sand mußte dann der Mondschein, oder auch nur das Sternenlicht den Weg finden helfen. Einmal müßigte er sich sogar mehre Tage ab, zu welchen der theilnehmende Freund von Raumer, der an der mächtigen Quelle saß, den Urlaub leicht verschaffte, um sie in der Ukermark, bei Schwester und Schwager seiner Braut, zuzubringen, allwo die Mutter derselben, mit allen Töchtern, Sohn und Schwiegersöhnen sich einige Wochen zum Besuch aufhielt. Von dort schrieb Keßler an seinen vertrautesten Freund in Berlin: „Aus dem Sitze der Seligen begrüße ich dich, mein Krause! Hier verschwinden alle feindseligen Regungen aus der Brust des Menschen. Ich konnte dein kaltes Betragen gegen meine Auserwählte nicht verschmerzen und zürnte dir ernstlich. Doch — nun ist Alles wieder gut" ꝛc.

Aehnliche Vorwürfe macht Keßler seinem zarten Freund Abeken im November, wo er ihm schreibt: „Womit in aller Welt kannst du dich entschuldigen wegen deines langen Schweigens auf meine so gründliche Verlobungsanzeige? Bist du ein solcher Frauen- und Lebensfeind, daß du den Freund verdammst, der in der zweifelhaftesten, schrecklichsten Zeit einen ewigen Bund mit einem geliebten weiblichen Wesen zu schließen wagt? und gerade in diesem Entschluß die reichste Quelle des Muthes für alle Fälle des Lebens gefunden zu haben meint." Abeken parirte Keßler's Vorwürfe mit seiner eigenen Verlobungsanzeige.

Auf die Liebe und treue Anhänglichkeit seiner Freunde war übrigens Keßler stolz. So sagt er in einem Briefe an seine Verlobte: „Ich lege dir hier einen Brief zur Ansicht bei, den ich gestern von meinem theuern Raumer erhielt. Er enthält seinen Glückwunsch wegen deines Besitzes und geht dich insofern auch an. Noch wichtiger aber ist es mir, daß du durch dergleichen unbedeutend scheinende Documente tiefere Blicke in die Seelen Derer thust, denen ich im Leben angehöre. Ich habe dir nicht Vater, nicht Mutter, noch Geschwister vorzustellen, denen du durch mich verbunden würdest und denen du deine Liebe und Anhänglichkeit schenken könntest. Aber ich bin reich in Freundschaft würdiger und wahrer Menschen. Theile den Brief Niemand mit. Raumer selbst habe ich geschrieben, daß du seine Zeilen lesen würdest. Ich habe ihm gesagt, daß du eine starke Frau werden würdest, das beweise deine Liebe zu mir, der ich dir nichts bieten kann, was schwache Seelen reizt. Darum soll er auch allezeit darauf rechnen, daß ich mit gleicher Thätigkeit und gleichem Eifer den edelsten Zielen des Lebens nachstreben werde, und daß mich das unendliche Glück deines Besitzes nur im Guten, in der Pflicht befestigen, keineswegs aber wankend machen könne."

Anfangs August unterzog sich Keßler dem erwähnten von Hardenberg'schen Auftrage, der Aufhebung der Domstifter zu Brandenburg und Havelberg. Von ersterm Orte aus schreibt er am 10. unter Anderm der Braut. „Ich fühle mich fast ermüdet von den heutigen Geschäften, obgleich mir diese der Abwechslung

wegen, indem ich sonst mit rohen Bauern, jetzt einmal mit feinen, lauter sehr vornehmen Männern zu verhandeln habe, gewissermaßen wohl thun. Ich sehe nur, daß mir noch schwere Tage bevorstehen, wenn ich die Domstifter von Brandenburg und Havelberg gänzlich bezwingen soll. Winde ich mich aber glücklich durch alle Fährlichkeiten, so thue ich auch in meiner Laufbahn, innerlich und vielleicht auch äußerlich einen ordentlichen Schritt vorwärts. Und warum sollte ich Schwierigkeiten scheuen und ihnen ausweichen? Deine Liebe wird mir Alles erleichtern!" rc.

Gewiß war es keine geringe Aufgabe, durch mündliche und schriftliche Verhandlungen die festen Bande zu lockern, mit denen die Herrn Pfründner an ihren alten Berechtigungen sich gebunden hielten, und sie so weit willig zu machen, daß sie zugaben, durch ein übersichtliches und durchschnittliches Abstandsgehalt entschädigt zu werden und so das Ganze nach und nach zu amortisiren. Mehre der Domherren hatten ihre Berechtigung durch die besondere Gnade des Königs erhalten, andere durch Erbschaft, Abtretung und Dergleichen. Die liegenden Güter des Capitels waren verpachtet an Leute, deren Familien seit undenklichen Zeiten darauf gesessen und dieselben gleichsam als Eigenthum anzusehen gewohnt waren. Einige der Herren wohnten im Domstift selbst gegen geringe Miethsberechnung der schloßähnlichen Wohnung und Gärten; andere bezogen theilweise ihre Einnahme in Naturalien zu niedrigen Preisen berechnet; z. B. vierundzwanzig Stück Gänse à 10 Gr.; zweiundsechzig Stück Hühner à 4 Gr.; die Klafter Holz à 2½ Thaler u. s. w. Allen diesen Betheiligten gerecht zu sein und vornehmlich den ehrenwerthesten Männern des Staats und der Provinz nicht zu nahe zu treten, nicht wehe zu thun, und dennoch dem Fiscus möglichst viel plus zu machen, war das Schwierige der Sache. Die Herren Pfründner selbst hatten Keßler zum Commissarius dieses Geschäfts gewünscht. Einer dieser Herren war der General von Blücher, der allezeit, wenn unter den Betheiligten Dies und Jenes zu erwägen war, kurz und bündig, wie auch zum Ziel führend, sein Votum abgab. Später, als derselbe zu so gewaltigem Ruhm emporstieg, war es

Keßler interessant, einst in so nahem Verkehre mit ihm gestanden zu haben; interessanter als damals selbst, wo der alte Herr jezuweilen an Geistesverwirrung litt. So bildete er sich z. B. einmal längere Zeit ein, er gehe schwanger mit einem Elefanten. Gewiß war dies ein sogenanntes Vorgesicht seiner kolossalen Heldenthaten, die er so kurze Zeit darauf zur Welt brachte, an die damals Niemand dachte, am allerwenigsten sie von dem lustigen Spieler und Trinker erwartete.

Nach den örtlichen Verhandlungen in diesem Geschäft und den Berechnungen und Ausarbeitungen darüber, hatte Keßler Vorträge über dieselben beim Staatskanzler zu halten, die ihn nach Berlin führten und sehr lange dort hielten, da die Abnahme derselben von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern verschoben wurde, weil der König lange in seinem Entschlusse schwankte, ob mit der Aufhebung der Stifter vorzuschreiten sei oder nicht. So lieb es Keßler anfänglich sein mußte, seines Brautstandsglücks einmal ungestört theilhaftig zu werden, so konnte er, nachdem sich sein Aufenthalt in Berlin ungebührlich in die Länge zog, sich nicht verhehlen, daß dieses dolce far niente seiner unwürdig sei. An Abeken schreibt er unter dem 7. Nov. „Wisse, daß ich seit sieben Wochen in Berlin durch ein Geschäft festgehalten werde, was in drei Tagen abgethan sein könnte, aber in unserm Staate rückt das Kleinste so wenig als das Größte von der Stelle." Papa Heim machte dem Staatskanzler sogar zärtliche Vorwürfe, „daß er ihm den Schwiegersohn so lange über dem Hals lasse." Zufällig wurden die Vortragsstunden kurz darauf anberaumt, und nach kaum acht Tagen sah sich Keßler seinem gewohnten Geschäftsleben wiedergegeben. Die gänzliche Abwickelung der Domstiftsablösung kam indeß erst im folgenden Jahre — doch zur größten Zufriedenheit aller Theile, zu Stande.

Der Winter wurde indeß dem entsagenden Bräutigam doch etwas lang, wenn er der, sieben Meilen entfernten, in den Freuden Berlins sich bewegenden Braut gedachte. Er schreibt ihr anfangs December: „Lange kann ich die Entbehrung deiner Briefe

nicht ertragen, vielleicht weniger als du, da keine Art äußerer Zerstreuung mir die Tage und Abende kürzt. Ich kann dir nicht verhehlen, daß es manches unbehagliche Gefühl in mir erregt, wenn ich mir dich beständig in Saus und Braus lebend denke. In der lebhaftesten Sehnsucht nach dir, wenn ich gern mit dir in der schönen Jahreszeit im Freien umherwandeln, oder am Abend in traulichem Gespräche mit dir sein möchte, werde ich durch den Gedanken erschreckt, daß deine Wangen bleichen und deine Augen sich schließen möchten. Selbst am Abende, wenn ich die Ruhe suche, kann ich nicht mit meinen Gedanken auf deinem süß schlummernden Bilde weilen, sondern sehe dich müde und abgelangweilt an einer üppigen Tafel sitzen. So werde ich in meiner Stille und Einsamkeit durch die unangenehmsten Vorstellungen verfolgt. Verzeihe mir die Klagen; aber wie soll ich mir helfen in der qualvollen Sehnsucht nach dir, wenn du mich nicht langmüthig und liebevoll anhören wolltest?

Weihnachten war dagegen wieder eine wonnevolle Zeit, wo sich alle Glieder des Heim'schen Hauses in demselben versammelten und ein jegliches von Seiten der geliebten Aeltern mit Liebe und Wohlwollen überschüttet wurde. Der Staatskanzler von Hardenberg hatte den Plan, in Berlin ein Landeskollegium zu gründen und zu diesem Zweck einen Theil des Regierungspersonals zu Potsdam wieder in die Hauptstadt zu ziehen. Keßler hatte unaufgefodert das Versprechen von ihm erhalten, daß er dazu gehören sollte und wurde von ihm sogar ermuntert, sich einstweilen eine Wohnung zu miethen. Zu Weihnachten stellte es sich aber heraus, daß es mit der ganzen Sache nichts werde. Dies war für das glückliche Brautpaar der einzige Schatten, der in das frohe Fest fiel.

Mit Anfang Januar 1812 ging es gleich wieder an Domainenbereisungen in der Provinz, von denen aus die Ablösung der Frohnlasten und Aufhebung der Leibeigenschaft der Eingesessenen betrieben wurde. Zunächst nach dem Amte Teupitz, dann nach der Wüstenei von Manchekofe. Keßler hatte diesmal seinen Vetter Heim mitgenommen, Bruder-Sohn des „alten Heim“, der gleich

Keßler, von einer Hofmeisterstelle, beim Grafen Dönhoff in Berlin, in den Staatsdienst überging. — Keßler war es angenehm, in diesem jungen Referendar einen so nahen Verwandten seiner geliebten Braut um sich zu haben, bei dem er die wärmste Theilnahme an seinem Glück und der daraus erwachsenden Sehnsucht voraussetzen durfte.

Vom Februar an schreibt Keßler aus Potsdam und sieht freudevoll dem nächsten Monat entgegen, wo er die Aussicht hat, von seiner, ihm zur Last werdenden Einsamkeit sich erlöst zu sehen. Am 6. März schreibt er von „furchtbaren Durchmärschen, die am Collegium Alles in Bewegung setzen. Von Gerlach muß deshalb verreisen und ich unterdessen seine Arbeiten übernehmen, daher ich auch vor Anfang meines Hochzeitsurlaubs mich nicht von hier entfernen kann. Ich verdanke es vielleicht blos unserer nahen Verbindung, daß ich jetzt nicht weg zum Kriegscommissariat in der Ukermark muß, von wo ich sobald nicht wieder heimkehren dürfte. An meine Versetzung nach Berlin denkt hier jetzt kein Mensch mehr, unsere Bauern werden gewiß von den durchziehenden Franzosen so in Athem gehalten werden, daß von Culturedicten und dergleichen nicht so bald wieder die Rede sein dürfte; wir wollen also zunächst unsere Sache auf Potsdam stellen und Gott bitten, daß er uns hier Friede, Leben und Gesundheit schenke; was wir sonst bedürfen, wird uns nicht mangeln."

Am 9. März schreibt er: „Aus deinem eben erhaltenen Briefe ersehe ich, daß auch Berlin mit Truppen überzogen wird; unter diesen Umständen wird es mir sehr angenehm sein, und zum großen Frieden gereichen, wenn unser Hochzeitsfest so einfach und still als möglich begangen werden könnte. Die schrecklichen Leiden, welche sich auch bei der vortheilhaftesten Auslegung der Begebenheiten des Tages doch unabwendbar, und in jedem Falle über unser Land ausbreiten, dürften auch schwerlich eine allgemeine festliche Stimmung zulassen. Nur die Andacht und innigste Vereinigung unserer Herzen wird kein äußerer Sturm zu zerstören vermögend sein."

Das feindliche Kriegsheer zog rasch seinem sich selbst ver-

richtenden Ziele entgegen, es wurde bald wieder ruhig in der Hauptstadt, und so konnte in allem Frieden am 20. März, ganz wie es Keßler gewünscht hatte, seine Verbindung mit Auguste Heim gefeiert werden. Da Niemand von Keßler's nächsten Angehörigen anwesend sein konnte, so wurden seine treuesten Freunde als solche betrachtet und zu der Hochzeit geladen.

An Abeken schreibt er einige Wochen darauf über diese Feier: „Statt dein Schreiben nach der Hochzeit eintreffen zu lassen, hättest du besser gethan, auf derselben in leibhaftiger Person zu erscheinen, um zu sehen, wie man den Freitag (den 20. März) heiligen soll. So hättest du Solger's ehrenvollen Platz, zur Rechten der Braut, erhalten mögen. Wie mir der Himmel in meinem Bräutigams- und nun Ehestand Alles verliehen, was meine Seele wünschte, so vornehmlich an dem Tage des ewigen Bundes mit meiner geliebten Frau, durch die heiterste, glücklichste Stimmung der Braut, die schöne freudige Versammlung einer durch Glück und Eintracht so seltenen Familie, und die Theilnahme alter geliebter Freunde."

Da sich Krieg und Kriegsungemach so ziemlich in Rußland festzusetzen schien, man übrigens später wol einen Rückschlag davon in Preußen und ganz Deutschland zu verspüren fürchten mußte, so wünschte Keßler, den eben günstigen Zeitpunkt zu benutzen, seine Gattin den Seinigen im Vaterlande vorzustellen, so wie sie selbst mit seiner Heimat bekannt und seiner Liebe für diese vertraut zu machen. „Ich habe mich rasch entschlossen," schreibt er Ende Juli an seinen Freund Abeken, den er als Oberlehrer und auch jungen Ehemann in Rudolstadt zu begrüßen hoffte, „meine Reise noch in diesem Jahre auszuführen, in Betracht, daß künftiges Jahr schon unserer Drei sein dürften, folglich jede weitere Reise viel schwieriger werden möchte."

Vater Heim gab dem reisenden jungen Ehepaare die jüngste Tochter Ida mit, wodurch manche Bedenklichkeit, welche das kühne Unternehmen, in einer bedrängten, geldarmen Zeit gehabt haben würde, gehoben ward. Beide Schwestern schwammen in Wonne. Ein leichter Reisewagen, in dem das Kleeblatt im

fand Platz hatte, wurde angekauft und stets mit Extrapost gefördert.

Mit großer innerer Genugthuung über sein, sich selbst geschaffenes Schicksal, stolz auf den Besitz der theuern Gattin und der anvertrauten, überaus lieblichen Schwägerin, traf Keßler bei den ihm stets theuer gebliebenen Verwandten in Meiningen ein und verlebte in ihrer liebevollsten Pflege selige Tage. Die junge Frau gefiel durch ihren Verstand und edlen Ernst allgemein, während die sylphidische Ida Alles entzückte. Der alte Mineralog, Ludwig Heim, der im Staatsdienst ergraut und oft verstimmt war, griff wieder in die Saiten seiner Harfe, um den Bolero zu lernen, den ihm die zarte Nichte vorsang und dann nach seinem Spiele tanzte. Ganz Meiningen wurde über den berliner Besuch lebendig und reihten sich Feste an Feste, unter verwandten und befreundeten Familien des Heim'schen Hauses. Von Meiningen ging es nach der Bettenburg, zum alten Ritter von Truchseß. Ueber diesen Besuch schrieb Keßler in einer diesem Freunde geweihten Gedenkschrift im Jahr 1844 selbst: „Gleich nach meiner Verheirathung mit Auguste eilte ich, die junge Frau nach Franken zu unsern gemeinschaftlichen Verwandten, zu den biedern Hessen Vettern, zu meinem herrlichen Ritter auf der Bettenburg und vielen andern Freunden zu führen, damit ihre leibhaftige Erscheinung Allen mein Glück verkünde und sie eingeweiht würde in die Liebe zur Heimat und Erinnerung der Jugend ihres Gatten. Meine öftern Erzählungen von der Bettenburg und dem Ritter hatten die jungen Gemüther beider Schwestern um so höher gespannt, je näher wir dem Ziele kamen. Die Wirklichkeit überbot, wie leicht zu bemerken war, jede Erwartung, und es war mein Triumph, als Auguste und Ida, nachdem uns Truchseß am Abend den schweren Armleuchter in der Hand, die Wendeltreppe hinauf in unsere Zimmer geführt hatte und mit einem Händedruck „gute Nacht“ bot, die lieben Wesen hingerissen wurden und dem herrlichen Mann um den Hals flogen.“

In Gotha, bei der einst so heiß verehrten und noch immer sehr theuren Antonette, wurde unter den Frauen ein Bund inniger

Freundschaft geschlossen, ebenso in Koburg mit der liebenswürdigen Karoline Bergner, in deren feinem, gebildetem Kreise es den jungen Damen gar wohl gefiel. Von da wanderte Keßler zu Fuß seitwärts zur Pflegerin seiner Kinderjahre, Schwester seiner seligen Mutter, die zu Neuhaus an einen Wildmeister verheirathet war, und ließ seine beiden Damen mit dem Wagen den geraden Weg nach Effelder nehmen, zum Oheim derselben. Etwas ängstlich, auf unbekannten Gebirgswegen ein fremdes Haus, noch nie gesehene Menschen als nahe Verwandte aufsuchen und begrüßen zu sollen, traten sie ihre Fahrt an. Doch kaum in dem Pfarrhause zu Effelder angelangt, wo man von jeher gewohnt war, Fremde jeden Standes freundlich aufzunehmen und nach Jedes Verhältniß bestens zu unterhalten wußte, waren sie in wenigen Minuten im wahren Sinne des Wortes heimisch. Der freundliche Oheim erinnerte sie an den geliebten Vater, und mit den lieben Muhmen fanden sie Aehnlichkeit, zwischen Antonette, auch der Bergner und ihnen, und die innigste Harmonie verwandter Gemüther fand sich bald ein, sodaß Keßler, als er am späten Abend seinen Gefährtinnen nachkam, Alles in der heitersten Unterhaltung fand.

Die schöne Reise schloß mit einem mehrtägigen Aufenthalt in Dresden, wohin die Reisenden schon in Berlin mit der Mutter und den Geschwistern ein Stelldichein verabredet hatten.

Nach der Heimkehr, die in der Mitte des Septembers stattfand, genoß Keßler einige Wochen der häuslichen Ruhe, dann trat er noch seine sogenannte Departementsreise an, vor welcher er seine Frau nach Berlin in das älterliche Haus brachte. Er schrieb an Abeken: „Es ist eine herrliche Sache um eine so gute Schwiegermutter! meine arme Frau müßte in ihrer Einsamkeit verkommen, wenn sie etwa zwei Monate ohne mich hier in Potsdam zubringen sollte.“

Von der Reise schreibt Keßler fleißig an die Gattin und berichtet treulich über all sein Thun und Treiben, wie er die Pächter gefunden und wie sich die Bauern gehaben, dann sagt er: „Wenn ich einsam draußen wandere, oder im Wagen dahineile, dann

ist meine Seele bei dir, mein gutes Weibchen, und bei dem holden Wesen, das als Inbegriff unserer Liebe, unserer Hoffnungen und unsers Glücks in deinem Schoose schlummert. Jetzt wo ich noch nichts Reelles von diesem Wesen sehe noch höre, ist es mir eine rein phantastische Person, welche ich manchmal in Hosen und Jacke, dann wieder in einem Röckchen und Kleidchen leibhaftig vor mir herumhüpfen sehe. Gutes Mütterchen, bleibe gesund und vergnügt unter den Lieben, die sich deines Besuchs erfreuen." Ein andermal schreibt er: „Unterwegs habe ich mich heute mit den herrlichen Ideen und Darstellungen des alten meininger Onkels über die Bildungen unserer Erde unterhalten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß du die nöthigen Vorkenntnisse und Beharrlichkeit hättest, in diesem Werke den umfassenden tiefen Verstand, das gewaltige Studium und die göttliche Klarheit dieses uns so theuern Mannes zu bewundern. In der Leerheit unserer Zeit werden solche Männer nicht mehr gebildet, der edle Ernst und die himmlische Wahrheit ihres Thuns und Denkens im Leben geht mit ihnen unter, daher man sie, so lange sie da sind, heilig halten sollte. Danke mit Ida dem Himmel, daß er Euch diesen echten Heroen noch leibhaftig zeigte und Ihr Euch seine väterliche Liebe gewinnen durftet und Euch versichern konntet, wie schön und zu allem Guten stärkend das Andenken an edle Vorfahren, Bluts- und Herzensfreunde ist." Dann wieder: „Deine gute Mutter verdient sich den Himmel schon auf Erden in der echten Liebe zu ihren Kindern. Wie glücklich sind wir durch ihren Besitz, welch ganz andern Schatz haben wir, als wenn uns der Zufall äußere todte Glücksgüter verliehen hätte. Grüße sie tausendmal von ihrem dankbaren Sohn" u. s. w.

Nach beendigter Reise genoß das sich innig liebende Paar abermals einige Zeit des stillen häuslichen Friedens und beschloß in diesem das in so vieler Hinsicht ahnungsvolle Jahr 1812.

Siebenter Abschnitt.

Kriegsjahre.

Erinnerungen und Briefe

aus den Jahren 1813 und 1814 gesammelt in Arnsberg 1842 und 1843 für meine Söhne.

Keßler.

Erste Abtheilung.

Mit dieser Ueber- und Unterschrift hat uns Keßler eine Gedenkschrift jener für Preußen und ganz Europa so wichtigen Jahre hinterlassen. Beim Beginne dieser Arbeit, mit deren Plane er sich seine ganze Lebenszeit trug, hegte er den Wunsch, sie zu veröffentlichen, da es ihm Pflicht gegen nachkommende Geschlechter und besonders für Geschichtschreiber wünschenswerth schien, daß Jeder, der es irgend vermöchte, seinen Theil zur Geschichtskunde beitrage, und wenn auch nicht ein historisches Gemälde, doch wenigstens ein Genrebild in geschichtlicher Zusammenstellung eigner Erlebnisse, insofern sie Bezug zu den großen Ereignissen jener Zeit haben, zu liefern.

Nachdem die Arbeit bis zur Hälfte gediehen, d. h. der erste Theil vollendet war, legte er sie der Beurtheilung des wenn auch inzwischen sehr alt gewordenen, doch noch immer frisch und muthig schreibenden und ebenso censirenden „Freitag" vor. Dieser aber versagte, zu Keßler's tiefem Schmerze, derselben das Imprimatur. Es wurde ihm zu Gemüthe geführt, daß aus seinen freimüthigen Urtheilen über Menschen und Verhältnisse von damals

auch jetzt, nachdem viel Gras, sowol über Errungenschaften als Gräber gewachsen sei, ihm dennoch Verdruß nicht nur, sondern auch Processe, wie z. B. Friccius in ähnlicher Weise geschehen, erwachsen könnten rc. Keßler mußte sich daher bescheiden, seine Denkschrift sauber auf eigenes dazu angefertigtes Urkundenpapier abschreiben, als Familiendocument würdig binden lassen und es den Seinen zum Andenken in den Schrein legen.

Selbst einen Abschnitt daraus, den er zu „Raumer's historischen Taschenbuch für das Jahr 1844" auf den Wunsch von Brockhaus zu Leipzig, diesem einsandte, trugen die vorsichtigen Freunde Bedenken drucken zu lassen, als nicht passend für ein gemischtes lesendes Publicum.

Weniger die Besorgnisse des gestrengen „Freitags" fürchtend, daß Verdruß und Proceß die Folge von einer Veröffentlichung werden könnte, müssen wir doch zugeben, daß sich Keßler's Denkschrift nicht zu einem öffentlichen Nachweise von Kriegsereignissen eignete. Er erzählte seine Erlebnisse zu weitläufig, vermischte damit zuweilen nur die engere Familie angehende Details aus treuester Anhänglichkeit an die Seinen, an die seine Berichte vom Kriegsschauplatz gerichtet und deren Erwiderungen und Mittheilungen aus der Hauptstadt er darin aufgenommen hatte; welche Bedenken die Freitagsfreunde wol zumeist bei ihrem Urtheile leiten mochten, wenn sie diese auch weniger scharf bei ihrem Ausspruch hervorhoben. Wir versuchen in gedrängter Kürze, wie es uns der Raum und Zweck dieser Schrift nur gestattet, das uns Wichtigscheinende daraus zu entnehmen, geschichtlich erzählend, und da, wo Keßler's Berichte Thatsachen liefern, durch diese selbst.

Keßler hebt vor Allem hervor, wie er schon als Kind, wo er die Mutter über Ludwig's XVI. Hinrichtung habe weinen sehen, wie später im Hause des Oheims in Meiningen unter den Brüdern und Freunden des Hauses lebhafter Streit über die Revolutionsereignisse in Frankreich geführt wurde, er eine Art Haß gegen das französische Volk in tiefster Seele empfunden, wie dieser durch das Geschick seiner Jugendgespielen, der durch den Rheinübergang der Franzosen,

aus der Heimat vertriebenen Prinzen von Neuwied, gesteigert wurde, und wie er durch die kriegerische Bestimmung dieser Jünglinge mit dem Soldatenstande sich befreundete. Seine Reise nach Frankfurt am Main und an den Rhein im Jahr 1799, wo er in Mainz um den Freiheitsbaum eine wilde Rotte Rothkappen tanzen sah, war nicht geeignet, ihm für das Volk seines Hasses und seiner Verachtung eine bessere Empfindung einzuflößen. Nach vollendeten Studien sah und sprach er in Berlin die fürstlichen Freunde wieder, bereits als Kriegshelden, von denen der eine, Victor, erbitterter Feind der Franzosen, in österreichischen Diensten war, und die Brüder, die bei der Garde in Potsdam standen, zu besuchen kam. Ihm schien ihr Loos, gegen den Feind bewaffnet zu sein, beneidenswerth. Die Schlacht von Austerlitz, die Convention des Grafen Haugwitz, die Abtretung von Ansbach und Baireuth im Frühjahr 1806 erschütterte und zerknirschte Keßler aufs tiefste; mit seinem Freunde Luden theilte er, unter den Linden auf und abwandelnd, die Sorge, daß vor Ablauf eines Jahres das ihm verhaßte Volk gewiß in Masse sich auch über die preußischen Lande ausbreiten und hier einhergehen würde. Seine Empfindungen beim wirklichen Eintritte dieses Ereignisses, dem Einzuge Napoleon's rc. sind uns bekannt, ebenso seine Geschäfte und Ansichten während der Occupation des Landes, und wie er den heißen Wunsch hegte, einen ruhmwürdigen Tod zur Befreiung des Vaterlandes suchen und finden zu dürfen. Daß trotz dieses sehnlichen Verlangens und bei den schlechten Aussichten, die ihm in seinem Fache die Zukunft bot, er nie auf den Einfall kam, selbst Militär zu werden, möchte fast verwundern; das Langweilige des Standes außerhalb des wirklichen Krieges hielt ihn, wie es scheint, davon zurück.

Auf seiner Reise durch die Schweiz war der Gegenstand des Gesprächs unter den Freunden häufig der Jammer des gesammten Vaterlandes. Die der Jugend eigene Lust am Kampfe wurde noch erhöht durch das Hinzukommen des Herrn von Freudenreich, der, wie S. 107 erwähnt ist, im zarten Jünglingsalter unter Erzherzog Karl gefochten hatte, und als der Kampf in Europa ruhte, nach

Aegypten geschifft war, um unter dem englischen Heere gegen den verhaßten Feind zu dienen. Die Erinnerungen an den Krieg, an die, ganz Deutschland mit Füßen tretende Gewalt, fanden in der Schweiz, ja auch in Italien ihre Nahrung. In Genua bestiegen die Reisenden ein Linienschiff, um die innern Einrichtungen zu besehen. Der Name des Schiffs fuhr den Jünglingen durch die Herzen. Es war Breslau getauft worden, zur Erinnerung an die Einnahme dieser Stadt durch König Hieronymus. Auf Keßler's Heimreise war es in Würzburg an der Wirthstafel die erste Nachricht, daß Napoleon den Minister Freiherrn von Stein in die Acht erklärt habe, die Keßler in die Seele schnitt.

Nach Keßler's Rückkehr in die Hauptstadt Preußens ward er, durch wackere Freunde, St., v. B. und E., *) in Alles eingeweiht, was sich im Volke rege, was zur Rettung des Staats ersonnen und angesponnen ward. „Mein Wort," sagt er, „zu jeder Stunde, wo ich gerufen würde, Blut und Leben für König und Vaterland freudig einzusetzen, genügte den Freunden und gab mir selbst Ruhe und Zuversicht, meinem nächsten Berufe, auf der nun eröffneten Bahn, einer Verjüngung der Gesetzgebung und Verwaltung, zu folgen. Mein Bund, dem ich angehörte, war allerdings kein anderer, als welchen v. Gneisenau mit den Worten bezeichnet: „Ohne Zeichen und ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Macht nicht unterworfen sein wollen."

In lebendigem Eingreifen und Mitwirken bei der neuen Verfassung, durch Veräußerungen schlecht benutzter Güter, Ablösung von Naturaldiensten, Verwandlung lassitischer Bauerngüter in freies Eigenthum ꝛc. fand Keßler für Leib und Seele erfrischende Bewegung. Blieb er einige Wochen ruhig beim Collegium, so wurden forcirte Märsche gemacht als Vorübung zu ernstern Anstrengungen. In Winternächten ging er mehrmals in Berlin Abends 10 Uhr zu Fuß weg und kam Nachts 2 Uhr

*) Von Stösch, später königl. Leibarzt; v. Bärensprung, später Ober-Bürgermeister; Eichhorn, später Minister.

in Potsdam an, einmal auf dem Schnee im Januar legte er denselben Weg in drei und einer halben Stunde zurück. Im Sommer ging er öfter des Morgens 2 Uhr von Potsdam nach Berlin, ohne vorher irgend etwas zu genießen, besorgte einige Gänge in der Stadt und fand sich zum Frühstück, erst um 9 Uhr, bei den Verwandten im Thiergarten ein. So innerlich und äußerlich gerüstet und abgehärtet fand ihn das Jahr 1813.

Keßler sagt: „So weiß die Vorsehung zu allen Zeiten und unter den scheinbar ungünstigsten Verhältnissen die Menschen für ihre Zwecke zu erziehen und tüchtig zu machen. Die angedeuteten Mittel und Wege, durch welche mein Geschick mich mit dem Kriege bekannt machte und gleichsam bewußtlos zum Soldaten vorbereitete, sind meines Bedünkens in ihren Wirkungen ebenso angemessen gewesen als die Uebungen, durch welche wir in langem Frieden unsere Landwehr, sammt dem stehenden Heere, allezeit schlagfertig zu erhalten emsig bemüht sind.“

Schon im Herbst 1812, als Keßler von seiner Reise nach Frankfurt heimkehrte, waren die Ereignisse in Rußland ruchbar geworden. Im December trafen ihm in Berlin schon in gräßlichen Gestalten verstümmelter in Lumpen gehüllter Leichname, die Trümmer des aufgelösten französischen Heeres entgegen. Des Generals York Convention mit dem russischen General Diebitsch vom 30. December erfüllte alle Herzen mit Freude. Mit dem Ingrimm über die Zwingherrschaft wuchs jetzt der Muth der Unterdrückten, sich zu ermannen und die Hoffnung, sich zu befreien. Doch der Feind hielt das Land noch besetzt. Dem Könige und seinen Behörden war die äußerste Vorsicht in der Einleitung der beabsichtigten Volkserhebung die heiligste Pflicht. Keßler sagt: „In dem hochbeglückten, jedem Franzosen verschlossenen Potsdam, als dem trefflichen Präsidenten von Bassewitz nahe stehendes Mitglied der Regierung, welche das Herz der Monarchie in Bewegung hielt, war ich Zeuge der verborgenen, lautlosen Vorbereitungen des großen Vorhabens. Am 22. Januar verlegte der König von da seine Residenz nach Breslau und am 3. Februar erließ er den die Jugend entflammenden Aufruf der Freiwilligen.

Niemand zweifelte mehr an dem ungenannten Feinde, welchem der Kampf gelten sollte. Mit heißem Verlangen harrten die Männer aller Stände, daß auch ihnen die Reihen geöffnet, die Waffen geboten würden, mit denen sie fechten durften. Der Entschluß, mich den Kriegern anzuschließen, wo auch es mir vergönnt sein möchte, stand längst fest bei mir."

Schon im Januar brachte Keßler seine Frau in Sicherheit nach Berlin in das Haus der Aeltern, wo sie in der Pflege der Mutter später ihre Entbindung abwarten sollte. In Bezug auf den aus Breslau angelangten Aufruf der Freiwilligen schreibt er unter dem 8. Februar an sie: „Die Maßregel dieses allgemeinen Aufgebots der gebildeten Jugend der Nation ist gewiß in aller Beziehung gut und recht. Alle Zweifel über die Wirkung sind aber noch nicht verscheucht. Wenn aber diese ausbliebe, so würde es nicht der Maßregel Schuld zu geben sein, sondern der Verderbtheit, dem Elende eines Volks, welches nicht der Freiheit, sondern allein fremder, niedriger Knechtschaft würdig wäre. Berlin hat den Hauptbeweis zu führen, muß vortreten und den Ton angeben. Ueber deinen Bruder wird es hoffentlich keine Debatten geben in der Familie. Wer nein sagt, spreche nur künftig nicht von feiger Unterwürfigkeit Derer, die das Ruder führen. Wer nicht sich selbst daran zu setzen bereit ist, hat keine Stimme. Jetzt gilt es. Die Feigen stecken sich hinter die Ungewißheit, wo man denn eigentlich hingeführt werde. Wem es Ernst ist, der kann jederzeit durchsetzen, daß er nur einen Feind bekämpft."

Ferner den 13. Februar: „Die Rüstungen werden hier rasch betrieben. Vetter Heim ist auch entschlossen zu gehen. Er bekommt einen kleinen Zuschuß zu seiner Equipage aus dem bei der Regierung gesammelten Gelde, zu welchem auch ich mein Schärflein mit 10 Thaler beigetragen habe, d. h. den dritten Theil meines baaren Vermögens. Wollte Jeder verhältnißmäßig eben so viel geben, so könnten wir ein ganzes Regiment ausrüsten. Man ist hier froh und gefaßt, und so bin auch ich."

Am 20. Februar machte Keßler einen Besuch in Berlin, um Abschied von seinem Schwager zu nehmen, der als Arzt zu dem

Corps der Freiwilligen trat und die große Straße über Beeskow, Guben, Sagan nach Breslau einzuschlagen beabsichtigte. Kaum war Keßler in Berlin angelangt, so vernahm man von der Ostseite der Stadt her Kanonenschüsse und bald darauf selbst Gewehrsalven. Die Besatzung der Stadt, unter Augerau, bestand nur aus 8000 Mann. Sie war in eifriger Bewegung. Kanonen mit ihrem Train donnerten durch die Straßen. Argwöhnisch und finster blickten die Feinde umher, auf den Gesichtern der Einwohner war nur Ungeduld und freudige Erwartung zu schauen, alle liefen auf die Straße ohne die geringste Scheu, unversehens in den Kampf zu gerathen. Hin und wieder sprengten Kosacken vorbei, auf die von dem Feinde gefeuert wurde. Doch waren nie mehr als vier bis sechs Mann von diesen zusammen gesehen worden. Später vernahm man, Oberst Tettenborn, ein geborner Berliner, hoffte, obwol die Russen unter ihm kaum 2000 Mann stark sein mochten, durch einen kühnen Streich den Feind zu schrecken, auch wol die Bürger in Bewegung zu bringen und so die Stadt befreien zu können; was jedoch nicht möglich war. Indeß so erfolglos das kühne Unternehmen blieb, so hatte es doch tiefe Bedeutung. Dem Volke der Hauptstadt diente es zu einer Art Vorschule und Feuerprobe für den Krieg und verstärkte in der strengen friedlichen Haltung gegen die Feinde, bis des Königs Wort diese als solche durch offenen Zuruf bezeichnete.

Am 23. Februar wurde Keßler vom Präsidenten von Bassewitz, der die Seele aller von Potsdam ausgehenden Verwaltungsmaßregeln war, eiligst nach Beeskow gesandt, um, wenn auf der großen Heerstraße für die Freiwilligen und andere Ersatzmannschaften, sowie für die Pferde, die aus der Kurmark, zu den in Schlesien betriebenen Rüstungen gestellt wurden, irgendwie Stockungen eintreten sollten, er nach Guben und nöthigen Falls nach Sagan gehen sollte, die ungehinderte Bewegung der Transporte zu vermitteln. An Ort und Stelle fand Keßler die Reise fast unnöthig, da Alles im besten Gange war. Anfang März übertrug ihm Herr von Bassewitz das Verpflegungsgeschäft, der in der Umgegend stehenden Truppen, was ihm kein angenehmes

war, wie er sagt: „Bei dem Mangel aller Uebung und Erfahrung darin, ohne einen tüchtigen Gehülfen und bei meinem nicht zu bezähmenden Hasse gegen das widerwärtige Volk.“ . . . .

Am 4. März in der Frühe vernahm man einzelne Kanonenschüsse von Berlin her, und die vor den Thoren Potsdams stehenden Franzosen zogen Mittag an demselben Tag ab. Noch am Abend lief die erfreuliche Nachricht von dem Abzuge des Feindes, auch von Berlin, ein. Keßler's Gattin schrieb ihm: „Um 6 Uhr diesen Morgen wurden wir von dem Einzuge der Russen geweckt, die mit großem Jubel empfangen wurden. Die durch Krankheit zurückgehaltenen Franzosen sowie einige, die sich verspäteten, sind in Gefangenschaft gerathen. Die meisten Russen sind auch schon wieder zur Stadt hinaus. Nur einige Kanonenschüsse der Retirirenden zur Abwehr der sie verfolgenden Kosacken vernahm man. Du bist von deinem leidigen Verpflegungsgeschäft bald erlöst worden! Gottlob, daß du auch diesmal, wie so oft, zu schwarz gesehen hast. In Breslau sollen die ernstlichsten Anstalten zum Aufbruche gemacht werden. Stein ist jetzt dort. Schade, daß du den heutigen frohen Tag nicht mit deinem treuen Weibe hast verleben können. Die bösen Gedanken, die dein Gemüth umhüllten, wären gewiß zerstreut worden. Heute Abend wird die Stadt erleuchtet, und wir gehen ins Theater, um die neuen Ankömmlinge in der Nähe zu betrachten. Laß dein Herz wieder froh werden, guter Mann, und eile so bald als möglich, die allgemeine Freude mit uns zu theilen.“ . . . .

Dies geschah. Keßler wurde beauftragt, nach der Neumark zu reisen, um den General von York beim Eintritt in die Kurmark zu begrüßen und nöthigenfalls den Marsch und die Verpflegung seines Corps durch Rücksprache mit den betheiligten Landräthen zu erleichtern, wobei ihn der Weg über Berlin führte. Von da ging er nach Güstebiese, wo eine Brücke über die Oder geschlagen war. Er sagt: „Vor dem Stromübergang wandte ich mich zuerst rechts nach Zellin, wo ich den General von Hünerbein, der den Vortrab commandirte, sprach und von diesem nach Königsberg in der Mark als dem Hauptquartier des Generals

von York gewiesen wurde. In dieser Stadt war Alles in Jubel über die Gegenwart der wackern vaterländischen Krieger. Ich meldete mich bei dem General, dessen festes derbes Wesen, in solcher Zeit, Jeden anziehen und gewinnen mußte. Am Abend, auf einem Balle, den die Stadt ihren lieben Gästen gab, sah ich auch General von Bülow, der von Stargard herübergekommen war, um mit York Rath zu pflegen. Dieser gedachte des folgenden Tags über die Oder zu gehen und ich wollte voraus nach Potsdam zurückkehren. Das Geschäftliche war leicht und schnell erledigt. Jede Behörde, jeder Einzelne, befehlend oder gehorchend, arbeitete aus eigener Bewegung eifrigst auf denselben Zweck hin, daher sich Alles von selbst zu fügen schien. Als ich mich dem General York empfahl, fragte ich ihn, was ich in Berlin und Potsdam von seinem fernern Marsch erzählen dürfte; seine Antwort war: „Sagen Sie Allen, daß ich die Franzosen, wo ich sie träfe, angreifen und hoffentlich auch schlagen würde.“

Auf seinen Posten beim Collegium zurückgekehrt, erhielt Keßler am 17. März die frohe Kunde, daß ihm seine Gattin einen Sohn geboren. Am 18. schrieb ihm deren älteste Schwester Eimbeck: „Sie erhielten gestern nur wenige flüchtige Zeilen von mir; aber Sie werden es verzeihlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie bei Nitze (am Schloßplatz) schrieb, umgeben von einer Menge Menschen, welche den eben einziehenden Truppen des York'schen Corps ein ununterbrochenes Vivat zujauchzten. Ihrer Frau geht es gut, und sie würde sich noch weniger schwach fühlen, wenn sie die Nacht nicht durch die unaufhörlichen Freudenschüsse, welche besonders von den Russen aus den Fenstern geschahen, immer wieder geweckt und beunruhigt worden wäre.“ An demselben Tag, an welchem York seinen Einzug in Berlin hielt, unterzeichnete der König den Aufruf an seine treue Landwehr. Es war denn Keßler'n der 17. des März, der Geburtstag seines lieben Sohns, ihm schon durch wichtige geschichtliche Ereignisse ein heiliger geworden. Er eilte nach Berlin, sein Kind und sein geliebtes Weib zu begrüßen.

Durch des Königs Aufruf, der durch alle Zeitungen bekannt

gemacht wurde, trat nun lebhafte Thätigkeit um Potsdam ein. Die ganze Kurmark sollte 20,000 Mann stellen, darunter 3000 Mann Cavalerie. Alle Männer von siebzehn bis vierzig Jahren gehörten zur Landwehr, die von vierzig bis fünfundfunfzig Jahren sollten den Landsturm bilden. Wenn Räthe eines Landescollegiums nicht zu Offizieren gewählt würden, so sollte es ihnen freistehen, von der Landwehr zurück in den Landsturm zu treten. „In jedem Falle", schreibt Keßler seiner Frau, „werde ich freiwillig vortreten, und mich auch dann nicht zurückziehen, wenn ich nicht zum Offizier gewählt werde. Meine nächste Sorge ist, wie ich zu der nöthigen Rüstung gelange. Frage bei Arnim an, ob er mir nicht Pistolen und eine Büchse zum Dienst leihen könne?" Sie antwortete: „Deine bestimmte Erklärung wegen des Eintritts in die Landwehr hat mir schon viele Thränen gekostet, theurer Mann; doch glaube nicht, daß ich verzweifeln würde, wenn deine Ehre und eigene Neigung diesen verhängnißvollen Schritt foderten. Welch ein unsäglicher Trost würde mein Kind mir in dieser schweren Zeit sein!" u. s. w.

Die vorbereitenden Arbeiten zur Bildung der Landwehr begannen damit, die Aufnahmelisten der wehrpflichtigen Einwohner zu ordnen, und demnächst die Loosungslisten nach den Geburtsjahren von 1796 aufwärts bis 1773 anzulegen. Die Summe dieser Wehrpflichtigen betrug in Potsdam 1468. Unter angemessener Feierlichkeit wurde die Loosung in den Tagen vom 5. bis 8. April in der Hof- und Garnisonkirche vorgenommen. Der ausdrückliche Wille des Königs, wie das Interesse des Staats, geboten, die bürgerlichen Verhältnisse so wenig als möglich zu stören. Danach wurde zur sorgfältigen Prüfung aller Umstände eine Commission eingesetzt, nach deren gewissenhafter Erwägung alle Diejenigen, die zurückbleiben sollten, gelöscht wurden, und so das Geschäft vereinfacht. Nach der auf die letzten Bevölkerungslisten gegründeten Vertheilung der von den Kreisen und Städten zu stellenden Mannschaften fielen auf Potsdam dreihundertfunfzig Mann Infanterie, achtundvierzig Mann Cavalerie. Als alle Vorarbeiten beendigt waren, erfolgte am 16. April

die wirkliche Aushebung. Diese war schwierig zu bewerkstelligen, wenn man folgende Umstände erwägt. Viele königliche Beamte überwies das Gesetz in den Landsturm. In Erwägung der Wichtigkeit der Waffenfabrikation wurden durch einen besondern Erlaß des Militärgouvernements fünfundvierzig Arbeiter der Gewehrfabrik befreit; eine beträchtliche Schar kräftiger junger Männer war schon auf den ersten Aufruf des Königs nach Breslau geeilt; zum Ersatze des Heeres waren bereits hundert Rekruten ausgehoben und überdies sämmtliche dienstpflichtige Soldatensöhne nach Schlesien gesendet worden. Die Vereidigung der in die Landwehr tretenden Männer erfolgte am 19. April in der Garnisonkirche, wobei die geistlichen Reden der Hofprediger Dr. Ehlert hielt.

Die Landwehrordnung vom 17. März 1813 setzte voraus, daß die zur Landwehr eintretenden Männer die Uniformsstücke, unter Benützung ihrer bürgerlichen Kleidung, aus eigenen Mitteln beschaffen würden. Die Erfahrung lehrte indeß bald, daß jene Voraussetzung irrig war; nur sehr Wenige waren im Stande, sich ohne Unterstützung zu bekleiden, daher die Stadt diese Ausgabe übernehmen mußte. Die Gesammtkosten für die Ausrüstung, mit Ausnahme der durch patriotischen Eifer der Einwohner gesammelten Kleidungsstücke und Wäsche, betrugen 18,000 Thaler — beim Ausmarsch erhielt noch jeder Wehrmann 1/3 Thaler Reisegeld. Die aus Potsdam gestellten dreihundertfunfzig Mann Infanterie waren bestimmt, unter Zurechnung von funfzig Mann der aus der Stadt Brandenburg ausgehobenen Landwehr zwei Compagnien zu bilden, jede mit einem Hauptmann vier Lieutenants, sechzehn Unteroffizieren, drei Spielleuten und hunderteinundachtzig Gemeinen. Keßler's persönliches Verhalten bei dieser von Staatswegen ergriffenen Maßregel war, daß er dem Polizeidirector Flesche erklärte, daß, insofern es die Stadt gern sähe und die vorgesetzte Behörde einem Regierungsrathe die Genehmigung ertheilte, er mit Freuden als Wehrmann eintreten würde, und im Falle, daß bei der Wahl der Offiziere die Augen auf Mitglieder der Regierung gerichtet würden, man ihn als einen solchen betrachten möge, welcher sich nach Gesinnung und leiblicher Be-

schaffenheit zum Kampfe berufen fühle, und nicht blos der Wahl zu Ehren, sondern aus voller Ueberzeugung das Vertrauen seiner Mitbürger zu rechtfertigen sich bestreben werde. Die Folge war, daß er zum Hauptmann gewählt und bestätigt wurde.. Seiner Frau schrieb er: „Hier wird schon tüchtig exercirt, gefochten, geschossen. Du wirst es erleben, daß ich ein recht tüchtiger, kräftiger und muthiger Soldat werde, an dem du deine Freude haben sollst. Jede Noth und Gefahr werde ich leicht überstehen, in dem Gedanken, daß ich in dir und unserm Sohne ein Vaterland und eine Zukunft besitze, für welche ich gegenwärtig jedes andere Gut freudig zum Opfer bringe."

Wir schalten hier einen Brief ein, den Keßler von seinem Vetter Heim, dem potsdamschen Referendar, der als Freiwilliger mit nach Breslau ging, erhielt, da er ein anschauliches Bild gibt sowol von der Kampfeslust der Jugend in der damals bewegten Zeit, als auch der Anstrengungen, die es, besonders dem Unbemittelten, kostete, sich schlagfertig zu rüsten. Er schreibt:

„Breslau den 21. März 1813. Liebster Vetter und Freund! Es sind nun vier Wochen, daß ich von dir geschieden u. s. w. Wegen meines kurzen Gesichts war es gleich anfangs mein Wunsch, bei der Cavalerie einzutreten. Nach meiner Ankunft in Breslau bot ich sogleich alle meine Kräfte auf, mir ein Pferd und die Mittel zu der so kostbaren Cavalerieequipage zu verschaffen. Du kannst denken, mit wie vielen tausend Gängen dies verknüpft war. Vom Morgen bis zum Abend mußte ich unaufhörlich laufen und rennen und war dann so ermüdet, daß ich beinahe stehend einschlief. Alles ist nun glücklich überstanden, ich habe ein Pferd, bin vollständig montirt und morgen werden wir abmarschiren. Bevor ich dir das Ausführliche hierüber mittheile, einige Worte über meine Reise hierher; sie gehört zu den angenehmsten meines Lebens.

Unsere Reisegesellschaft, vierundzwanzig Mann stark, theils Cavaleristen, theils Infanteristen, bestand aus Referendarien, Studenten und andern jungen Männern, welche sich fast alle durch Bildung und heitern Sinn auszeichneten. Eine Anzahl

von Vorspannpferden sicherte gegen allzugroße Ermüdung. In Berlin wurden wir etwas aufgehalten, wegen Besorgniß, feindlichen Truppen auf der einzuschlagenden Militärstraße zu begegnen. Wir entschlossen uns, aller Warnungen zum Trotze, endlich doch abzugehen, zogen mit großem Jubel aus Berlin, und haben auch wirklich auf unserm Marsche keine feindlichen Truppen gesehen. In Schlesien stießen wir auf die ersten Kosacken, die uns als Kameraden begrüßten. Ueberall wurden wir mit Enthusiasmus aufgenommen und auf das Beste bewirthet, besonders in den Städten der Niederlausitz wies man uns Offiziersquartiere bei den Honoratioren an. Wegen der nöthigen Ruhetage für die Cavalerie brachten wir dreizehn Tage auf dem Marsch zu. Nach unserer Ankunft in Breslau verursachte zunächst das Unterkommen, demnächst aber der Entschluß, zu welchem Corps oder Regiment man sich schlagen sollte, mancherlei Schwierigkeiten. Man wünschte einerseits, mit Freunden und Bekannten zusammen zu dienen. Auf der andern Seite wurde der Eintritt bei diesem und jenem Regiment, so bei dem Lützow'schen Freicorps, selbst von bedeutenden Männern widerrathen. Durch die Ansichten derselben habe ich mich bestimmen lassen, die regulären Truppen vorzuziehen und in der Jägerabtheilung, der Garde du Corps, Dienste zu nehmen. Ich wünschte, daß du meinen Entschluß nicht tadeln mögest. Mein Pferd habe ich im Bureau des Staatskanzlers erhalten; es ist ein freiwillig dargebrachtes Geschenk und wurde unter mehren Competenten verloost. Mich traf das Loos. Einige 50 Thaler zu meiner Equipage habe ich mir durch mündliche Vorstellung im Bureau des Staatskanzlers verschafft. Außerdem habe ich noch 15 Thaler durch die Gefälligkeit eines Kameraden erhalten. Da ich zum Betriebe meiner Angelegenheit hier bleiben mußte, und mich nicht nach dem mehre Meilen entfernten Standorte der Schwadron begeben konnte, so habe ich hier auf meine Kosten leben müssen. Die hier herrschende Theuerung hat mich ganz ausgebeutelt. Für Wohnung mußte ich täglich 8 Gr. bezahlen, für Mittagbrot ebensoviel. Bei den Handwerkern überall die höchsten Preise. Sattel und Zeug kosten 30 Thaler. Die

Patrontasche 10 Thaler. Der Stern darauf 7 Thaler. Säbel 10 Thaler u. s. w. Beim Ausmarsch werde ich wenig übrig behalten. Ich weiß nicht, wie ich durchkommen will, da man Reparaturen auf dem Marsch aus eigenen Mitteln bestreiten muß. Vielleicht bist du im Stande, etwas für mich zu thun und mir einen monatlichen Zuschuß von den Beiträgen, die hierzu aufgebracht werden, zu verschaffen. Ich bitte dich dringend, zu thun, was in deinen Kräften steht. Tausend Grüße im Heim'schen Hause. Sage meinem Oheim, daß ich die 4 Friedrichsdor von dem Staatsrathe v. Lecoq erhalten habe" rc.

Keßler sandte den Brief nach Berlin an seine Frau mit dem Auftrage, für den bedrängten Vetter in der Familie zu sammeln und ermächtigte sie, auch für ihn einen verhältnißmäßigen Antheil zuzuschießen. Heim machte als Freiwilliger den ganzen Feldzug mit, gesund, kräftig und unversehrt, während sein liebster Freund neben ihm fiel; er selbst bekam nur eine Kugel durch den Tzako. Nachdem er in Paris mit eingezogen war, nahm er seinen Abschied und kehrte zurück. Auf der Heimreise besuchte er seinen Vater und Schwestern in Effelder.

Keßler nahm täglich in aller Frühe, von 4 bis 5 Uhr, förmlichen Unterricht im Exerciren, bei einem verständigen Unteroffizier der Garde-Invaliden, für ein mäßiges Honorar. Sofort von 5 Uhr an suchte er das Erlernte als Lehrer auf die Compagnie überzutragen. Bei diesem Geschäfte, was doch meist nur die erste Hälfte des Tags in Anspruch nahm, trug er kein Bedenken, seine Frau mit dem Kinde wieder in ihre gewohnte Häuslichkeit zurückkehren zu lassen. Doch kaum waren zehn Tage in ihrer glücklichen Wiedervereinigung verflossen, so wurde diese wieder gestört. Nach den in den Zeitungen verkündeten Siegen an der Saale war ein rasches Vorrücken des großen französischen Heeres und ein nahe bevorstehender Kampf zu erwarten. Bald darauf vernahm man auch von der Schlacht bei Groß-Görschen, der Verwundung der Generale von Blücher, von Scharnhorst und von Hünerbein, und der stets rückgängigen Bewegung der preußischen Armee. Unter solchen Umständen

mußten die Rüstungen der Landwehr eiligst betrieben werden. Der Sturm nahte. Keßler hatte nur eben Zeit, mit seiner Gattin das Beste ihrer Habe in den Keller zu verbergen und vermauern zu lassen, dann schickte er sie wieder nach Berlin unter den Schutz der Aeltern, mit denen sie fliehen sollte, wenn es noth that, im bessern Falle aber, mit ihrer Schwester Henriette, deren Mann von der berliner Landwehr zum Major gewählt worden war, zusammen sich eine Wohnung zu miethen und ihr Loos gemeinschaftlich zu tragen. Am folgenden Tage ließ der Präsident von Bassewitz Keßler'n sagen, „er möge sich mit seiner Compagnie marschfertig halten." Denselben Tag schrieb ihm seine Frau: „Wir sind gestern pfeilschnell gefahren, da wir nahe vor Potsdam einen Nationalgardisten auf den Wagen bekamen, der einen russischen Deserteur verfolgen sollte. Berlin wird befestigt, soll vertheidigt werden, soeben verlangte man vom Vater Spaten, Aexte u. s. w. zu der Schanzarbeit, wie sie Jeder liefern muß. Von Grolman hat wie du Ordre, sich marschfertig zu halten. Lebe wohl, geliebter Mann, bleibe standhaft, wir sehen uns gewiß bald wieder."

Von Grolman's Ordre ging zunächst nach Potsdam, daselbst nahm er sein Quartier bei Keßler. So wohnten in der nur noch spärlich eingerichteten Wohnung die Schwäger beisammen, und die treuen Frauen säumten nicht, ihnen bald einen Besuch abzustatten.

Den 29. Mai schrieb Keßler der Gattin: „Diese Nacht brechen wir auf. So lange ich noch hier in meinen vier öden Wänden hauste, trat mich der Ernst der Sache noch nicht hart an. Man ist ja so lange gewöhnt, sich nicht um Morgen zu kümmern, da das Heute schon seine eigne Plage hat. Nun aber fühle ich mich inniger ergriffen. Dein Vertrauen, die Stärke und Klarheit deiner Seele thun mir innig wohl. Bleibe dir selbst getreu, meine Auguste! und der Himmel wird uns ferner gnädig sein!"

Hier ist noch zu bemerken, daß vor dem Ausmarsche Keßler'n noch ein unangenehmer Vorfall traf. Seine Compagnie hatte nämlich wenige Tage vor demselben eine kleine Meuterei ange-

zetteln. Es kam täglich vor, daß Einzelne von den Behörden der Städte Potsdam und Brandenburg zur Landwehr überwiesene Subjecte sich als körperlich oder sittlich unbrauchbar erwiesen, sodaß Ersatz dafür gefodert werden mußte, der selten ohne Weiterungen zu erlangen war, selbst wenn sich Stellvertreter freiwillig anboten. Man mochte es dem Gemeinwesen ersprießlich finden, da und dort liederliche Bürger, deren Familien ohnedies der Stadt zur Last fielen, auf diese Weise los zu werden. Einer dieser Sorte, ein liederlicher Schuhmacher (Römer aus Brandenburg), der trotz vielfacher Rüge von Seiten seines Hauptmanns stets zu spät und immer unsauber auf dem Sammelplatze erschien, fehlte mehrmals beim Exerciren, weshalb er mit Arrest bestraft wurde. Als er sich nach überstandener Strafe beim Hauptmann meldete, ließ er die höhnische Aeußerung fallen, daß er sich in seinem Arrest sehr wohl befunden habe. Dieses Raisonniren kam dem Major, Herrn von Bornstedt zu Ohren, der sofort ein Standrecht anordnete, dessen Ausspruch „auf mehre Tage gelinden Arrest“ lautete; dieser schien ihm jedoch unangemessen, daher er ihn aufhob und am Abend bei Austheilung der Parole eigenmächtig befahl, den Römer in strengen Arrest zu bringen. So wenig beliebt auch der Bestrafte in der ganzen Compagnie war, ja man ihn sogar gern ausgestoßen zu sehen wünschte, so machte doch diese eigenmächtige Verschärfung eines gerichtlichen Urtels einen sehr ungünstigen Eindruck auf die ganze Mannschaft, sie steckten die Köpfe zusammen und meinten, was dem Römer widerfahre, müsse künftig jeder von ihnen gewärtig sein. Die Offiziere verhehlten sich gegenseitig nicht, wie der Major wol zur Aufhebung des Standrechts, nicht aber, ohne ein neues Standrecht anzuordnen, zur Schärfung der erkannten Strafe befugt sei. Ein Lieutenant machte den Hauptmann noch aufmerksam darauf, wie alle Gemüther aufgeregt zu sein schienen, daher dieser vor dem Auseinandergehen am späten Abend die Unteroffiziere ermahnte, sich ruhig zu halten, ihrer Pflicht eingedenk zu sein und ihm zu vertrauen, der sie alle getreulich vertreten würde, wenn irgend einer eine gerechte Beschwerde haben möchte. Dessenungeachtet,

als am andern Morgen die vier Compagnien des Bataillons antraten und der Major commandirte: „die Gewehre auf!“ so gehorchte die dritte (Keßler's) Compagnie nicht. Der Major wiederholt das Commando scheltend, „daß sie keine Ohren haben,“ aber die Compagnie beharrt auf dem Ungehorsam. Dann treten ein Gefreiter und ein Sergeant vor und erklären, „die Compagnie gehorche deshalb nicht, weil der Major den Spruch nicht gelassen, wie das Standrecht erkannt“. Die Beiden und noch ein Unteroffizier, auf den man Verdacht hatte, daß er der Rädelsführer gewesen, wurden sogleich arretirt. Die Compagnie wurde verwiesen, getrennt von den übrigen allein zu exerciren, wo sie sich ruhig, durchaus musterhaft, folgsam und rasch in ihren Bewegungen gegen ihren Hauptmann zeigte. Der Major machte Bericht an den Divisionsgeneral von Hirschfeld und ließ sich vom Hauptmann, in seinem und seiner Offiziere Namen, die schriftliche Versicherung zur Beilage geben, daß sie sämmtlich vor dem Ausbruche der Meuterei nichts davon gewußt hätten. In dem Berichte sagt Herr von Bornstedt, nachdem er sein Verfahren gegen den Römer erzählt: „Ich hatte Absicht, ihm drei Tage setzen zu lassen, wie es mir nach dem Katechismus erlaubt ist. Denn das Gesetz sagt, daß ein dergleichen Fehler, als der Arrestant Römer begangen hat, nach dem achten Kriegsartikel wenigstens mit strengem Arrest zu bestrafen ist.“ Schließlich trägt er darauf an, die Compagnie gänzlich aufzulösen und unterzustecken.

Am Abend, als sich die Offiziere beim Bataillonschef in dessen Wohnung einfanden, äußerte dieser, daß er selbst in Arrest sei und fragte die Hauptleute vertraulich, ob er nach ihrer Meinung seine Befugnisse überschritten habe, worauf ihm unverhohlen eine bejahende Antwort gegeben wurde.

Unter solchen Umständen ging nun der Ausmarsch vor sich, zunächst nach Brandenburg, wo die Untersuchung des Processes weiter geführt werden sollte.

Am 30. Mai schreibt Keßler seiner Frau: „Heute habe ich meinen ersten Marsch von fünf Meilen zurückgelegt. Staub, Hitze, harte Chaussee, Ungewohntheit der Leute mit der Strapaze &c.,

Alles vereinigte sich, meine Geduld auf die Probe zu stellen. Vor dem Thore in der Mittagshitze, nachdem wir von 2 Uhr in der Nacht auf den Beinen gewesen und nur einmal in einer dürren, Kienheide geruht hatten, mußten wir noch anderthalb Stunden auf den General von Hirschfeld warten, der uns in Augenschein nehmen wollte. Meine Compagnie bleibt morgen noch hier, wegen des fatalen Handels und der darüber schwebenden Untersuchung; die übrigen drei Compagnien gehen vorwärts. Major v. Bornstedt führt das Bataillon an seine Bestimmung, gibt es aber dann ab und wird versetzt."

Am 31: „Meine Lage ist auf besondere Weise unangenehm und peinlich, die drei Compagnien des Bataillons sind diesen Morgen abmarschirt. Auch die meinige war angetreten, ich mußte aber absichtlich zögern, bis der Major von Rohr als Abgeordneter des Generals von Hirschfeld erschien und acht von meinen Unteroffizieren sogleich arretiren ließ. Meine Compagnie mußte Gewehre und Patrontasche abgeben und ohne Waffen exerciren. Ein Scandal vor aller Welt! Es gehört einige Philosophie dazu, bei so unangenehmen Vorfällen noch beharrlich zu bleiben und seine Zwecke getreulich zu verfolgen."

Am 2. Juni erhielt die Compagnie ihre Gewehre wieder. Die Untersuchung, welche die Compagnie bis zum 9. in Brandenburg festhielt, ergab, daß dieselbe schon früher, als sie nur noch Piken und keine Gewehre trug, von des Majors unschicklichem Benehmen beleidigt und im höchsten Grad indignirt worden war. Er hatte, während Keßler auf Urlaub einen Tag in Berlin war, einen durch seine Größe, Stärke, sein stets ruhiges ernstes Verhalten und seine Jahre den Kameraden ehrwürdigen Wehrmann (Fehling, ein Schiffer aus Brandenburg), da er den Kopf, ungeachtet wiederholter Erinnerung, beim Marschiren nicht genug aufrecht hielt, mit dem Säbel auf den Kopf geschlagen, worauf zwei Wehrmänner sogleich die Piken wegwarfen. Diese sollten arretirt werden, alsbald weigerten sich sämmtliche Pikenleute, das ganze erste Glied, zu exerciren und verlangten alle arretirt zu werden. Der Major gab nach, ließ die Leute frei

und nur des andern Tags die Kriegsartikel nochmals verlesen. So war also, wie einer der Unteroffiziere schlau bemerkte, den Wehrmännern durch den Bataillonscommandeur selbst der Weg gezeigt worden, wie sie sich nöthigenfalls Recht verschaffen könnten. Das unter dem 12. Juni publicirte Erkenntniß verurtheilte den oben erwähnten Unteroffizier, als den Anstifter der Meuterei, zu Degradation als Gemeiner und einem Jahr Festungsstrafe. Fünf andere Unteroffiziere zu Degradation u. s. w.

Auguste, die nun mit ihrer Schwester zusammengezogen war, schrieb ihrem Gatten am 4. Juni unter Anderm: „Oft bin ich jetzt in tiefer Trauer versunken und kann mich nicht eher erheben und beruhigen, als bis ich die Versicherung erhalten, daß du nicht unglücklich oder mit deiner Lage unzufrieden bist. Henriette, die gleiches Schicksal mit mir trägt und fast noch trauriger ist als ich, ist mir dennoch eine Quelle des höchsten Trostes, wie ich ihr. Wir richten einander auf, wenn der Muth sinken und das Herz vor Sehnsucht brechen will. So unglücklich wir uns oft fühlen, überwältigt vom heftigsten Schmerze, über die vielleicht Jahre lange Trennung, in Thränen uns einander in die Arme schließend, gesellt sich doch jedesmal die vernünftige Ueberlegung zu uns und stellt uns im hellsten Lichte dar, wie gut und wie rühmlich Euer Entschluß sei, und daß wir dem Himmel danken müssen, der Euch getrieben, mitzuwirken bei der allgemeinen Sache, zu thun was Pflicht und Ehre von Euch erheischt, damit Ihr nicht zu Denen gezählt werdet, die in träger Unthätigkeit nur mit Worten fechten, sich von jedem Gerüchte bald zum äußersten Uebermuthe erheben, bald jämmerlich niederbeugen lassen, die man, von aller männlichen Stärke entblößt, zu mehr als weibischer Schwachheit gesunken sieht, und endlich verachten muß.“

Keßler stand bis zum 9. Juni in Brandenburg, dann marschirte das Bataillon über Ziesar und Möckern nach Gübs bei Magdeburg. Der inzwischen abgeschlossene und bekanntgewordene Waffenstillstand versetzte irrthümlich Alles in die tiefste Betrübniß, vornehmlich aber die mit Muth und Kampfeslust sich bereit gestellte Landwehr, die sich nun für ganz unnütze Knechte ansah,

da Jedermann den verhaßten Waffenstillstand für einen Vorboten eines schimpflichen Friedens ansah. Keßler vornehmlich war sehr unmuthig und wurde noch mehr dazu angeregt durch die entrüsteten Briefe seiner Frau, welche die Stimmung der ganzen Stadt theilte. Am 15. rückte die Landwehr wieder Brandenburg näher, denn nach Rönnebek in den ruppiner Kreis. Auf dem Zuge dahin machte Keßler die Bemerkung, daß seine Landwehrleute noch viel mehr abgehärtet werden müßten, wenn nicht zuletzt nach und nach alle ins Lazareth geschickt werden sollten. Dies galt besonders von den Städtern, während die vom Lande sich noch leidlich hielten. Es schien, daß in Rönnebek die Zeit des Waffenstillstandes verbracht werden sollte, man ließ sich also, so gut es gehen wollte, häuslich daselbst nieder. Keßler befand sich in dem Kreise, dessen Departementsrath er als Civilist war, wodurch er einigen Vortheil hatte, da ihm Alles bekannt und er selbst allgemein dort geliebt und geschätzt wurde, auch lag der Ort seines Aufenthaltes so nahe an Berlin, daß er ohne Bedenken ein paar Tage dahin konnte, um sich im Zusammensein mit den Seinigen Muth und Kraft zu holen zu dem ihm bereits sehr langweilig werdenden Exerciren. Er verkannte indeß nicht, daß diese Zeit der Ruhe für Ausbildung und Uebung der Mannschaft äußerst ersprießlich, ja nothwendig war, um ihnen den nöthigen Soldateneifer, Pünktlichkeit rc. beizubringen.

In seinem allzeitigen Trost erhielt er fleißig Briefe, sowol von seiner Frau, als auch von seiner hochverehrten Gönnerin und Freundin, Frau Präsidentin v. Bassewitz, die durch die Stellung ihres Gemahls mit allen öffentlichen Verhältnissen und Ereignissen, die sonst geheim gehalten wurden, vertraut war, ihn stets in Kenntniß mit dem Wichtigsten erhielt, und wenn es schlimm stand, ihn mit den erhabensten, herrlichsten und religiösesten Trostgründen zugleich zu beruhigen suchte. Präsident von Bassewitz kam selbst nach dem ruppiner Kreise, um die Landwehr und deren Vervollkommnung in Augenschein zu nehmen.

Auch vom Vetter Heim, der im Corps der freiwilligen Jäger während des Waffenstillstandes in Schönborn bei Strehlen stand,

erhielt Keßler einen Brief. Dieser gibt Zeugniß, in welcher Art man die Kräfte dieses Corps, welches die beste, gebildetste Jugend des Staats in sich faßte, gebrauchte. In den Gefechten bei Bautzen und Hainau war es voran, bei Rückzügen mußte es zwischen dem kämpfenden Heere und dem Feinde sich halten und tiraillirend den folgenden Feind aufzuhalten suchen, wobei die jungen Leute zu Dutzenden verwundet wurden und fielen und den größten und angesehensten Theil ihrer Offiziere verloren. Dabei hatten sie oft, und namentlich vor der Schlacht bei Hainau, drei Tage keinen Bissen Brot zu essen, und Denen, welche kein Geld hatten, war auch jedes andere Labsal, Wein und Schnaps, was die Marketender verkauften, versagt, sodaß, wie Heim sagt, die Spannung in der Sonnenglut, Hunger, Durst, die Wuth und der Taumel des Gefechts Alles in einen tödtlich erhitzenden Zustand versetzte. Heim gehörte zu Denen, die kein Geld besaßen, also aller Labung entbehrten, aber sich doch gesund erhielten. Der Brief schließt freudig, da ihm eben die Nachricht zukam, sich auf der Kriegscasse seines Corps einzufinden, um eine Geldsumme zu erheben.

Die geschilderte Noth Heim's witzigte die Frauen, ihren Männern bei der Aussicht auf den wiederbeginnenden Krieg so viel Geld als möglich aufzunöthigen. „Du mußt mindestens 20 Friedrichsdor bei dir haben, schreibt Auguste an Keßler, wenn ich auch unterdessen nichts besitzen sollte, ich werde deshalb nicht verderben. G. gebraucht auch diese Vorsicht und läßt sich von Henriette so viel Geld als möglich schicken. Wie grausig und doch schön ist die Erneuerung des Kampfes!" In Berlin traf plötzlich der König ein, gleichzeitig wurde die kurmärkische Landwehr dahin beordert, um vor dem Könige die Revue zu passiren. Viele der Landwehrmänner hatten bisher nur noch Piken und keine Gewehre. Keßler marschirte mit seiner Compagnie über Oranienburg, wo über die Ostsee von Stettin eben angelangte englische Flinten und die nöthigen Patrontaschen überliefert wurden, um auch die letzten Spieße abzulegen und gleichförmig gerüstet vor der Majestät auftreten zu können.

Am 21. Juli auf dem Exercirplatze in der Nähe des Thiergartens wurde die Heerschau zur allerhöchsten Zufriedenheit Sr. Majestät abgehalten. Auch auf die Bevölkerung Berlins machte die gute Haltung der Truppen einen sichtbar erhebenden und begeisternden Eindruck. Unmittelbar darauf marschirte die Landwehr gegen die Elbe in die Nähe von Magdeburg. Das Bataillon der Kurmark erhielt zwar an Stelle des Herrn von Bornstedt einen andern Chef, hatte sich dadurch aber nicht verbessert, daher die Sorge der Capitaine stieg, je näher die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Kampfes trat. Der neue Major pflegte zu sagen, wenn es irgendwo auf einen Entschluß oder Anordnung, die ihm oblag, ankam: „Das ist Sache der Herren Capitains." „Da wir vier in bestem Einvernehmen stehen," sagt Keßler, „so war bisher keine Gefahr dabei; aber was soll daraus werden, wenn es Ernst wird und überall ein Wort, ein Moment entscheiden soll? In wieweit wir uns durch eine abermalige Veränderung verbessern, ist bei der Schwäche der meisten alten Stabsoffiziere sehr zweifelhaft. Allein das ist gewiß, daß wir uns nicht verschlechtern können."

Keßler stand in Platow bei Genthin. In der Nacht vom 29. erhielten sie Marschordre, sie gingen am 30. nach Burg und wurden dicht vor Magdeburg geführt; allein das Bataillon mußte in der Nacht wieder nach Burg zurück, fand alle Quartiere besetzt, eilte nach Genthin und von da wieder nach dem gänzlich verarmten Dorfe Platow. Auf gleiche Weise kam eine Menge anderer Truppen zurück. „Diese Confusion," meint Keßler, „thut unberechenbaren Schaden, indem sie die Geduld der Leute erschöpft und ihnen das Vertrauen zu den Befehlshabern raubt, womit ihnen nothwendig auch der Muth ausgehen muß. Alles natürliche Folgen der Maßregel, daß man die Leitung der Bewegung alten Schwachköpfen anvertraut."

Keßler klagte schon längst, daß er kein Pferd zur Disposition habe, was ihm doch als Hauptmann gebühre und ihm auch wiederholt zugesagt worden war, aber immer wurde er hingehalten. Nachdem seine Ungeduld durch das zwecklose Hin- und

hermarschiren aufs Höchste gesteigert ward, beklagte er sich alles Ernstes bei dem Brigadier, daß er noch immer nicht beritten gemacht worden sei. „In einer Viertelstunde hatte ich mein Geld meldet er der Gattin, und in der nächsten ein Pferd sammt Sattel und Zeug. Die Compagnie freut sich nicht wenig, daß sie nun einen Reiter an der Spitze hat."

Während des Hin- und Herschiebens der Truppen wurde inzwischen jeder ruhige Tag benutzt, die kriegerische Uebung und Ausbildung der Wehrmänner zu vervollständigen. So war während der kurzen Rast in Parchen den Hauptleuten ein Wink gegeben, auf ihrer Hut zu sein gegen einen möglichen nächtlichen Ueberfall. Die vier Compagnien standen alle der Reihe nach in Schlachtordnung an der Elbe. Keßler machte sich sogleich mit dem Terrain und allen Oertlichkeiten der nahen Dörfer bekannt, um auf alle Fälle Bescheid zu wissen. Eine Nacht war mit vergeblichem Patrouilliren von beiden Seiten verstrichen, als Keßler'n die geheime Ordre zuging, die vierte Compagnie zu überfallen und wo möglich aufzuheben. Seine Disposition war augenblicklich gemacht, und das Unternehmen so gut ausgeführt, daß er die ganze Mannschaft sammt dem Capitain jener Compagnie aufhob, zu dessen nicht geringem Verdruß, da er ein gedienter Linienoffizier war und ihm der Streich von einem Neuling, einem Civilcapitain gespielt wurde. Der Major verhielt sich bei dergleichen nächtlichen Uebungen ganz ruhig im behaglichen Quartier und meinte nach seiner diesmal ganz passenden Lieblingsphrase, „das ist die Sache der Herren Capitains."

Nachdem das Bataillon einige Zeit in Genthin gestanden, wurde das ganze Landwehrregiment in starken Märschen über Brandenburg und Spandow, in die Dörfer Blankenburg, Malchow, Lichtenberg bei Berlin gezogen und dann nach Berlin selbst verlegt, und der zweiten, unter Generalmajor von Dobschütz neuformirten Division des vom General Grafen von Tauenzien commandirten vierten Armeecorps einverleibt. Diese Division bildete den linken Flügel des unter das Obercommando des Kronprinzen von Schweden gestellten Nordheeres. Der Kronprinz hatte sein

Hauptquartier in Charlottenburg, in dessen Nähe die [illegible] in musterhaft geordnetem Lager standen. In Berlin wimmelte es von Truppen aller Gattung. Niemand zweifelte an der Eröffnung der Feindseligkeiten, indeß wußte man nichts Bestimmtes von Dem, was in der Nähe vorging. Erst die Zeitung vom 19. August brachte den Aufruf des Kronprinzen vom 15. an die Nordarmee.

Die kriegerischen Bewegungen rückten Berlin immer näher, wie der Donner der Kanonen und die [illegible] Feuersäulen kund gaben. Im Heere selbst schwebte [illegible] noch ganz im Dunkeln, bis am 21. um Mitternacht Generalmarsch geschlagen wurde, und Alles nach dem Sammelplatze [illegible] Dönhofsplatze eilte. Der Ausmarsch verzog sich, bis der Morgen graute. Schon nahe an der Stadt begegneten dem Heere Bauernwagen mit ganzer Familie und [illegible] Habe beladen, welche durch die brennenden Dörfer [illegible] und Zossen geschreckt, Sicherheit in der Hauptstadt suchen wollten. Nach Süden zu marschirend langte das Bataillon gegen Mittag in Kienitz an. Der Anblick der Flüchtenden, der Mangel an Verpflegung vor dem Ausmarsche, die entbehrte Nachtruhe, war nicht geeignet, den Muth der Leute sonderlich anzufachen. Dagegen hob der immer näher vernehmbare Knall der Kanonen und bald auch der Flinten die Herzen der Wehrmänner. Sie [illegible] südlich von Klein-Kienitz auf dem [illegible]berge aufgestellt, gewahrten mehre brennende Dörfer, vernahmen nahebei lebhaftes Tirailleurfeuer, doch vor ihnen zeigte sich kein Feind, wogegen sich nach Mittag der Hunger sehr fühlbar bei den Soldaten meldete, sodaß bei dem Mangel aller Verpflegungsanstalten, trotz aller Strenge der Offiziere, es nicht möglich war, das Dorf und Rittergut Kienitz, welches zufällig dem commandirenden General gehörte, vor einer gelinden, auf Hühner, Gänse, Kartoffeln und Futter sich beschränkenden Plünderung zu schützen. Mit dem Einbruche der Nacht wurde [illegible] marschirt, wo westlich vom Dorfe die Windmühle im Rücken ein Bivouac bezogen wurde. An Stroh war nicht zu denken,

doch fehlte es nicht an Holz, sodaß die munter lodernden Wacht-
feuer der Nässe und Kälte das Gleichgewicht hielten. „Die Lage
war zu neu,“ sagt Keßler, „das Gemüth zu gewaltig gespannt,
die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ließen keinen
Schlaf, keine Müdigkeit in dieser ersten Kriegsnacht verspüren,
bis daß der Tag anbrach. Die Feinde hatten nur die durch
Wald und Sumpf beengte Straße von Jänsdorf her, auf welcher
sie zu debouchiren suchten. Mit lautem Jubel wurde der erste
Kanonenschuß begrüßt, dessen Kartätschenkugeln über unsre Köpfe
pfiffen und hinter uns prasselnd in die Windmühle schlugen. Der
Empfang unsererseits war so warm, daß die Angreifenden nach
kurzem Tirailleur- und Artilleriefeuer sich wieder zum Rückzuge
anschickten, dabei aber einige Verwundete zurückließen und einige
Gefangene verloren. Verfolgung lag nicht im Plane, wir sollten
nur Stand halten und mußten unter Gewehr bleiben.“

Im Rücken der Harrenden fanden sich indeß Wagenzüge
von Berlin und der Umgegend mit Lebensmitteln aller Art ein,
die unmittelbar unter die Truppen vertheilt wurden. Keßler's
sorgsame Gattin hatte ihm eigens noch durch eine Marketenderin
einen Korb voll Speise und Trank gesandt und dazu einen Brief
voll treuer inniger Liebe. Sie jubelt am dessen Schlusse, da sie
inzwischen vernommen, daß Alles gut steht, ihr Gatte keinen
Schaden genommen und durch die Zeitungen bekannt geworden,
daß die Schlacht bei Groß-Beeren gewonnen ist. „Aus dem tiefsten
Leid“, schreibt sie, „bin ich zur höchsten Freude erwacht. Ich
singe ein Tedeum.“

Als eben die Division Dobschütz vorwärts ging, wurde
Keßler zu dem Grafen Tauentzien gerufen, der ihm das Ver-
pflegungsgeschäft bei seinem Corps übertrug. So unlieb ihm
dies war, so mußte er doch gehorchen; auch fand er einigen Trost
darin, daß ihm der General sagte, „es sei in Berlin die Bildung
eines Preußischen Kriegscommissariats im Werke.“ Sobald Keßler
den nächsten Obliegenheiten seines Auftrags genügt hätte, machte
er einen eiligen Ritt nach Berlin, um sich von seiner baldigen
Ablösung zu überzeugen und diese möglichst zu betreiben. Es

wie er durch einen zu diesem Zwecke gesandten Regierungsrath abgelöst wurde, trat er wieder bei seiner Compagnie ein. Kessler schreibt: „Dem General von Dobschütz war fast bitter darüber, daß ich mich vom Kriegscommissarius losgemacht. Gott weiß, warum er mich so ganz besonders dafür geeignet hält. Wir kantonirten heute vor Luckau und in der Gegend von Jüterbogk und eben kommt die Nachricht, die Unsrigen seien in Luckau eingezogen. Ist es wahr, so gehen wir wahrscheinlich allesammt vorwärts."

Am 29. August marschirten sie dahin und trafen auf dem Wege schon die zu Gefangenen gemachte Besatzung von eintausend zweihundert Mann, größtentheils Sachsen, welche nach Berlin gebracht wurden. Sie selbst zogen dann weiter gegen Jüterbogk. Man sagte ihnen, die Franzosen seien nach Wittenberg zurückgewichen. „Schon in der Gegend von Rohrbeck", schreibt Kessler, „nah bei Dennewitz, mehre Meilen entfernt von der Elbe, am 2. September wurden wir durch abwechselndes Flintenfeuer gewahrt, daß in unserer Nähe noch Feinde zu vertreiben seien. Wir drangen an diesem Tage vor bis in die Nähe von Zahna, wo in der Nacht auf einer, durch lichtes Kienenholz gedeckten Lagerstelle Halt gemacht und zugleich jedes Wachtfeuer streng untersagt wurde. Unsere Patrouillen überzeugten sich bald, daß vor unsern eigenen ausgestellten Posten noch eine Kosackenlinie (von Czernitscheffs Corps) gezogen sei, daher wir uns ohne Gefahr vor Ueberfällen der Nachtruhe auf schönem Heidekraut überlassen durften. Am Morgen, als wir bei lebhaftem nahem Kanonen- und Gewehrfeuer aus dem Kienenbusch gerückt waren, erblickten wir vor uns Zahna in Flammen. Unser zweites Bataillon war dem Feinde auf den Fersen gefolgt, der seinen Rückzug durch Anzünden des armen Städtchens zu decken suchte. Wir drangen weiter vor, das brennende Zahna links lassend, bis zwischen Bülzig und Euper, wo in einem hügeligen, von Kienenbüschen durchschnittenen Terrain, gelagert wurde."

Wenn am 3. September das zweite Bataillon sich brav geschlagen und großes Lob von den höhern Offizieren geerntet

hatte, so kam am 4. September die Reihe ans erste Bataillon. Kaum tausend Schritte von unserm Bivouac stießen wir Vormittags auf den Feind und wurden in ein den ganzen Tag anhaltendes Tirailleurgefecht verwickelt, in welchem allmälig alle drei Glieder abwechselten, so daß gegen Abend fast alle Patronen verschossen und in mancher Compagnie kaum noch einige diensthähige Feuersteine aufzutreiben waren. Aber es war auch eine Lust, im dichten Kugelregen Zeuge von dem Muthe, dem Eifer und der Unerschrockenheit der wackern Leute zu sein *). — Da der Feind nicht zum Weichen zu bringen war und ebenso wenig uns zurückzuwerfen vermochte, so erhielt sich das Gefecht den ganzen Tag auf derselben Linie. Gegen Abend mit der Dämmerung schwieg das Feuer und wir zogen uns auf unsere nahe Lagerstelle zurück. Nicht nur die eigenen höhern Offiziere, sondern auch mehre vom Bülow'schen Corps begrüßten uns und überhäuften uns mit Lobsprüchen über unser Verhalten an diesem Tage.

An seine Frau schreibt Keßler: „Trotz des großen Hungers, der seit mehren Tagen in hohem Grade bei uns herrscht, haben sich unsere Leute in dem entsetzlichen Kugelregen musterhaft gehalten. Wir durften nicht vordringen, sondern nur unsern Stand behaupten, daher die Sache an sich von keiner Wichtigkeit war, und fast nur als eine Probe für die jungen Soldaten erschien; dafür ist freilich das Lehrgeld fast zu hoch; wir haben siebzig Verwundete und zwei Todte bei dem Bataillon. Könnte ich dir mit einiger Ruhe schreiben, so würde ich dir herrliche Züge von dem Muthe und der Unerschrockenheit unserer ganz neuen Truppen erzählen. Allein ich schreibe knieend auf meinem Tornister, welche Stellung nicht lange auszuhalten ist. In den beiden letzten Nächten hatten wir weder Stroh noch Gesträuch zum Obdach oder Unterlage, dennoch preisen wir unser Glück, da der Himmel jetzt so rein und der Mond so klar ist. Sonst betete ich mit verschlossenen Augen, jetzt aber sehe ich immer in die hellen Ge-

*) Hier erzählt Keßler mehre Einzelheiten, welche die Tapferkeit der Neurekruten, unter Anführung ihrer Namen.

stille des Nordpols; und wie ganz anders betet sich's da! Mit himmlischer Freude gedenke ich dein und unseres Kindes und danke Gott für das Glück, an einem so herrlichen Kampfe Theil nehmen zu können. Du glaubst nicht, welches erhebende Gefühl die Gefahr, das Schweben zwischen Erde und Himmel für die Gerechtigkeit und die gute Sache in dem Menschen weckt."

Weiter erzählt Keßler in seiner Denkschrift: „Den Leuten wurde gestattet, auf den umliegenden Feldern spärlich gesammelte Kartoffeln zu kochen. Doch ehe noch dieses geringe Labsal für die hungrigen Krieger gar sein konnte, fielen Kanonenschüsse und mehre Paßkugeln mitten durch das Feuer und die Kochgeschirre. Augenblicklich wurde zum Antreten commandirt.

„Die Tirailleurs des Bataillons mußten sogleich vor, in dem buschigen, durchschnittenen Terrain den Feind zu begrüßen; links vor uns fuhr eine halbe Batterie auf einen etwas freien, die Angreifenden beherrschenden Hügel; kaum aber waren die Geschütze einmal abgebrannt, als sie eiligst wieder zurückgezogen werden mußten. Das ganze französische Heer entwickelte sich vor unserm schwachen, nur eine halbe Division starken Häuflein; die andere Hälfte stand mit General v. Tauentzien bei Seyda. Es erfolgte allgemeine Ordre zum Rückzuge. Das niedergebrannte Städtchen Zahna bildete auf unserer Rückzugslinie ein Defilee, was Geschütze und Reiterei wegen der ober- und unterhalb liegenden tiefen, von Gräben durchschnittenen Wiesen, nicht umgehen konnten, dagegen von der Infanterie ohne Schwierigkeit zu passiren war. Bald gewahrten wir die uns auf dem Fuße folgenden Cavalleriemassen. In solcher Bedrängniß fand unsere kleine Schaar Rettung in dem der Reiterei unzugänglichen Wiesengrunde und dem Defilee des Städtchens, an dessen nordöstlichem Ende auf einer Anhöhe unsere aus Seyda zur Hülfe herbeigeeilten Kameraden, mit einer Batterie eiserner Kanonen (Alles, selbst das Riemenzeug nagelneues englisches Fabrikat) aufmarschirt waren und die verfolgenden Feinde Halt zu machen nöthigten. Wir setzten über die Wiesen und jenseits auf dem freien Felde gelang es den Offizieren leicht, ihre Leute zu ordnen. Den Major, der

durch seine widersprechenden Befehle Alles zu verwirren drohte, kam wieder zur Besinnung und commandirte: „Halt, Front, Feuer!“ Die Jenseits von dem Wiesengrunde geschwankten Feinde mochten wenig von der vollen Ladung empfunden haben, ihre Kanonenkugeln dagegen schlugen verderblich durch unsere Reihen; indeß waren die Leute befriedigt, sich entschlossen und wehrhaft gezeigt zu haben, der Rückzug wurde ferner mit Ordnung fortgesetzt. Der General v. Dobschütz kam an uns vorüber, von seinem müden Roß herab den Soldaten Muth einsprechend, „wie wir heute ein kleines Häufchen gegen ein ganzes Heer zwar Fersengeld geben mußten, jedoch mit Ehren, und morgen mit unsern Kameraden vom dritten Armeecorps vereint, würden wir die Feinde mores lehren!“ Jubelnd wurde dem braven Führer ein donnerndes Hurrah gebracht. Mancher Kamerad, vom Geschütz erreicht, stürzte zwar, und es war nicht möglich, schwer Verwundete mitzunehmen, indeß war die Menge in der besten Stimmung. Mit der Dämmerung ließ die Verfolgung nach, und wir zogen uns in anständiger Haltung zurück bis vor Jüterbogk, wo wir des Nachts ankamen. Von meinen beiden Dienern mit den Pferden, deren ich jetzt zwei habe, hatte ich nichts wieder gesehen. Mantel und Tornister waren als Decke und Kopfkissen zum Nachtlager auf der nackten Erde unersetzlich. Ausgehungert wie wir waren überlegte ich, nach Ausstellung der Vorposten, mit Graf Keyserling, ob wohl, während die todtmüde Schaar in Schlaf versank, ein Versuch zu machen sei, sich in der mit dem Hauptquartier angefüllten Stadt Jüterbogk einige Nahrung zu verschaffen. Ich ging zuerst. In einem Gasthofe brachte mir eine mitleidige Magd für Geld und gute Worte einen Teller voll kräftige Suppe mit Fleisch. Ich kehrte gestärkt, um meinen Kameraden abzulösen. Dieser hatte einen Freund dort und kam nach einer Stunde, mit Speise und Trank gelabt, und mit einer Flasche Rum zurück. Dieser mir unvergeßliche liebe Kamerad und ein anderer Lieutenant *) nahmen mich während der Nacht in ihre Mitte und

*) Malachowski.

deckten mich mit den Zipfeln ihrer Mäntel. Uns so gegenseitig erwärmend, genossen wir einige Stunden erquickenden Schlafes."

„Am Morgen des 6. September vernahm man laute Klagen unter den Truppen, hungerig hatten sie sich niedergelegt, daher die Ruhe sie nicht gestärkt hatte. Unser Brigade-Major v. Bredow beorderte mich, vom ersten, und Hauptmann von Bredow vom zweiten Bataillon, an den General von Dobschütz, um wo möglich einige Stärkung für die ermatteten Wehrmänner auszuwirken, welche heute den dritten heißen Tag durchkämpfen sollten. Nur eine kurze Strecke auf dem Steindamm vor der Stadt begegneten uns die Generale von Tauenzien und von Dobschütz, wir richteten unsern Auftrag aus, erhielten aber vom General von Dobschütz die Antwort: „Dazu ist jetzt keine Zeit, meine Herren, sehen Sie dort bei Rohrbeck den Staub der feindlichen Colonnen, sie werden uns sogleich angreifen, eilen Sie zum Bataillon. Sie verstehen das noch nicht; wenn den braven Wehrmännern nur wieder einige Kanonenkugeln um die Ohren pfeifen, so sind Hunger und Durst sogleich vergessen. Wir müssen dem Feind heute bezahlen, was wir ihm gestern schuldig geblieben sind!" — So waren wir abgefertigt und standen in wenig Minuten an der Spitze unserer Compagnien. Das Bataillon marschirte sogleich ab nach den Anhöhen von Kapan. Noch während dieses Aufmarsches erhob sich der Donner des feindlichen Geschützes, und bald prallten aus weiter Ferne schwere Kugeln über und durch unsere Reihen, ganz der Verheißung des Generals gemäß, elektrisch auf Diejenigen wirkend, welche vor Ermüdung liegen zu bleiben drohten. Wir versuchten, uns eine Zeit lang beim Gute Kapan, unter dem Schutze der Gebäude, Gartenzäune und dergleichen tiraillirend, zu halten, mußten aber bald der andringenden Uebermacht weichen. Die Erde bebte von dem Krachen der Hunderte von Feuerschlünden. Längs der Straße von Jüterbogk nach Treuenbrietzen zogen wir uns in langsamer rückgängiger Zickzackbewegung in geschlossener Ordnung und besonnener Vertheidigung, allmälig links. Abwechselnd öffnete die Linie der Infanterie Zwischenräume zum Auffahren der Batterien, welche uns dadurch merkliche Er-

leichterung gewährten, daß sofort alle feindlichen Geschütze auf sie gerichtet wurden. Allein keine unserer Batterien vermochte mehr als zwei bis drei mal zu feuern, dann protzten sie rasch wieder auf und jagten zurück. Der schwere Dienst der Artillerie wurde uns hier recht anschaulich, wo im schärfsten Feuer aus weit überlegenem Geschütz der Artillerist zerschmetterte Räder wechseln, verwundete oder gefallene Pferde abschirren, die tauglichen umspannen muß, betäubt vom Knall, in Pulverdampf gehüllt, durch ricochettirende Kugeln mit Sand und Steinen überschüttet wird. Den gräßlichsten Eindruck machten einige Haubitzenkugeln, welche in die Reihen der Infanterie schlugen und platzten. In umgekehrter Kegelform flogen Kleidungs- und Waffenstücke und zerrissene Gliedmaßen in die Höhe. Ich habe indeß nirgend in meiner Umgebung an den Wehrmännern bedenkliche Gemüthsbewegungen wahrgenommen. Für die Verwundeten hielten in mäßiger Entfernung mit Stroh versehene Bauerwagen, zu großer Beruhigung der Gesunden."

„Der Himmel war klar, das Terrain vor uns, mit den Dörfern Dennewitz und Rohrbeck, vollständig zu übersehen; Jeder konnte sich überzeugen, daß wir von einem weit überlegenen Feinde gedrängt wurden; aber daß wir ihm schon mehre Stunden Widerstand geleistet, daß er uns nicht längst zermalmt hatte, bestärkte uns in dem Glauben, daß er sich nicht sicher fühle, daß unsere Freunde zur Rechten uns heute nicht im Stich lassen würden, und unsere Flankenbewegung bezwecke, uns allmälig dem Bülow'schen Corps, den Schweden und Russen zu nähern und uns an dies größere frische Heer als linker Flügel anzulehnen. Aemsig nach Westen hin spähend, sah ich endlich Truppencolonnen und schnell fuhren zu den Seiten und aus den Zwischenräumen derselben Blitze hervor und alsbald erfolgte ein furchtbarer Donner. Mit bisher nie vernommener Wuth erhoben sich jetzt zahllose Feuerschlünde und schleuderten den Tod in die feindlichen Haufen. Eben in der Mitte der Schlacht kamen wir etwas zu Athem, die Feinde drängten nicht mehr auf uns ein, die Entscheidung lag jetzt anderswo und leitete den Stoß von unserm

Häuflein ab. Das Gefühl des Sieges wurde indeß wach und steigerte mit jeder Minute den Muth und die Kräfte. Mit Ungeduld harrten Alle des Befehls zum Vorrücken. Es mochte 3 oder 4 Uhr sein, als der ersehnte Augenblick eintrat. Wir stürmten gegen das Dorf Rohrbeck, Kartätschen flogen uns entgegen, Viele wurden verwundet, aber nichts hemmte unsern Lauf. Zwei Quarrés — eigentlich ein verworrener Knäuel von Klumpen von Feinden wurden niedergerannt, meist gefangen, die von Rohrbeck her uns beschießenden Geschütze verstummten und blieben stehen, während die Mannschaft auf den Pferden davonjagte. Das Dorf loderte in Flammen auf, sodaß kein Durchgang mehr möglich war. Hinter uns und zu beiden Seiten rasselten Batterien hervor und sprühten Verderben unter die Fliehenden. Selbst eine umherirrende Colonne polnischer Uhlanen konnte durch das brennende Dorf nicht entkommen und ein Theil derselben fiel in unsre Hände; nur die Bestberittenen entkamen. Von einem meiner Unteroffiziere kaufte ich den Säbel eines gefangenen Offiziers, welchen ich fortan während der Feldzüge von 1813 und 1814 beständig trug und noch bewahre. An der Stelle eines der erstürmten Quarrés hob ich einen leichten Feldkessel vom Boden auf und gab ihn einem Wehrmann in Verwahrung. Neben dem bewahrten Feldkessel hob ich von den unter Leichen und Sterbenden umhergestreuten Gegenständen zwei Bücher auf und steckte sie zu mir. Das eine war ein zerrissenes und zerlesenes Gebetbuch mit Blutflecken bezeichnet, das zweite ein Exercirreglement, nach dem Stempel auf dem Titelblatt einem Hauptmann der italienischen Legion gehörig, auf der Rückseite des Deckels stand geschrieben:

Ho perdo ogni bene, ogni speranza
La virtute mi resta e la constanza.

Die tiefste Rührung durchbebte mich, als ich beim ersten kurzen Halt die Büchlein durchblätterte und jene Worte gewahrte, in dem Gedanken an die harmlosen Söhne des Südens, die hier im Norden, dem Ehrgeize des Weltstürmers, nutzlos geopfert werden. Dabei wurde mein Herz zerrissen durch die Bitte manches Schwerverwundeten um einen Tropfen Wasser, den zu

rächen unmöglich war und nichts übrig blieb, als rasch über den Unglücklichen hinwegzuschreiten.

„Nachdem wir das Dorf Röhrbeck umgangen hatten, dehnte sich schon eine Linie von Kosacken vor uns aus, die den Feind lebhaft verfolgten und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von Gefangenen und Gebliebenen Alles wegzuraffen wußten, was irgend beweglich und tragbar war.

Ziemlich spät, erst bei Langen-Lipsdorf, wo mit einbrechender Nacht endlich Halt gemacht und den Soldaten, nach so großer Anstrengung, Ruhe gegönnt wurde, bekamen wir eine gute Lagerstelle. Noch denselben Abend wurde uns die Nähe großer Vorräthe von Brot angekündigt; am andern Morgen erhielten wir Alles reichlich. Mein erster Gedanke am 7. September war indeß, mein geliebtes Weib von unserm Siege und meiner glücklichen Erhaltung zu benachrichtigen. Papier lag genug auf dem Felde umher; ich nahm einige Bogen auf und ging nach dem Dorfe, um mir Tinte und Feder zu erbitten. — Himmel, welch ein Anblick in diesen nächsten Zufluchtsörtern der unglücklichen Verwundeten, die vom Schlachtfelde sich weggeschleppt, um unter Dach meist zu verschmachten. In Scheunen und Ställen lagen sie dicht zusammengeschichtet, ohne Hülfe, ohne Arzt noch Chirurg. Beim besten Willen war hier kein Beistand zu beschaffen. Von den Unserigen waren nicht weniger verwundet, aber in den Rücken unseres Heeres geschafft, wo alle Heilkunde für sie in Anspruch genommen wurde."

Am 8. September schreibt Nestler ausführlicher noch über die Schlacht und den erfochtenen Sieg. Er sagt unter Anderm: „Die Todten sind mindestens auf drei Quadratmeilen verbreitet; wir gewinnen zwölf bis funfzehntausend Gefangene, mehr denn funfzig Kanonen und eine Unzahl von Munitionswagen und andern Kriegsbedürfnissen. Vieles steht noch in den Wäldern herum. Ich wurde heute commandirt, auf dem Wege der Flucht Kriegseffecten aufzusuchen. Meilenweit liegt Alles voll Gewehre, Fässer, Wagen, Geschirre, verschüttetes Mehl, trockene Gemüse, Pferde und menschliche Leichen, Pulver, Kugeln, chirurgische und

medicinische Vorräthe, leere Koffer und dergleichen. Man hat keine Vorstellung von einer solchen Bestürzung. Menschen und Vieh sind in engern Straßen übergefahren. Noch heute habe ich Verwundete, die zwei Tage und Nächte, ohne einen Tropfen Wasser und irgend einer Hülfe, zwischen den Kienbüschen lagen, zusammengelesen. Gott, welcher Jammer! welches Elend! Die Wuth der Schlacht selbst ist nichts dagegen."

„Als ich Mittag von meinem Commando zurückkehrte, sah ich unser Heer in langen Colonnen aufmarschirt und vernahm einzelne Kanonenschüsse. Einen Augenblick dachte ich an einen unglücklichen Ueberfall; ängstlich eilte ich heran. Da sah ich aber die Gesichter der Scharen nach mir gekehrt, alle knieend und mit entblößtem Haupte. Das ganze Heer sang: Herr Gott dich loben wir, und gab darauf eine dreimalige Salve" u. s. w.

Auguste antwortete ihm am 12.: „Wer vermöchte der Seligkeit Worte zu leihen, die seit deinen Nachrichten mein Inneres durchströmen. In dem heutigen Gottesdienste, der wegen der herrlichen Siege hier abgehalten wurde, habe ich mein dankerfülltes Herz in Gebet und Thränen ausgeschüttet. Taumelnd bin ich gestern mit deinem Briefe von Haus zu Haus gelaufen, Allen mein Glück zu verkünden. Keiner der Freunde, der nicht bis zu Thränen gerührt war, auch unser theurer Vater hat deiner Erhaltung Freudenthränen geweint" u. s. w.

Am 15. Sept. schreibt Keßler wieder aus Botzen, unweit Herzberg: „Soeben erhasche ich einen Moment, wo ich dir melden kann, daß ich gesund und wohl bin, obgleich ich seit zwei Nächten nicht mehr auf der Erde, sondern fast im Wasser oder Schlamm habe schlafen müssen. Jetzt erkenne ich mit Dank, wie sehr mich der Himmel durch die Festigkeit meines Körpers gesegnet hat. Gestern gingen wir hierher. Man sagt, die Franzosen hätten sich in Torgau wieder formirt und müßten in Respect gehalten werden. Da unser Corps jetzt wieder allein und sehr geschmolzen ist, so wird der Respect, den wir einflößen sollen, nicht sehr groß sein."

Am 22. Sept. aus Liebenwerda: „Alles wird krank und elend. Vieles liegt an der Natur der Kriegführung und dem

unseligen Wetter, aber eben so viel an der Behandlung der Obern, die für ihre Person in Hülle und Fülle leben und nach Willkür diesem oder jenem Bataillon oder Regiment wohl oder übel thun. Nun schon gegen fünf Wochen hat keiner unserer Leute sich ausziehen oder reinigen können und sehr selten werden sie an der Glut der Wachfeuer auf einige Stunden trocken. Unsere Equipage ist meist zwei Meilen von uns entfernt, Geld und Wäsche liegen dort. Diese Beschwerden sind ungleich viel härter und dem Heere verderblicher als alle Schlachten. Wir haben dreifach so viel Kranke als Todte und Verwundete".

Am 23. Lager bei Liebenwerda: „Wir sollten heute nach Elsterwerda marschiren. Nachdem wir über drei Stunden marschfertig gestanden und endlich wirklich abmarschirt waren, mußten wir wieder zurückkehren, zum Glück noch ehe die Bauern unser bischen Stroh und Holz, was zurück geblieben war, abgeholt hatten. Nun befinden wir uns auf einmal wieder, Alle wie zu Hause. Drei Offiziere, zwei Unteroffiziere und fünf Wehrmänner leben mit mir in einer Hütte. Einer schreibt — nämlich ich — der andere flickt die zerrissenen Kleidungsstücke des Hauptmanns, der dritte hackt Fleisch, einige sind mit Kochen beschäftigt am großen Feuer vor der Hütte, ein anderer putzt sein Gewehr u. s. w. Gern wäre ich, was eigentlich an mir verdorben ist, ein Maler, um dir dies Alles in lebendigen Bildern darzustellen. Fleisch, Brot und Branntwein haben wir jetzt genug, der Offizier hat auch Speck und dergleichen, aber mit dem Zubereiten und selbst mit dem Geschäfte des Essens, sieht es schlecht aus; hätten wir nicht einige Kessel erbeutet, so brächten wir gar nichts zu Stande. Von der Unmäßigkeit in den Tagen des Stillstehens hat man keinen Begriff, man kann des Tages wohl zehn bis zwölfmal essen und Alles gedeiht und macht tüchtig, einmal wieder mehre Tage hungern zu können. Man lebt eben wie die Raubthiere."

Am 30. meldet Keßler aus Koswig: „Soeben komme ich hier an, um nach Zerbst zum Kronprinzen von Schweden zu gehen, theils als Kurier, theils um mich dort über die Intendantur zu unterrichten, welche man mir über die Länder diesseits

den Elbe übertragen wollte. In Zerbst fährt er fort: „Ich eile dir den Zusammenhang von der plötzlichen Veränderung meines Zustandes auseinanderzusetzen. Auf Anrathen des Generalgouvernements in Berlin hat mich das Generalcommissariat des Hauptquartiers zum Dirigenten der für den Kurkreis von Sachsen und der Niederlausitz zu Jüterbogk zu errichtenden Regierungscommission erwählt. Dieser Wirkungskreis ist unter den gegenwärtigen Umständen schwierig, aber ehrenvoll und überdies einträglich, indem mir monatliche Diäten bewilligt werden. Durch das eigentlich schon beschlossene und jedenfalls unumgänglich nöthige Verschmelzen der sehr geschwächten Landwehrbataillone und Regimenter drohte meine militärische Stellung sehr unangenehm zu werden. Auch würde mich die Langeweile in den Winterabenden und nächtlich im Biwak entweder tödten, oder wenigstens zu vielem Guten und Nothwendigen, was mir im Leben auszurichten vorbehalten sein mag, untüchtig machen. Ich folge daher dem Winke des Schicksals. Wenn ich gleich zu diesem Augenblicke zur Feder zurückkehre, so lege ich darum doch mein kriegerisches Gewand nicht ab. Mein sehnlichster Wunsch ist nur, daß ich bei dem veränderten Wirkungskreise eben so gesund bleiben möge, als im Biwak. Wenn ich am frühen Morgen vom Thau oder Reif benetzt von meinem Strohlager aufsprang, war mir so wohl, so frisch zu Muthe, wie sonst nie im Leben."

Den Zweck von Keßler's Sendung nach Jüterbogk erhellt aus folgender Urkunde, welche ihm in Zerbst ausgestellt wurde:

Par autorisation de Son Altesse Royale le Prince Royal de Suède, Généralissime de l'Armée Combinée du Nord de l'Allemagne, les Soussignés constitués Président et membres du Conseil Général pour les affaires administratives de l'Armée, nomment et constituent par la présente le Conseiller du Gouvernement de la Marche Electorale G. W. Kessler Président de la Commission Locale, qui réside à Juterbogk, pour exercer ad interim en conformité à l'instruction en date du 16 de ce mois le Gouvernement du pays Saxon, en deçà de l'Elbe

et pour y prendre les mesures nécessaires relativement à l'entretien de l'armée. Sur quoi tous ceux à qui il appartient, auront à se regler. Donné au Quartier Général de l'Armée Combinée à Zerbst le 30 Sept. 1813.

De la part du Conseil Général

Suchtelen

Le B. de Tawast. v. Zastrow. de Wirsen. Crelinger.

Auf besondere schriftliche Meldung an den General, Grafen Tauentzien, gab dieser seine Genehmigung zur Uebernahme des Geschäfts.

Die mesures nécessaires relativement à l'entretien de l'armée waren also meine Hauptaufgabe, und ihre möglichst befriedigende Lösung, Ordnung, Sicherheit, Schonung des gequälten Landmanns von selbst zur Folge haben mußte. Wie dieser Zweck zu erreichen, darüber konnte mir das hohe Generalgouvernement keine Anweisung ertheilen; ich mußte mir daher die nöthigen Verhaltungsmaßregeln aus den Umständen selbst ableiten. In Jüterbogk wurde eiligst ein Ausschuß aus einigen Landesdeputirten gebildet und an diese, die Aufforderung erlassen, die Mittel zur Verpflegung der verbündeten Truppen entweder durch Naturallieferungen oder durch Contracte mit zuverlässigen Unternehmern unverzüglich zu beschaffen. Um mich mit dem Präsidenten von Bassewitz in Potsdam zu berathen, mir von diesem einen zuverlässigen Secretär zu erbitten, mich in Berlin bei dem Generalgouvernement zu melden, eilte ich über Potsdam nach Berlin, und kehrte nach rascher Erledigung meiner Geschäfte, auf meinen neuen Posten zurück. — Es war manches Schwierige bei meiner Aufgabe, zunächst die Grenzen des mir angewiesenen Wirkungskreises aufzufinden und die mir übertragenen Befugnisse geltend zu machen. Das Ansehen und die Landeskenntniß des Ausschusses erstreckte sich kaum über die Aemter Jüterbogk und Dahme hinaus. Vom Kurkreise war vorerst das Amt Belzig stets unmittelbar von den Schweden, Russen und dem dritten preußischen Armeecorps in Anspruch genommen, bis Lübbeck und

Lucka herunter waren aber bereits Verfügungen des vom Minister von Stein für die Ober- und Niederlausitz eingesetzten Civilgouverneurs gedrungen. An der Elster, von Schweinitz aufwärts bis Liebenwerda, hatte der in Herzberg residirende Kreiscommissar von Zeschau alle Kräfte angestrengt, um den Foderungen der schlesischen Armee einigermaßen zu genügen, deren ganzer Nachtrab, nach Abbruch der Brücke bei Elster, nordwärts über Seyda und Jüterbogk zum Elbübergang bei Aken zog. Sehr begreiflich war unter solchen Umständen an Sammlungen von Vorräthen durch Naturalleistungen nicht zu denken. Gleichzeitig mußten die Mitglieder des Comités Mittel vorzuschlagen, wie etwaigen Unternehmern der Verpflegung Zahlung oder Sicherheit zu gewähren sei. Einige von dem Generalconseil mir zugewiesene Unternehmer waren bereit, augenblicklich aller Verlegenheit abzuhelfen, wenn ihnen nur vorläufig etwa 30,000 Thaler in Wechseln der angesehensten Kaufleute von Jüterbogk und Dahme zur Deckung eingehändigt würden. Der Augenblick drängte, ich mußte meinen Auftrag erfüllen. Es blieb mir also nichts übrig, als vier bis fünf der vermögendsten Herren beider Orte zusammenzurufen und ihnen die Ausstellung der als Pfand gefoderten Wechsel anzusinnen, jedoch unter dem Versprechen, meinerseits Alles anzustrengen, um vor der Verfallzeit Geld oder sonstige Deckungsmittel zu der Realisirung der Wechsel beizubringen. Als jedoch gegen Mitternacht meine Beredtsamkeit erschöpft war, die Herren aber auf ihrer Weigerung beharrten, mußte ich auf die während der Verhandlung vor der Thür des Zimmers postirten fünf bis sechs Dragoner verweisen und die Herren ersuchen, in Begleitung derselben sofort die Reise nach Spandau anzutreten. Man zog es doch vor, die Wechsel zu unterzeichnen, und des andern Tages war allem Verpflegungsmangel abgeholfen.

Diese Gewaltscene würde mir eine schmerzliche Erinnerung sein, wenn sich nicht die Genugthuung daran knüpfte, meine Zusage gegen die Wechselaussteller vollständig erfüllt zu haben."

Von einem Briefe, den Keßler's treu anhänglichster Kriegskamerad, Graf Keyserling an ihn schrieb, schalten wir hier einen

Theil ein, der er auch so bezeichnend für Keßler's Wesen und Charakter ist. Er schreibt aus dem Lager unweit Dessau am 10. October: Nachdem er ihm über den Stand des Armeecorps, dem Keßler's Compagnie angehörte, Nachricht gibt, fährt er fort: „So leid es uns Allen thut, die wir in so schönem Vereine mit Ihnen lebten, Sie nun und wahrscheinlich für die ganze Dauer des Kriegs, aus unserer Mitte verloren zu haben, so oft und herzlich wir unseres Zusammenlebens uns erinnern, so trösten wir uns mit Ihrer jetzigen Bestimmung, die in mehr als einer Rücksicht Ihnen anpassender ist. Den von Ihnen bemerkten Grund, die unleidliche Unthätigkeit in den Lagern und Winterquartieren fühle ich ganz, und ich bekenne, daß ich Sie oft bewundert habe, daß in einem so durchaus nichtsthuenden Hinleben ein Mann von Ihrem Geiste und bei der frühen und steten Gewöhnung an Arbeiten und Vergnügungen des Geistes, Sie noch so lange die Fassung und gute Laune erhalten haben, die Sie stets, selbst Manchen von uns aufmunternd und aufrecht erhaltend, uns bewiesen haben. Das Hauptresultat hiervon für mich ist, daß ich dem Schicksal innig danke, mich auch nur so lange Ihnen beigesellt zu haben, denn nicht nur habe ich mehre Wochen mit Ihnen angenehmer verlebt, als es ohne Sie mir nie werden konnte, und überdies habe ich einen Mann näher kennen gelernt, dessen Aeußeres gleich im Anfange mir seine nähere Bekanntschaft zu einem meiner lebhaftesten Wünsche machte. Der Himmel sei ferner mit Ihnen. Er erhalte Sie gesund, damit der Körper Das ausführen helfe, was ein heller Geist und ein reines Herz gewiß gut anordnen und leiten müssen. Uebrigens trösten Sie sich, wenn ja einmal eine Art von Sehnsucht nach Ihren bisherigen Verhältnissen Sie anwandeln sollte, damit, daß bei dem jetzigen Bataillonsinterregnum es so traurig bei uns hergeht, als man sich es nur denken kann. Glauben Sie mir, daß nur mein Eifer für die große heilige Sache und meine Anhänglichkeit an die Compagniekameraden mich aufrecht und bei der Stange erhalten" u. s. w.

Am 14. Oct. schreibt Keßler an seine Frau. Nachdem er

ihr alles Nöthige über seine eigenen Verhältnisse und Angelegenheiten gemeldet, sagt er in Bezug auf die politischen Sorgen des Tages: „Von der Stellung der Armeen kann man zwar in unserm Winkel nichts Zuverlässiges auskundschaften, allein der höchsten Wahrscheinlichkeit nach steht unsere Sache sehr sicher. Heute ist der 14. October. Vielleicht daß heute für unser Vaterland die sieben bösen Jahre geschlossen sind."

So weit der erste Theil von Keßler's Denkschrift.

Zweite Abtheilung.

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814.

Diese beginnt mit dem Jubel über Keßler's eingetroffene Ahnung. „Sieg! Sieg! mein geliebter Mann!" — schreibt ihm Auguste am 21. October — „ich bin freudetrunken und möchte mein Glück an deiner treuen Brust ganz empfinden und genießen" u. s. w. An demselben Tage schreibt auch Keßler an die Gattin, sodaß sich ihre Briefe kreuzten. Auch zu ihm war bereits die frohe Kunde von den herrlichen Siegen bei Leipzig gelangt. Am 23. schreibt er weiter: „In voriger Nacht hat mir Bassewitz durch eine Staffette die Aussagen der neuesten Kuriere, welche erst am 20. und 21. aus dem Hauptquartier gereist waren, in der größten Ausführlichkeit mitgetheilt. Als ich diese heute früh meinem Patrioten *) vorlas, warf er mir sogleich 10 Friedrichsdor auf den Tisch für die Verwundeten. Die Goldstücke sind auch

*) Oberst von Brandenstein, interimistischer Commandant der neuen besetzten sächsischen Lande, der mit Keßler vereint die polizeiliche Ordnung der durchmarschirenden Kriegsvölker zu überwachen hatte.

schon heute an die herrliche Bassewitz abgegangen. Gott ist mit uns! Möge er uns auch Weisheit verleihen, seine Güte recht zu erkennen und uns seiner Gnade in Allem würdig zu beweisen! Wenn auch in Waffenthaten das Schwerste vielleicht schon erreicht ist, so bleibt uns doch noch Schwereres zu vollbringen übrig."

Am 22. schreibt Graf Keyserling an Keßler: „Ueber die thatenschweren und folgenreichen Tage vom 16. an, vermag ich nichts zu sagen; mein Herz schwillt hoch auf, wenn ich daran nur denke. Könnte ich doch jetzt das hohe reine Herz meines Keßler an das meinige drücken." — Dem trefflichen Manne war es leider nicht vergönnt gewesen, an der Schlacht und dem Siege Theil zu nehmen.

Auguste schreibt am 25.: „Wie gnädig ist Gott gegen uns! Welch' eine Gunst vor so Vielen, daß unsere Familie, frei von jeder bangen Besorgniß um das Leben irgend eines ihrer Glieder, sich des errungenen Sieges erfreuen kann ꝛc. Du scheinst die Größe desselben noch nicht zu fassen, sonst müßtest du seiner mit mehr Begeisterung erwähnen."

In Berlin hatte man natürlich mehr Gelegenheit, sich von dem allgemeinen Jubel hinreißen zu lassen. Der Einzug des Königs, die Dankfeste, die in allen Kirchen Berlins begangen wurden, ja auch die Truppen hielten auf großen freien Plätzen der Stadt unter freiem Himmel gottesdienstliche Feier ab, alles Das mußte nach so vieler Angst und Sorge begeisternd auf die Bevölkerung der Hauptstadt einwirken.

Am 31. Oct. eilte nun Keßler selbst einmal nach Berlin „an das Herz des treuen Weibes, des geliebten Kindes, in die Mitte der bei den Aeltern versammelten Familie." Auguste setzte er mündlich auseinander, wie seine Stellung in Jüterbogk, nachdem ganz Sachsen von den Alliirten besetzt sei, zwecklos geworden und sich nothwendig in kurzem in ein Generalgouvernement des sächsischen Landes, was in der Hand des Ministers von Stein lag, auflösen müsse. Nach Mittag brach er wieder auf und legte zu Pferde in sechs Stunden die zehn Meilen nach Jüterbogk zurück, die er hinwärts mit gelegten Relais in fünf Stunden gezwungen hatte.

Er machte sofort einen Bericht an den Minister von Stein, in welchem er diesen um baldige Entscheidung ersucht, ob er in den occupirten Ländern noch ferner in Regierungsgeschäften gebraucht würde, oder wieder zu seinem Regiment zurückkehren solle. Die aus der Lage der Sache erwachsende Unthätigkeit Keßler's machte den kräftigen Mann gleich etwas ungeduldig; er schreibt an die Frau unterm 5. November: „Ich würde lieber wieder zu meinen Kriegskameraden in die Langeweile wandern, als länger an einer solchen Sisyphus-Arbeit die Zeit verschwenden. Indeß steht nicht zu erwarten, daß man mir die Feder wieder aus der Hand nehme und mich den Säbel ergreifen lasse. Es gibt jetzt nun gewaltig viel zu regieren, zu administriren, zu inspiciren u. s. w. und Ueberfluß an hierzu brauchbaren Menschen ist nicht vorhanden. Freilich darf ich mich auch der Brauchbarkeit zu solchen Geschäften nicht sehr rühmen, denn mit Manchen, z. B. mit einem russischen Gouverneur, würde ich schwerlich gut fertig werden. Dagegen hat eine Verbindung mit Stein viel Ansprechendes. Er ist ein echter Deutscher, Edler und ein echter Feind Napoleons."

Auf Befehl des Ministers von Stein mußte Keßler am 8. November unverzüglich nach Leipzig abgehen. Dort angelangt sprach er den Minister nur einen Moment, in welchem dieser ihn wegen des Weitern an Eichhorn verwies. Nach den wenigen Andeutungen über Keßler's Befugnisse wußte indeß das Gouvernement selbst nicht recht, was er dort solle. Er schreibt am 16. Nov.: „Ich habe hier gar keine Geschäfte und werde förmlich von Langerweile gequält. Ich habe gestern hierüber an Eichhorn sehr nachdrücklich geschrieben. Stein ist schon am 13. in Frankfurt a. M. angekommen und es wäre möglich, daß ich ihm nachreisen müßte" ꝛc.

Keßler hegte zuweilen den Wunsch, wenn er längere Zeit an einem Orte einem ruhigen Wirkungskreise vorstand, wie z. B. in Jüterbogk, seine Gattin auf kurze Zeit zu sich kommen zu lassen. Doch in Leipzig sagt er: „Jetzt kann ich dich nicht hierher zu mir wünschen. Leipzig ist zur Zeit ein wahres Pesthaus. Man muß so gesund sein als ich, um so sorglos hinleben zu können.

In voriger Woche sind von den hiesigen Einwohnern, mit Ausschluß des Militärs, nicht weniger als hundertvierundsechzig Personen gestorben, was bei einer Einwohnerzahl von dreißigtausend Köpfen, aufs Jahr berechnet, weit über ein Viertel betragen würde."

Die ihm lästige Muße benützte Keßler, sich das Schlachtfeld auf das genaueste zu betrachten. Er schreibt: „Um das Schlachtfeld, und zwar nur in den Grenzen des 18. und 19. Octobers, in Augenschein zu nehmen, habe ich gestern zwei Pferde müde geritten. Durch die genaue Besichtigung des Terrains wurden die hier erschienenen, freilich sehr mangelhaften Schlachtplane, sowie die von neuem aufmerksam nachgelesenen österreichischen, preußischen und schwedischen Berichte, dermaßen ergänzt und verdeutlicht, daß ich ein klareres Bild von der auf Jahrhunderte hinaus größten und zugleich folgenreichsten Schlacht aufgefaßt zu haben glaube als die Meisten, welche dabei gewesen sind. Die Spuren der Zerstörung an Menschen, Pferden und allerlei Kriegsgeräthen sind allenthalben fühlbar und fürchterlich. Nur die Menschen sind in viele einzelne Gräber und ungeheure Gruben verscharrt. Doch habe ich einzelne Leichen, selbst dicht vor der Stadt, an der Elster gefunden, an der Stelle, wo auch Poniatowski den Tod fand. Wahrscheinlich sind diese neuerlich aus dem Wasser gezogen, in welchem man nach Waffen und allerlei Schätzen fischte. Todte Pferde liegen noch nach allen Richtungen umher, sodaß ich auf einem Punkt deren funfzig zählte. Wäre es Sommerzeit, so würde die ganze Gegend verpestet."

Indem Keßler in dieser nutzlosen Unthätigkeit sich eigentlich selbst zur Last war, hatte er noch andere Bedrängnisse: Geldnoth. Sein Gehalt als Regierungsrath zu Potsdam war insofern eingezogen, als er in den Sold eines Hauptmanns im activen Kriegsdienst getreten und an die Kriegskasse überwiesen war. Die Kriegskasse hörte aber augenblicklich auf zu zahlen, sobald der Hauptmann diesen verließ und sie ihn als Präsident bei dem Gouvernement der neubesetzten sächsischen Lande durch gute Diäten (8 Thaler) reichlich versorgt wußte. Gleich anfangs hatte Keßler in der neuen Stellung manche Ausgaben zu machen, welche

diese erfoderten, die aber erst durch längere Ziehung der ansehnlichen Diäten gedeckt werden konnten. Nun war aber seine Stellung zu Jüterbogk nach wenigen Wochen wieder aufgehoben und er durch den Minister von Stein nach Leipzig berufen. Dieser hatte ihm während der kurzen Zeit, in der er ihn daselbst sprach, flüchtig hingesagt, daß er 3 Thaler Diäten erhalten würde. Da nun Keßler bereits früher durch Schaden belehrt worden war, daß man hinsichts des Geldpunkts nicht allzu delicat sein dürfte, sondern lieber den ersten Verdruß nicht scheuen, als nachher unangenehme Monita machen zu müssen, so berührte er auch diesen Punkt bei seinem Schreiben an den auch sonst ihm befreundeten Kammergerichtsrath Eichhorn und setzte ihm auseinander, wie er in Leipzig, bei der enormen Theurung dort, wo er alle Ausgaben selbst und allein bestreiten müsse, unmöglich mit 3 Thaler auskommen, viel weniger Frau und Kind mit davon ernähren könne; wenn ihm nicht mindestens 6 Thaler bewilligt würden, so bäte er, ihn seines etwaigen Auftrags in Leipzig zu entheben und ihn nach Berlin zu entlassen.

Im freundschaftlichsten Tone schreibt ihm der diplomatische Freund dagegen sehr belehrend unter Andern: „Sie dringen überall auf eine ganz genaue Bestimmung Ihres Geschäftsverhältnisses und auf Festsetzung von mindestens 6 Thaler Diäten. Beide Punkte kann ich Ihnen nicht auswirken. Die Versagung des ersten liegt in der Natur der Sache. Den zweiten hält der Minister für unbillig. Sie werden mir zugeben, daß in einer so neuen Bildung, als das eben erst erstandene Generalgouvernement von Sachsen ist, von keiner durchgreifenden Bestimmung nach allen Seiten hin die Rede sein kann. Vorerst zeichnet man die Umrisse des Geschäfts- und Wirkungskreises im Allgemeinen, wie gearbeitet werden soll. So ist das Generalgouvernement von Stein hingestellt. Was nun in diesen Umrissen zu thun, so ist das die Sorge der Männer, welche Stein berufen, daß Jeder in seinem Kreise fortstrebt, die Partie worauf es ankommt, heraushebt und bearbeitet und sich so gleichsam eine Welt schafft. Mit Unrecht können Sie von Stein erwarten, daß er Ihnen ein Stück Arbeit

nach Maß und Gewicht abgrenze und anweise. Ebensowenig können Sie eine nähere Bestimmung vom Generalgouvernement erwarten. Hätten Sie den Versuch gemacht, vorher die Dienstinstruction und die Verfassung des Generalgouvernements genau kennen zu lernen, Ihre Stellung genau auszuarbeiten und in einem schriftlichen Entwurfe dem Generalgouvernement Vorschläge zu machen, so würden Sie nicht lange über Unbestimmtheit und Unthätigkeit in Ihrem Wirkungskreise zu klagen haben. Die verlangten Diäten betreffend, so bleibt, da Sie Ihr Verbleiben in Leipzig davon abhängig machen, nichts übrig, als daß Sie Ihr Verhältniß daselbst aufgeben. Das Generalgouvernement wird keine Umstände machen, Ihnen die Reisekosten von Leipzig nach Berlin zu accordiren.

Sehen Sie es als einen Beweis meines Vertrauens und freundschaftlicher Gesinnung an, wenn ich Ihnen erkläre, daß bei der Art zu denken und zu handeln, wodurch die Sache gleich auf die Spitze gestellt wird und man gleich nach den ersten Dornen und Schwierigkeiten das Buch zumacht, man im Praktischen gleich mit Ende ist und nicht wirken kann, ist man gleich von den besten Gesinnungen erfüllt.“

Kießlow schreibt nun an den Minister Freiherrn von Stein selbst, unter dem 28. November, aus Leipzig:

„Da Ew. Excellenz eigner Befehl vom 6. dieses Monats mich nebst dem Regierungssecretär Knobloch hierher berufen hat, so halte ich es für Pflicht, Hochdenselben einen möglichst gedrängten Bericht über meinen Aufenthalt hierselbst zu geneigter Beurtheilung vorzulegen, bevor ich mit dem pp. Knobloch in Folge des vom Herrn Kammergerichtsrath Eichhorn erhaltenen Schreibens mich von hier entferne“ ꝛc. Nun folgt der Bericht. An Eichhorn aber schreibt er:

„Ihre freundliche Absicht werde ich ebensowenig verkennen als die lange in mir begründete Achtung gegen Sie durch diesen fehlgeschlagenen Versuch, mich in einen würdigen und befriedigenden Wirkungskreis zu versetzen, im mindesten gestört werden kann. Was ich über die Sache selbst zu meiner Rechtfertigung anführen

muß, habe ich an den Minister von Stein gerichtet und da dies ohne Zweifel in Ihre Hand kommt, so spare ich die Wiederholung. Ihre Ansichten sind mir, wie ich offen bekenne, nicht ganz deutlich. Möchte es mir durch jene Rechtfertigung gelingen, Sie zu überzeugen, daß ich aus sehr praktischen Gründen so und nicht anders handeln mußte. Schmerzlich ist es mir, daß der fatale Geldpunkt eine Discussion verlangt hat, die erste dieser Art, zu welcher ich in meinem Leben genöthigt worden bin. Sie würden mich derselben überhoben haben, wenn Sie den sehr praktischen Grundsatz beobachtet hätten, diesen sich jeder Zeit von selbst verstehenden Punkt so zu arrangiren, wie es zwischen Männern von Ehre herkömmlich ist und sich ziemt, so nämlich, daß kein Wort über denselben verloren zu werden braucht."

Am 27. Nov. verließ Keßler Leipzig mit Extrapost, ging bei Pretzsch über die Elbe und über Potsdam nach Berlin. Seine beiden Reitpferde sandte er nach seinem Bataillon unweit Wittenberg, wohin er sich selbst von Berlin aus zu begeben dachte. In Potsdam erfuhr er jedoch von dem Präsidenten von Bassewitz, daß dieser im Begriff stehe, bei dem General von Tauenzien darauf anzutragen, daß Keßler vorläufig noch vom Dienste beim Bataillon entbunden würde, um die Russen, welche von Dresden ab, rechts an der Elbe durch den Regierungsbezirk Potsdam marschiren würden, geleiten zu können. Herrn von Bassewitz schien Keßler's zwiefache Eigenschaft, als Hauptmann und als Regierungsrath, welchem alle örtlichen und persönlichen Verhältnisse des Landes wohlbekannt waren, vorzüglich geeignet, dieses Geschäft zu erledigen, dessen Hauptaufgabe darin bestand, die russischen Truppen, welche aus den östlichen Gegenden und aus den Feldzügen 1812, an keine regelmäßige Verpflegung gewöhnt, in dem erschöpften, verwüsteten Sachsen verwildert waren, alsbald beim Eintritt in preußisches Gebiet zu Ordnung und Mannszucht und schonendem Verhalten gegen die Einwohner zu vermögen, vornehmlich aber auch die bei der in Sachsen herrschenden Viehseuche angeordnete Sperre gegen alles Einbringen von Rindern aufrecht zu halten.

Nur zwei Tage gönnte sich Keßler Rast bei den Seinen in Berlin, dann eilte er nach Potsdam, die nähern Instructionen zu diesem Auftrag in Empfange zu nehmen. Zu Folge dessen sollte er nach Jüterbogk zum General Tolstoi, der ihm als der Commandeur der durchziehenden Colonne bezeichnet wurde. Als er dahin kam, fand er statt Tolstoi, den General Bulatof, welcher sich als Generalmajor unter dem Generallieutenant Markof stehend bekannte, welchen aufzusuchen Keßler wieder rückwärts nach Seyda mußte. Von diesem wurde ihm dann eröffnet, daß Tolstoi gar nicht Commandeur aller durchziehenden russischen Truppen sei, sondern nur der beiden letzten Colonnen, die eben aus Dresden abgingen, wogegen die beiden ersten unter ihm (General Markof) stünden. Es schien Keßler'n also abermals ohne seine Schuld dem ihm übertragenen Geschäfte einige Verwirrung beigemischt zu sein. Er ordnete indeß Alles an, was in Betreff des Einmarsches der beiden ersten Colonnen in die Provinz nöthig schien und erwartete von Potsdam nähere Befehle, ob er mit Markof oder dem wörtlichen Inhalte der Anweisung gemäß mit Tolstoi durchs Land ziehen solle. Den Generalen war es unbekannt, wozu sie mit ihren Colonnen verwendet werden sollten, ob zur Belagerung von Magdeburg oder Hamburg, oder aber zum Beistande des Kronprinzen, welcher mit seinen Schweden in Holstein und Schleswig, Norwegen zu erobern sich anschickte. Keßler schreibt unter dem 7. Decbr.: „Seit ich mich im Hauptquartiere des Generals Markof befinde, hat dieser mindestens viermal verschiedene Befehle erhalten, bald vorwärts durch die Mark nach Mecklenburg, bald rückwärts gegen Torgau. Mein Aufenthalt hier kann nicht angenehm sein, da ich stets Zeuge des Leidens und der Noth des schrecklich verwüsteten Sachsen sein muß. Meine Unterhaltung ist unangenehm und ärgerlich, da die Offiziere des Corps mürrische und widrige Menschen sind, denen es in der Gesetzlosigkeit und Unordnung viel wohler zu sein scheint als in menschlichen und würdigen Verhältnissen." Mit dem General Markof stand Keßler indeß auf freundlichem Fuße und dessen nächste Umgebung hatte er auch bald für sich gewonnen. So schloß sich z. B. ein Major

vom Generalstabe, ein Savoyarde, Namens Mußa, enger an ihn an und nahm beim Marsch gern den schönen Platz neben Keßler in dessen Wagen ein. Von Herrn von Wassiltz, mit welchem ein lebhafter Staffettenwechsel unterhalten wurde, war die Weisung eingangen, bei General Markof zu bleiben und dessen Zug zu geleiten. Keßler's örtliche und persönliche Bekanntschaften in der Provinz kamen ihm sehr zu Hülfe, seinem Marschcommissariate alle Ehre zu machen. So stattete er noch vor dem Eintritt in das preußische Gebiet, innerhalb desselben, einen Besuch bei seinem ehrenwerthen Freunde, dem Landrath von Rochow auf Golzow ab, und ersuchte diesen, den General in seinem wohleingerichteten Hause aufzunehmen, wenn er mit ihm auf brandenburgischem Boden eintreffe. Es wurde gewährt. Herr von Rochow lud zum Mittagsmahle so viel Offiziere, als im Speisesaale Platz finden konnten, ein. Der General, die freundliche Hausfrau an der Seite, im Gesichtskreise um die Tafel herum seine Russen, schien neubelebt und wie umgewandelt. In solcher Stimmung hielt es dann nicht schwer, ihm begreiflich zu machen, wie Keßler'n die strengste Verantwortlichkeit wegen Schutz und Schonung der Einwohner, vornehmlich wegen der in Sachsen herrschenden Rinderpest, auferlegt, die Gendarmen und Dorfschulzen angewiesen seien, jedes Stück Vieh, welches die Truppen etwa bei sich führten und nicht gutwillig jenseits der Grenze zurücklassen wollten, augenblicklich zu tödten, und wie sich fernerhin kein Militär erlauben dürfe, vom Lande zum Transport gestellte Wagen und Pferde länger bei sich zu behalten, als bis zum Einrücken in das Quartier. Dagegen wurde ihm auch die Versicherung gegeben, daß auf preußischem Gebiete ein Jeder die Verbündeten des Königs freundlich aufnehmen und aus allen Kräften bemüht sein werde, den großen gemeinschaftlichen Zweck fördern zu helfen. Der General suchte in seinem gebrochenen Französisch deutlich zu machen, wie gut er den Unterschied einsehe zwischen dem Zustande in der Türkei, Polen, dem verwüsteten Sachsen, und der dagegen ordnungsmäßig verwalteten Mark Brandenburg. Der bejahrte Major Mußa diente auf dem Zuge Keßler'n als Dol-

metscher, und nebenbei als Bewunderer der, von ihm streng gehandhabten Ordnung im Lande.

Keßler schreibt: „Kann man auch in jetzigen Zeiten auf keine großen Annehmlichkeiten in seinen Geschäften Anspruch machen, man mag hingestellt sein, wohin es sei, so muß ich dermalen mit meinem Loose sehr zufrieden sein. Ich kann als Marschcommissarius alle Tage etwas Schlimmes verhüten oder etwas Ungerades wieder gerade machen; ja ich glaube sogar, daß meine bloße Gegenwart schon manchen Unordnungen vorbeugt. Der Verkehr mit dem mir bisher fast völlig unbekannten Russenvolke hat dabei viel Interessantes in meiner Stellung."

Am 17. Decbr. schreibt Keßler von Lenzen aus: „Indem ich bereits nur noch Tage und Stunden zählte, nach deren Ablaufe mein Geschäft vollendet sein würde, bittet mich General Markof auf eine verbindliche Weise, bei ihm zu bleiben. Er will durch den General Bennigsen es bei dem General Tauenzien auszuwirken suchen, daß ich als Commandirter vorläufig in seinem Hauptquartier dienen soll. Du kannst fühlen, wie wenig mir dieser Vorschlag behagt, in welche Verlegenheit er mich setzt. Allein als Soldat darf ich mir nicht beigehen lassen, viel und hartnäckig dagegen zu reden. Ich kann nur eine vollkommene Sicherstellung gegen meine Vorgesetzten fodern und muß gehorchen."

Neben diesem ihm wenig erfreulichen Geschicke traf ihn noch die betrübende Nachricht von dem Tode seines theuren Oheims und Pflegevaters, Hofrath Heim in Meiningen. Aus Lübthene schreibt er am 19. Decbr. an die Gattin, die ihm die Nachricht nebst allen Nebenumständen mitgetheilt: „Der Tod unsers trefflichen Onkels ist mir kaum so traurig als die Vorstellung seines langen schweren Leidens. Kein Mann ist mir von jeher in einer so festen und sichern Thätigkeit erschienen als er, und ich kann es nicht fassen, daß er so lange ein jammervolles Dasein hat ertragen müssen. Der lieben Tante möchte ich gern vom 1. Januar an etwas Baares zur Beihülfe anbieten können. 100 Gulden frk. etwa 60 Thaler unseres Geldes, sind Alles, was unsere Umstände vorläufig erlauben werden. So viel aber müssen wir uns min-

bestens abzusparen suchen. — Die Weihnachtstage werden mir traurig vergehen. Ueberhaupt bietet unser Marsch auf fremdem Gebiete, wo ich mit der Landesbehörde nichts zu thun habe, wenig Interessantes dar. Mitunter mache ich den Vermittler, wo es gilt, den mecklenburger Bauer vor russischer Brutalität in Schutz zu nehmen. Im Hauptquartiere von General Bennigsen wird sich Alles besser gestalten. Da wir indeß mit diesem noch nicht vereint sind, so ist auch meine Bestimmung noch unentschieden."

Am 27. Decbr. rückten die Russen, denen Keßler beigegeben war, in Syk, drei Meilen vor Hamburg, ein. Keßler sagt darüber: „Gleich nachdem wir eingerückt waren, setzte ich mich wieder mit dem Obersten Suwarof in den Wagen, um nach Bergedorf ins Hauptquartier des Generals Bennigsen zu eilen, um dort endlich Gewißheit über meine Bestimmung zu erhalten. Der General Markof hatte deshalb an den General Oppermann, Chef des Generalstabs, geschrieben. Schon auf der Fahrt dahin schien es mir so gut als gewiß, daß jene Männer auf das eigentlich ganz zwecklose Begehren des Generals Markofs, mich bei sich behalten zu wollen, nicht eingehen würden und ich wiegte mich schon in schönsten Träumen des Wiedersehens mit den Meinigen. General Markof schien es nur als Ehrensache zu betrachten, daß ihm ein preußischer Offizier beigegeben werde, weil alle preußischen Generale seines Ranges Russen in ihrer Begleitung haben. Meine Ansicht bewährte sich vollständig, sowol Oppermann als Bennigsen waren der Meinung, daß ich wieder zurückkehren müsse, indem keine genügende Veranlassung vorliege, an den König zu schreiben und für mich die Erlaubniß zu erbitten, daß ich in der Suite des Generals Markof bleibe. General Bennigsen bat mich zu Tisch und gab mir Briefe und Packete nach Berlin mit. Wer war froher als ich!? Am andern Morgen eilte ich zum General Markof, um Abschied zu nehmen. Er war im Begriff, nach Bergedorf zu fahren, um selbst mit dem General Bennigsen zu sprechen. General Markof setzte seinen Willen durch und brachte mir von Bergedorf die Weisung mit zurück, General Bennigsen sei ganz damit einverstanden, daß vom General von

Tauenzien die Erlaubniß für mich eingeholt werde, während der Belagerung von Hamburg als commandirter Offizier bei dem General von Markof verbleiben zu dürfen. Uebrigens wurde mir der angenehme Auftrag ertheilt, einige Depeschen nach Berlin zu bringen und die Gelegenheit zu benutzen, meine Angelegenheiten zu ordnen, meinen Wagen zurückzubringen, meine Pferde kommen zu lassen u. s. w. So reiste ich augenblicklich ab und war in etwa vierzig Stunden in Berlin, um einige glückliche Tage unter den Meinigen zu verleben. In den ersten Tagen des Januar eilte ich zurück."

Erst am 16. Januar kam Keßler nach einer kalten beschwerlichen Reise im russischen Hauptquartier wieder an. Er hatte die Reise bei stets steigender Kälte, meist auf Bauerwagen zurückgelegt. In Lenzen traf er seine Pferde, ritt und fuhr nun abwechselnd mit diesen und kam so nach Bergedorf, wo er erfuhr, daß General Markof nicht mehr in Eyk sei, sondern in Rellingen; wohin er sich sogleich begab. Er fand seinen alten Kameraden Mußa in einem vortrefflichen Quartier, welches er sofort mit bezog. Der General empfing ihn sehr freundlich. Dieser hatte Tags zuvor die Franzosen aus Eppendorf geschlagen, dabei aber mehre Menschen verloren, namentlich seinen besten Capitain, einen Landsmann von Mußa, Namens Colombo.

Keßler schreibt: „Altona ist neutral und weder von Franzosen noch Russen besetzt; die letzten lassen es frei, weil Davoust, der Commandant von Hamburgs Besatzung, die Stadt von Hamburg aus sogleich in Brand setzen kann. Indessen liefert Altona den Russen Geld und Provision. Die Holsteiner sind der deutschen Sache sehr ergeben, schwerlich aber ebenso die Dänen. Von Hamburg erhalten wir täglich durch unsere Spione Nachrichten. Die teuflischen Maßregeln Davoust's überbieten jede Vorstellung. Dennoch schmeichelt man sich, er werde capituliren, wenn nur erst der Kronprinz von Schweden weiter ab sei, mit welchem er, frühern Zwiespalts wegen, durchaus persönlich nicht zusammentreffen mag. Mit Gewalt wird nicht viel gegen Hamburg auszurichten sein. Die Russen haben tiefen Respect vor den Festungs-

werken und den Anstalten des französischen Marschalls. Er läßt täglich die Gräben aufhauen und die Wälle mit Wasser begießen, sodaß sie ganz mit Eiskrusten überzogen sind. Nach der Elbe zu, die jetzt eine völlig feste Eisdecke hat, ist sehr viel Artillerie von dem schwersten Kaliber, selbst Mörser, gerichtet. Den Russen dagegen fehlt es an allem Belagerungsgeschütz und offenbar sind sie auch an Infanterie schwächer als die Franzosen. Mit Kosacken und Baschkiren versieht man zwar den sichersten Vorpostendienst, stürmt aber keine Festungen. Diesen ganz vermummten Kerls ist in solchem Wetter erst recht wohl. Wenn man auf ihre Piquets stößt, Menschen und Pferde ganz weiß von Schnee und Eis, so meint man in Grönland oder wenigstens in Sibirien zu sein."

Keßler fand in Rellingen einen alten Freund, mit dem er in Jena eine längere Zeit ausschließlich umgegangen war, Steck, derselbe, den Keßler auf die Strümpfe brachte bei der beabsichtigten Reise nach dem Ochsenkopf (S. 34). Dieser und die Bekanntschaft des alten berühmten Schauspielers Schröder (in dessen Hause der General Markof wohnte), welchem Keßler einen Besuch machte, gewährten ihm angenehme Unterhaltung, besonders auch Schröder's reiche Bibliothek, die ihm dieser liebenswürdige und interessante Mann zu fleißiger Benutzung anbot. Auch gab es viel Zerstreuung durch die russischen Feste, da die Russen bei ihrer Belagerung herrlich und in Freuden lebten. Keßler berichtet von einem Balle, den der General gab, wo achtundvierzig Hoboisten dazu aufspielen oder blasen mußten; er meint, „hätte der Feind von diesem Balle Wind gehabt, er hätte uns schwerlich in Ruhe gelassen und wenigstens den Versuch gemacht, eine Versammlung von fünf Generälen und einigen Dutzenden von Offizieren auseinander zu sprengen." Zu diesem Balle waren die Hamburger Damen, welche auf den schönen Landsitzen in den Dörfern umherwohnten, eingeladen. „Nach einigen Tänzen" meint Keßler, „schienen diese ihr Elend für den Abend vergessen zu haben, oder wenigstens an die Befreiung von den Franzosen durch die Russen zu denken." Beiläufig bemerkt er auch: „Die Damen

hätten in ihrer äußern Erscheinung offenbar gegen die schönen russischen Sänger zurückstehenden, besonders der litthauischen Uhlanenoffiziere, an deren Spitze ein fünfundzwanzigjähriger Oberst stand, der zum Modell eines Theseus dienen konnte. Bei dergleichen Ballfesten war stets Reinville aus Ottensen (der erste Virtuos der Restaurateurs, früher Adjutant des Generals Dumourier), Unternehmer und Leiter des Ganzen. — Auch wurden religiöse Feste, so das der heiligen Taufe, begangen, aber doch immer auf russische Weise, wo Essen und Trinken die Hauptsache war.

Ueber russisches Unwesen macht Keßler interessante Bemerkungen. Z. B. wie die zur Beitreibung der Naturallieferungen aus Holstein, Lauenburg und Mecklenburg angestellten russischen Verpflegungscommissarien, als hochbetitelte und besternte Herren ihre Hände in den Schooß zu legen pflegten und alle Arbeit preußischen Kriegsräthen zuschoben. Wie ferner die russischen Befehlshaber zumeist im Interesse ihrer nächsten Untergebenen die Zahl der Truppen allezeit viel höher angeben, als sie wirklich ist. — Dann wie unverantwortlich der Beistand von Land und Leuten durch sie beansprucht wurde. Der General Markof schickte z. B. seinen Adjutanten, Capitän Parozi, in den ersten Tagen des Februars eiligst nach Rußland. Der Zweck seiner angeblich dienstlichen Sendung dahin war, auf des Generals Gütern jenseits Moskau nachzusehen, ob die türkische Beute an Pferden und mancherlei werthvollen Gegenständen, aus der Moldau richtig angelangt und in gutem Verwahrsam sei. Behufs dieser Sendung mußten die armen Bauern auf etwa dreihundert Meilen Vorspann geben. — Ferner über das russische Ordenswesen. Ebengenannter Capitän, der nichts weniger als zu den Tapfern des Heeres gezählt werden konnte, indem er allzugern sich mit der dampfenden Pfeife hinter dem Ofen hielt, während der General die feindlichen Linien recognoscirte, daher Parozi's Muth oft der Gegenstand des Gespötts der Kameraden war, sollte

die Reise nach Rußland schon mehre Wochen früher antreten, wogegen er aber einwendete, „wie nach den großen, vom russischen Heere verrichteten Thaten, er sich doch unmöglich im Innern des Landes ohne Decoration sehen lassen könne“, welches Bedenken billige Anerkennung fand. Der General wirkte ihm den Wladimir-Orden aus, nach dessen Eintreffen dann die Reise ungesäumt angetreten werden konnte. Desgleichen berichtet Keßler ferner vom russischen eigenen Gehaben: „Am 26. Januar brach der General mit seiner Suite schon um 1 Uhr des Morgens auf. Die verschiedenen in und bei Eimsbüttel aufgestellten Truppen beaugenscheinigte der General noch im Dunkeln. Die armen Wichte waren in der Kälte fast erstarrt; schon in der Nacht hatten sie durch den tiefen Schnee waten müssen. Am Ende, als es hell wurde, ritt der General mit seinem mindestens aus vierzig Pferden bestehenden Gefolge bis in die Schußlinie der Sternschanze. Diese ließ nicht mit sich scherzen, zwei Schüsse, einer zu weit, einer zu kurz, dienten zur Probe, der dritte aber war so gut gerichtet, daß die auf eintausend zweihundert Fuß im Bogen geschleuderten Kartätschenkugeln mitten in den bereits rückgängigen Zug schlugen, drei Offiziere verwundeten und ein Pferd tödteten. Das war Alles, was geschah, von den Truppen kam Niemand ins Feuer. Die sich zurückziehende Suite bildete wegen des zuvor durch sie selbst zwischen den Gartenzäunen im tiefen Schnee gebahnten Steiges eine einfache Reihe, daher der gut gezielte Schuß dem Artillerieoberst Pol den Fuß zerquetschte, seinem Adjutanten Lieutenant Jacobi die Hand zerriß und dem Lieutenant Prinz Baratinski den Arm zweimal brach und sein Pferd tödtete. Und wozu das Alles? Der Aufschluß war der. Am 26. Januar war der Geburtstag der Kaiserin von Rußland, welchen der General en chef durch einen allgemeinen Angriff auf die vorgeschobenen Posten des Feindes zu verherrlichen beabsichtigte, um in Folge desselben einen glänzenden Bericht einsenden zu können. Dieser lautete auch, durch die übliche russische Uebertreibung und Ausschmückung verherrlicht, vortrefflich, wie folgt:“

„Der General Schemtschuschnikof griff den Posten bei Moor-

fleth an, eroberte und behauptete ihn nach dem hartnäckigsten Widerstande. Der Posten bei Ausschlag wurde gleichfalls mit dem Bayonnet erobert, in der ersten Wuth der russischen Grenadiere wurden dabei alle Franzosen niedergestochen. Das hitzigste Gefecht fiel aber in Hamm vor, welches vor der Belagerung als eine Vorstadt von Hamburg angesehen wurde. Der General Tschaglitz hatte diesen Angriff auf Stirn und Seite mit Tagesanbruch angeordnet. Der Jägergeneral Gogel führte ihn mit seiner bekannten Tapferkeit, trotz unbeschreiblicher Schwierigkeiten, wozu ein mannshoher Schnee mitzurechnen war, aus. Der Feind hielt den Angriff für unmöglich und verspätete deshalb seinen Rückzug, wodurch die ganze Besatzung von Hamm gezwungen wurde, sich auf den Kirchhof zu werfen. Hier vertheidigten sich die Feinde, Hülfe erwartend, mit der größten Tapferkeit. Der General fürchtete Zeit zu verlieren und den wohl zu erwartenden Ersatz herankommen zu sehen, er befahl also, den Posten mit Sturm zu nehmen. Auch dieser Angriff gelang durch die furchtbare Tapferkeit seiner Jägerbataillone. Aber durch die so hartnäckige Vertheidigung des Feindes aufgereizt, stachen die Stürmenden bei der Eroberung fast Alles nieder und machten nur wenige Gefangene. Der General Rossi von Wandsbeck her und der General Doktorof auf der altonaer Seite, machten gleichfalls verschiedene Angriffe auf die vorgeschobenen Posten und warfen sie Alle bis in die Verschanzungen zurück. Bei der vollkommenen Ausführung der Dispositionen zu diesem Tage und der alle Erwartung übersteigenden Tapferkeit der Truppen, hätten vielleicht die errungenen Vortheile noch weiter verfolgt werden können, wenn der allzuhohe Schnee nicht fast jede Bewegung außerhalb der Wege unmöglich gemacht hätte. Der Feind verlor an diesem, für die Belagerer so glücklichen Tage acht Offiziere, dreihundert Mann an Gefangenen und eine vielleicht größere Anzahl an Getödteten und Verwundeten. Auch unser Verlust war nicht unbedeutend, besonders beklagen wir einige gute Subalternoffiziere. — Unsere Vorposten standen nur den Außenwerken der Festung auf Kanonenschußweite gegenüber."

Daß sich die russische Belagerung nur mit großen Worten behelfen mußte und nicht in Wahrheit an große Thaten denken konnte, lag am Tage, da, wie schon erwähnt ist, es derselben durchaus an den nöthigen Mitteln, an Geschütz und Munition fehlte. Nach allen Seiten wurde dringend darum gebeten, man erhielt Zusagen, aber weiter nichts. In einem Berichte vom General Oppermann an den Kaiser Alexander setzt dieser auseinander, wie zu einem ernstlichen Unternehmen gegen Hamburg mindestens funfzig Stück Belagerungsgeschütz, mit fünfhundert Schuß auf das Stück gerechnet, das Belagerungscorps mit wenigstens noch sechstausend Mann Infanterie, vier Compagnien Sappeurs, funfzehn Ingenieurs, dreihundert Artilleristen u. s. w. verstärkt werden müßte. Doch die Vorschläge blieben unbeachtet.

Am 5. Februar wurde Keßler in gleichem Anliegen nach Berlin gesandt, nachdem er wenige Tage zuvor noch die Cour beim Kronprinzen von Schweden, auf dessen Reise durch Pinneberg nach dem Rhein, mitgemacht und in der Suite des Prinzen seinen Freund Beuth als schwarzen Lützower begrüßt hatte. Keßler's Kurierreise, im Auftrage des Generals Grafen Bennigsen, sollte über Schwerin gehen, wo er bei der mecklenburgischen Regierung die zur Verpflegung der Russen unerläßlichen Lieferungen in rascheren Gang zu bringen suchen sollte. Er wurde, von dem General mit den nöthigen Creditiven versehen, an den Präsidenten von Brandenstein gewiesen. Mit den besten Versprechungen der mecklenburgischen Behörden eilte er weiter nach Berlin, wohin seine Depeschen an den General L'Estoq gerichtet waren. Sie mahnten auch an die lange zugesagten schweren Geschütze und Munition *). Am 8. Februar händigte er Herrn von L'Estoq die Depeschen ein, mußte aber auf seine Abfertigung bis zum 15. harren. „Eben nicht zu meinem Verdruß," sagt Keßler, denn außer dem, daß ihm nach langer Trennung einmal wieder wohl und erfrischend unter den Seinen werden mußte, so konnte

*) Blieben aber erfolglos, ebenso eine Sendung durch einen Artillerieoffizier Beklewitschef im April wiederum nach Berlin.

meister und nebenbei als Bewunderer der von ihm streng gehandhabten Ordnung im Lande.

Keßler schreibt: „Kann man auch in jetzigen Zeiten auf keine großen Annehmlichkeiten in seinen Geschäften Anspruch machen, man mag hingestellt sein, wohin es sei, so muß ich dermalen mit meinem Loose sehr zufrieden sein. Ich kann als Marschcommissarius alle Tage etwas Schlimmes verhüten oder etwas Ungerades wieder gerade machen; ja ich glaube sogar, daß meine bloße Gegenwart schon manchen Unordnungen vorbeugt. Der Verkehr mit dem mir bisher fast völlig unbekannten Russenvolke hat dabei viel Interessantes in meiner Stellung."

Am 17. Decbr. schreibt Keßler von Lenzen aus: „Indem ich bereits nur noch Tage und Stunden zählte, nach deren Ablaufe mein Geschäft vollendet sein würde, bittet mich General Markof auf eine verbindliche Weise, bei ihm zu bleiben. Er will durch den General Bennigsen es bei dem General Tauenzien auszuwirken suchen, daß ich als Commandirter vorläufig in seinem Hauptquartier dienen soll. Du kannst fühlen, wie wenig mir dieser Vorschlag behagt, in welche Verlegenheit er mich setzt. Allein als Soldat darf ich mir nicht beigehen lassen, viel und hartnäckig dagegen zu reden. Ich kann nur eine vollkommene Sicherstellung gegen meine Vorgesetzten fodern und muß gehorchen."

Neben diesem ihm wenig erfreulichen Geschicke traf ihn noch die betrübende Nachricht von dem Tode seines theuren Oheims und Pflegevaters, Hofrath Heim in Meiningen. Aus Lübthene schreibt er am 19. Decbr. an die Gattin, die ihm die Nachricht nebst allen Nebenumständen mitgetheilt: „Der Tod unsers trefflichen Onkels ist mir kaum so traurig als die Vorstellung seines langen schweren Leidens. Kein Mann ist mir von jeher in einer so festen und sichern Thätigkeit erschienen als er, und ich kann es nicht fassen, daß er so lange ein jammervolles Dasein hat ertragen müssen. Der lieben Tante möchte ich gern vom 1. Januar an etwas Ihres zur Beihülfe anbieten können. 100 Gulden frk. etwa 60 Thaler unseres Geldes, sind Alles, was unsere Umstände vorläufig erlauben werden. So viel aber müssen wir uns min-

der Insel Neuhof, von wo aus die Franzosen zwischen Hamburg und Harburg angegriffen werden sollten. Diese waren indeß gewitzigt und wachsam, sodaß wir nur wenige Gefangene machten. Alles war in Alarm und von Hamburg her ließen die Feinde ihre schwersten Geschütze donnern. — Die ungeheure Eisfläche, die Kälte, das Gewühl der Truppen aller Gattungen in der sternblinkenden Nacht, die Blitze und der Donner der Kanonen, die zuweilen durchs Eis brechenden, meist aber abprallenden, dröhnend weiter springenden und rollenden Kugeln, alles Dies machte einen grausen Eindruck; diese Nacht wird mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Obgleich ich beständig zu Pferde oder zu Fuß war bis des Morgens um 7 Uhr, wo wir wieder hier anlangten und ich in dieser ganzen Zeit nichts genoß, so hat mich doch der Frost nicht im mindesten beschwert, während die Russen, in ihre dicken Pelze gewickelt, Alle sterben wollten. Als ich in Teufelsbrück nach kurzer Rast meinen Rappen bestieg, der nach einem mehrstündigen Ritte neben dem Schlitten des Generals her, warm geworden und nun vor dem Hause unter freiem Himmel erstarrt war, zitterte das Thier wie Espenlaub, bis nach einiger Zeit die Bewegung wieder half und das brave Roß beim Uebergang über die Eisschollen am Ufer, seine Kameraden vom Don und aus der Türkei beschämte, deren Reiter alle absitzen und ihre Pferde vorsichtig führen mußten. — Wenn wir auch Davoust mit allen seinen Helden wieder in Unruhe versetzt haben, so ist doch eigentlich nichts damit gewonnen. Manche schieben die Schuld auf den nicht zu rechter Zeit erschienenen Tolstoi, welcher jedoch meines Bedünkens auch nicht viel gemacht haben würde. Der alte Bulatof, der wahrhaft wie ein Vater an der Spitze seiner Soldaten jede Gefahr und Anstrengung mit ihnen theilt und durch sein Beispiel ihnen vorleuchtet, hat mich mit großer Achtung für ihn erfüllt."

Eine dritte Expedition dieser Art am 1. März, wo wieder nach Teufelsbrück marschirt, dann um 9 Uhr Abends mit achttausend Mann über die Wilhelmsburg, durch das Feuer der harburg'schen Batterie, über Billwerder und endlich über Wands-

deck zurückgezogen wurde, wo man des andern Morgens nach einem ungeheuer kalten und durch das spiegelglatte Eis beschwerlichen Marsch wieder ankam und nach allen Anstrengungen nur etwa zweihundert Mann Gefangene gemacht hatte, war in der Hauptsache doch eben so zweck- als erfolglos wie die beiden ersten. — Keßler sagt: „Bei so nichtigen Erfolgen sind dergleichen Unternehmungen durch ihre Langweiligkeit noch beschwerlicher als durch Das, was der Körper dabei zu überstehen hat; daher ich dem Himmel recht sehr danken will, wenn er es wärmer werden läßt, damit die Elbe aufgehen kann. Das Gefühl einer so gänzlichen Zwecklosigkeit wie das meines Hierseins drückt mich täglich mehr, daher ich meinen Genius preisen würde, wenn er mich von hier erlösen wollte.“ Der Gattin Sorge, welche die nächtlichen Expeditionen ihr einflößen, zu beschwichtigen, schreibt er: „Du thust Unrecht, dich meinetwegen zu ängstigen, Gefahr ist für mich nicht viel bei solchen Zügen. Einige Herren glaubten mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen, indem sie die Seelenruhe rühmten, mit welcher ich über den großen Damm, die Brückenverbindung zwischen Hamburg und Harburg, gegangen sei, welcher, durch Leuchtfeuer vom Feinde erhellt, sofort, wenn sich etwas auf demselben blicken ließ, von dem Geschütz beider Seiten bestrichen wurde. Sie erinnerten mich dadurch aber nur an ihre Eile, mit welcher sie, unter dem vermeintlichen Schleier der Nacht, die gefährliche Stelle passirten.“

Bei so trauriger Existenz und nutzloser Verwendung von Zeit und Kraft des muthigen Keßler könnte man Betrachtungen anstellen, wie unrecht es sei, daß gewiß mancher Tapfere auf ähnliche Weise dem allgemeinen großen Zweck entzogen wurde. Andererseits ist es aber auch gewiß dankbar anzuerkennen, daß eben dadurch mancher Würdige, dem Staate zu späterm kräftigen und segensreichen Wirken erhalten wurde; auch darf angenommen werden, daß eben Diese (selbst in einer scheinbar verfehlten Stellung und äußerlich tödtenden Ruhe) die eigene innere Kraft nicht unthätig sein läßt, sondern sie antreibt, die Muße zu ihrem Nutzen und geistiger Ausbildung auszubeuten. Solches

14*

bestätigte sich auch bei Keßler. Er schreibt am Ende Januar „Gottlob, daß ich hier Bücher habe. Bei dem würdigen Schröder finde ich das Beste aus der deutschen, englischen und italienischen Poesie, wie auch aus der Geschichte in größter Vollständigkeit. Sonderbar, daß die verhaßten Feinde 1806 und 1807, auch damals Davoust an der Spitze, der zuerst in Berlin einrückte, mich durch Unterbrechung meiner kaum als Referendar begonnenen Laufbahn veranlaßten, Beschäftigung und Trost in dem Studium und Uebersetzung des Shakespeare zu suchen, dem ich hier wieder manche glückliche Stunde verdanke, in welcher ich mich an dem göttlichen Dichter erbauen kann."

Am 10. April schreibt er: „Trotz der langen Weile hierselbst wirst du doch erwarten, daß ich meine Zeit hier nicht ganz verliere. Meine historische und politische Lecture hat mir viele Aufschlüsse, besonders über die merkwürdige Regierung Karl's V. gegeben, welcher den ganzen neuern Zustand Europas vorbereitet hat. Durch die Betrachtung des vorigen Jahrhunderts habe ich den, durch die französische Revolution herbeigeführten Umsturz aller Verhältnisse als natürliche und unabwendbare Folge erkennen gelernt. Vielleicht, daß ich daraus für meinen Wirkungskreis mehr entnommen habe als aus einigen tausend Actenstücken."

Ueber russische Geselligkeit und die Art und Weise, wie sie ihre Feste begehen, sagt Keßler an verschiedenen Stellen in seiner Denkschrift: „Die Russen haben die Sitte, daß sie Niemand einladen, dabei aber verlangen, daß man ihnen dadurch den Hof macht, sich selbst als Gast bei ihnen einzufinden. Anfangs fühlte ich mich gar nicht geneigt, diese fremde und zweideutige Sitte, die zu deutsch Schmarotzen heißt, mitzumachen, nachdem ich aber von mehren Seiten Vorwürfe darüber habe vernehmen müssen, bleibt mir nichts Anderes übrig, als mit den Wölfen zu heulen, oder wenn du willst zu lachen." Jeder geschichtliche oder auch biblische Erinnerungstag, jedes Bekanntwerden siegreichen Vorgehens der Verbündeten, wurde durch Visitenmachen bei den Obern gefeiert, wo dann in dieser Voraussicht immer schon reich besetzte Buffets zum Frühstück bereit gehalten wurden. Die Fastnacht wurde mit

ungeheurem Essen, Tanz, Gesang und Musik gefeiert, unter welcher letztern von einem aus Bretern aufgebauten und mit Schnee und Eis überdeckten Berg mit kleinen Handschlitten herab gerutscht wurde, Offiziere und selbst Excellenzen machten hierbei Kutscher und Bedienten der Damen. Dagegen wurde die Charwoche desto mäßiger verbracht. Nur Fische und Fischbrühe ist in dieser den Russen gestattet zu genießen, während selbst Butter und Eier ihnen verboten sind. „Daher großes Uebelbefinden unter den vornehmen Essern zu bemerken war, nun wurde aber auch zum zweiten Osterfeiertage gleich wieder ein Frückstück mit Tanz bei General Bennigsen in Aussicht gestellt." Zum ersten, wo Tags zuvor der Einzug der Verbündeten in Paris öffentlich bekannt wurde, war eine Art religiöser Feier veranstaltet. „Die Freude über diese Begebenheit", sagt Keßler, „wird bei den Russen heute gänzlich gedämpft. Alles ist in äußerstem Putz, rennt und läuft, sich bei den Höhern zu präsentiren und diese richten so gewaltig und massenhaft an, daß in einem Tage nachgeholt wird, was in den sieben magern Tagen versäumt worden ist. Bei dem General stand in der Ecke des Zimmers ein kleines Tischchen mit dem Tabernakel, der Pope und sein Kirchendiener sangen, darauf redete der Erste, nicht ohne Ausdruck, wie es schien. Während deß aber war in der Mitte des Zimmers der ungeheure, unter der Last der Speisen sich biegende Tisch von einer Menge Offizieren umdrängt." — u. s. w.

Unter dergleichen Umgebungen konnte Keßler'n nie ganz wohl werden und es schien ihm fast komisch, daß irgend Jemand ihn in seiner Lage glücklich preisen mochte, wie sein Freund Graf Keyserling that, der ihm unter dem 2. April aus Berlin schrieb, woselbst er durch Krankheit lange festgehalten ward. Dieser sagt: „Endlich habe ich durch Ihre Frau erfahren, wo und was Sie sind. Ihretwegen freut mich Ihre jetzige Bestimmung, um so mehr, seit ich durch Dr. Staberoh erfahren, wie schlecht es um unser Regiment und besonders bei unserm Bataillon aussieht. Nicht zu streng habe ich schon in jener schönen Zeit unseres Zusammenlebens Manchen beurtheilt, den Sie nicht für so werthlos halten

mochten. Sie sind nun alles Aergers und aller Scham überhoben über solch einen Vorgesetzten, ich aber werde nun bald unter allen diesen Dummheiten, Schwächen ꝛc. ein trauriges und bei meiner Heftigkeit, vielleicht gefahrvolles Leben durchleiden müssen. Trzebiatowski hat auch weggewollt, ist hier gewesen, hat aber wieder zurückgemußt. Schon in bessern Zeiten waren Sie, mein edler Freund! mir nicht nur der Wertheste, sondern mein einziger Trost. Wer kann nun im Mismuthe mich trösten? Wie beim Wiedersehen einer geliebten Schwester, freute ich mich, als ich Ihre gute Frau wieder sah; und auch Ihre Schwiegermutter habe ich gesehen, und gesehen, wie sie Sie liebt und achtet. Möchte ein baldiger Friede, wie wir ihn wünschen und ankämpfen wollen, Sie bald wieder den vortrefflichen Ihrigen zuführen."

Die unter dem 8. April in der Bremer Zeitung durch Herrn von Vincke veröffentlichte enthusiastische Mittheilung der großen Ereignisse in Frankreich, der Einzug der Verbündeten in Paris, durchdrang auch Keßler'n mit großer Freudigkeit. Mit Recht knüpfte er an diese Begebenheit auch die Hoffnung seiner Erlösung. Ein Gleiches thut seine Gattin. Diese schreibt ihm unter dem 11. April: „Wie große herrliche Dinge haben sich nicht zugetragen, geliebter Mann! Die Nachricht von der Einnahme der französischen Hauptstadt hat hier eine namenlose Freude bereitet. Den Kurier, welcher sie brachte (ein Graf Schwerin von der Garde du Corps) der in aller Feierlichkeit eingeholt wurde, hat das Volk getragen und fast zerrissen, in ausgelassenem Jubel. Am Abend in der Oper wurde als Vorspiel das preußische Feldlager dargestellt und die Erklärung des Kaisers Alexander, gegeben zu Paris, vor dem Anfange des Stücks öffentlich vorgelesen, was eine ungeheure Wirkung hervorbrachte. Nach solchen glänzenden Fortschritten der Alliirten wird Davoust doch auch bald zahm werden. Ich sehe dich schon im Geiste, wie du mit der Freudenbotschaft von der Uebergabe Hamburgs jubelnd hier einziehst" ꝛc.

Mit Davoust waren schon Ende März Unterhandlungen angeknüpft worden, die aber weit aussehend zu sein scheinen, da er vorschützte, erst Instructionen von Frankreich einholen zu müssen.

Wie genau ihm diese von Anfang ertheilt worden waren, erhellt aus einem Actenstück, welches hier einzuschalten wol geeignet sein dürfte.

In der Instruction Napoleon's aus Bunzlau vom 7. Juli 1813 wird dem Marschall Davoust aufgegeben, sogleich zehntausend Arbeiter anzuwenden, um mit einem Aufwande von höchstens zwei bis drei Millionen Franken Folgendes noch im Laufe des Jahres ausführen zu lassen, sodaß die Stadt ohne große Besatzung gegen einen Feind von funfzigtausend Mann, selbst bei geöffneten Laufgräben, auf funfzehn bis zwanzig Tage gehalten werden könne: „Sie müssen 1) alle Häuser auf dem Walle niederreißen lassen, unerbittlich, mit Vorbehalt der Schätzung des Verlustes, den die Stadt ersetzen muß; 2) müssen Sie alle Häuser auf dem Glacis niederreißen lassen; 3) vor allen Häusern, die auf den Citadellen sind, müssen Sie durch Eintiefen aller Gräben die Brustwehren wieder aufwerfen lassen; 4) Zugbrücken an allen Thoren machen lassen; 5) Halbmonde vor allen Thoren anlegen; 6) so viel Wasser in die Gräben bringen, als sie fassen können; 7) alles Nothwendige vorrichten, um die Theile, deren Lage es erlaubt, unter Wasser zu setzen; 8) die wichtigsten Bastionen an der Kehle mit einer, mit Schießscharten versehenen Mauer, die minder wichtigen mit guten Palissaden verschließen; 9) an einem bedeckten Wege und einem Glacis arbeiten lassen; die bedeckten Wege mit Palissaden versehen; 10) auf jeder Bastion wenigstens vier Kanonen aufpflanzen, wovon zwei Zwölfpfünder oder von größerm Kaliber, zwei aber von kleinerm Kaliber sind; 11) Mörser in Citadellenform aufschlagen, um sie in den zwei größten Bastionen gegen die Stadt richten zu können, besonders in den Bastionen und dem Theile des Walles, der zwischen den beiden Seen liegt, welcher leicht isolirt und wie eine Citadelle betrachtet werden kann; 12) die Verschanzungen, welche die große Vorstadt decken, herstellen, sie wohl verpalissadiren und einige Blockhäuser anlegen; 13) alle Inseln durch ein System von Redouten und Deichen occupiren; sogar Brücken und eingerammte Pfähle anlegen über die kleinen Arme; auf jedem starken Arm zwei Fähren halten,

wie ich zu Antwerpen angelegt habe, eine für die Ebbe, die andere für die Flut, dergestalt, daß hundert Pferde und fünfhundert Mann Infanterie auf einmal übersetzen können; 14) Harburg verschanzen, mit Geschützen versehen und verpalissadiren. — Vorausgesetzt, daß alle diese Werke angelegt sind, und das können sie in wenigen Monaten sein, so ist klar, daß vier Compagnien Artillerie und fünftausendfünfhundert Mann Infanterie Meister von Hamburg sind. Um das System vollständig zu machen, legen Sie eine Citadelle zwischen dem Strome und der Stadt an, sodaß die Citadelle, die Inseln und Harburg ein einziges System bilden. Die Citadelle kann fürs erste von Erde aufgeworfen werden, mit tiefen Wassergräben, guten Palissaden und hölzernen Blendungen zu Artillerie- und Pulvermazinen und für die Garnison versehen sein. Sie sehen, daß, wenn die Stadt nach einer regelmäßigen Belagerung genommen ist, die Besatzung sich in die Citadelle, auf die Inseln und nach Harburg flüchten kann. Dieses Alles läßt sich in einem Jahre machen. In den nächsten Jahren werde ich die Citadelle mit einer steinernen Mauer bekleiden und ihr jede mögliche Stärke geben. Ich weiß, daß General Haxo den Plan hatte, die Citadelle auf der Seite nach Altona anzulegen; das ist nicht möglich, das würde die Dänen in Furcht setzen, übrigens ist es meine Absicht, daß die Citadelle am rechten Elbufer sei, so wie Harburg einen Brückenkopf am linken Ufer und die Insel das Mittel zwischen beiden.

„Sie wissen, daß ich Hamburg nicht gesehen habe; man muß den Geist des Befehls studiren, den ich ertheile, nicht den Buchstaben, so nämlich, daß es am 15. Juli durchaus keine Schwierigkeit mehr habe, sechstausend Mann isolirt in Hamburg zu lassen, und daß man wegen ihrer Verbindung mit dem linken Ufer vor aller Besorgniß gesichert sei.

Napoleon."

Wie weit diese Instruction ausgeführt wurde und werden konnte, bleibt dahingestellt, daß aber Davoust nicht geneigt sein konnte, ohne speciellen Befehl seines Meisters den anvertrauten Platz zu räumen, scheint begreiflich. Nach den wichtigen Be-

gebenheiten in Frankreich wurden die Unterhandlungen zwischen General Bennigsen und Marschall Davoust wieder aufgenommen, zu deren Nachdruck auf der inzwischen aufgegangenen Elbe acht englische Kanonenböte mit einer Brigg drohten, die indeß wol auch wenig ausgerichtet haben würden gegen den eisernen Mann, wenn nicht zuletzt von allen Seiten die Sache sich zu einem friedlichen Schlusse gedrängt hätte.

Auch Keßler's ihm bis dahin ungenügende Stellung gewann schließlich noch eine ihm zusagende Wendung. Ein preußischer Major von Wedell war zu Wahrung des preußischen Interesses, Unterhaltung des gegenseitigen guten Einvernehmens, Führung der nöthigen Correspondenz 2c. dem General Grafen von Bennigsen beigegeben worden, ebenso von österreichischer Seite ein Oberst. Herr von Wedell wurde nun nach dem Hauptquartiere in Paris gesandt und Keßler von dem General Bennigsen aufgefodert, dessen Stelle zu vertreten, was er sich für eine um so größere Ehre anrechnen zu müssen glaubte, als noch ein preußischer Rittmeister, ein Verwandter des Generals, diesem beigegeben war. Bennigsen gab als Grund an, daß die hoffentlich nicht mehr entfernte Uebergabe von Hamburg es ihm wünschenswerth mache, einen geschäftskundigen preußischen Offizier um sich zu haben, da Preußen in den Verhältnissen von Hamburg so mannichfach betheiligt sei.

Ganz erheitert schreibt Keßler am 20. April: „Seit vorgestern befinde ich mich hier in dem von Kurzrock'schen Schlosse zu Pinneberg, welches neben dem Eigenthümer und dessen Familie den General Bennigsen und einen großen Theil des Hauptquartiers beherbergt. Es thut mir in aller Hinsicht wohl, unter Deutschen mit theilnehmenden Menschen zu sein und mich zugleich auf eine würdige Weise einen Theil des Tages zu beschäftigen. Vor wenigen Tagen kam Herr von Heinitz aus Paris an. Schon vor sechs Wochen war er von hier nach dem großen Hauptquartier in Frankreich gesandt worden. Man hielt ihn für aufgehoben, unvermuthet erscheint er, gerade in dem interessantesten Momente. Er hatte den König in Troyes getroffen und

von da alle Schlachten bis zur Einnahme von Paris, immer im Gefolge unseres theuern Herrn mitgemacht. Er brachte Befehle des provisorischen Gouvernements von Frankreich mit, welche heute an Davoust befördert worden sind. Heute ist ein neuer, erst am 13. aus Paris abgegangener Kurier angekommen. Nach den mitgebrachten Depeschen ist anzunehmen, daß Napoleon bereits auf dem Meere schwimmt, nach seinem Exil auf Elba. Unserm guten König liegen Magdeburg und Hamburg sehr am Herzen. Davoust kann sich nicht länger widersetzen, schon kommen Offiziere in Scharen bei uns an, und wenn er sich nicht bald zum Ziele legt, so wird er am Ende den Dienst allein in der Festung versehen müssen. Es scheint, als ob er nur noch Aufschub suchte, um Alles was möglich zu Geld zu machen. Morgen haben wir großes Dèjeûner dansant hier im Schlosse, beim General."

Am 21.: „Der wüthende Davoust hat die Depesche nicht angenommen. Ich habe soeben eine getreue Schilderung seines Benehmens für die öffentlichen Blätter entworfen, du wirst sie auch in Berlin zu lesen bekommen und die Feder deines Getreuen leicht erkennen."

„P. S. Der Kaiser von Rußland hat mich zum Ritter des Wladimirordens ernannt!!!"

Am 28. April schrieb Keßler: „Wir vegetiren hier auf unsere alte Weise. Davoust ist zäh und hart wie Eisen und sein Gegner gerade das Gegentheil; folglich kann unter den jetzigen Umständen für uns nichts Ruhmvolles herauskommen. Davoust dringt beständig auf Vortheile, die wir ihm einräumen sollen, ohne das Mindeste dagegen zu geben. Am Ende muß es doch noch zu Blutvergießen kommen. Altona wurde bisher als neutral betrachtet. Da aber jetzt der Verkehr zwischen Altona und Hamburg, besonders hinsichts des Geldwechselns, allzulebhaft geworden und die Franzosen Alles anwenden, ihre zusammengescharrten Silbermassen in das leichter zu transportirende Gold umzusetzen, so muß ein Riegel vorgeschoben werden. Der General Bennigsen hat daher von einem Tag zum andern gedroht, Altona

zu besetzen; thut er es nicht, so machen wir uns vor aller Welt lächerlich.“

„Eben ist ein Kurier von Madame Davoust und mehren Freunden ihres Gemahls, dem Marschall Oudinot und andern mit Briefen an Davoust angekommen. Ich habe die Briefe sämmtlich gelesen; sie geben ihm wo möglich noch ausführlichere Aufschlüsse, als er aus sämmtlichen Zeitungen hat entnehmen können und es ist zu erwarten, daß er nun geschmeidiger werde. Dem französischen Obersten wurde erst der Einlaß nach Hamburg versagt, aber die baldigste Bestellung der Briefe zugesichert. Nachdem sie der — einem russischen commandirenden General allerdings unentbehrliche — Geheime Postmeister künstlich geöffnet hatte, wurden sie copirt, zu welchem Geschäfte jeder gegenwärtige Offizier des Hauptquartiers sogleich Hand anlegen mußte; darauf wurden sie sorgfältig wieder verschlossen und dem Obersten zurückgegeben, mit dem Bemerken, der General habe sich eines Andern besonnen, da er voraussetze, es sei dem Obersten doch wol angenehm, den Marschall selbst zu sehen und zu sprechen und da ihre beiderseitigen Souveraine in Frieden und Freundschaft lebten, so trage er, Bennigsen, kein Bedenken, die Zusammenkunft zu gestatten und er wünsche und hoffe, daß auch Marschall Davoust dadurch bewogen werden möchte, die Hand zum Frieden zu bieten. Natürlich mußte der Kurier auf dieses Verfahren vorbereitet sein. Auch waren die Briefe so gefaßt, daß sie Jeder lesen durfte. Mir fiel beim Copiren das Schreiben der Marschallin an ihren Gemahl zu. Sie beschwört ihn auf milde, würdige und doch zärtliche Art, nicht gegen den Strom des Schicksals ankämpfen zu wollen, in dem Unglück des Vaterlandes der Seinen zu gedenken und nach so großen Stürmen eines ruhmvollen Lebens sich in den Schoos seiner Familie zurückzuziehen, wo er mehr Glück bereiten und selbst finden werde als auf den Schlachtfeldern. Sie beweist ihm treffend und nachdrücklich, daß Napoleon durch seine letzte Handlungsweise sich der Anhänglichkeit der Franzosen unwürdig gemacht habe u. s. w. Einiger Schadenfreude konnte ich mich nicht enthalten bei der Schilderung, wie sie beim Anrücken der Feinde

auf Paris, nachdem auch König Joseph davon gezogen, ebenfalls mit ihrer Familie die Flucht ergriffen und nach Orleans gegangen sei; nachdem aber zuverlässige Nachrichten gekommen, daß nach dem Einzuge der drei Monarchen in Paris Ordnung und volle Sicherheit hergestellt sei, sich mit den Ihrigen wieder zurückbegeben habe, ihr Palais jedoch vom Großfürsten Konstantin eingenommen gefunden, der Hof sei mit Kosacken angefüllt gewesen, die ihre Pferde an das eiserne Gitter gebunden. Daher sie bei einer Freundin N. N. ein Obdach gesucht, wo sie au quatrième einige Zimmer inne habe und zufrieden sei, hier von den Fremden nicht beunruhigt zu werden. Napoleon sei am 19. noch in Fontainebleau gewesen, um den König von Rom zu sehen, ehe er abreiste. Marie Louise wollte ihn nicht sehen.“

General Bennigsen schenkte Keßler'n großes Vertrauen, ja man könnte sagen, herzliche Liebe, diese bewies er wenigstens durch zarte Aufmerksamkeiten, auch im täglichen Lebensverkehre, während er das Erste schon dadurch bezeugte, daß er ihm seine Memoiren mittheilte; zunächst den Band über den Feldzug von 1807 und weiter, der von bedeutendem historischen Werthe war durch Benutzung der besten Quellen, sammt des Generals eigenen Erinnerungen und Papieren, nebst vielen Beiträgen, welche beim Rückzuge der Franzosen 1812 den Russen in die Hände fielen, und Bennigsen, von dessen historischen Sammlungen man im ganzen Heere Kenntniß hatte, mitgetheilt worden waren. Keßler bedauerte sehr, daß er der Mittheilung der frühern Abschnitte dieses interessanten Werkes durch seine zeitige Abberufung aus dem russischen Hauptquartiere verlustig ging. Später aber beklagte er noch mehr, daß das Ganze der Welt entzogen wurde, indem es dem russischen Gouvernement gelungen, jene Memoiren, nach dem Tode des Generals, von dessen Witwe um einen angeblich hohen Preis zu erwerben, um sie, wo nicht zu vernichten, so doch für immer in den Archiven zu vergraben.

Diese Lecture gewährte Keßler'n großen Genuß, wie nicht minder der beständige Umgang des interessanten Mannes selbst, in dessen Wohnung er auch nach dem Umzuge von Pinneberg nach

Altona wohnen bleiben mußte, bis zur Ankunft der „jungen schönen Gemahlin des Generals," die mit zwei Töchtern aus dessen erster Ehe, bald nach dem Einzuge in Altona, aus Hannover eintraf.

Am 28. April, noch ehe sich Davoust erklärt hatte, wurde Altona zu großem Schrecken der Einwohner von den Russen besetzt. Am folgenden Morgen brach das russische Hauptquartier auch dahin auf. Sämmtliche Offiziere ritten nach dem auf der großen Straße nach Blankenese bestimmten Sammelplatze. Plötzlich als sie Hamburgs Thürme und Wälle im Angesichte hatten, blitzte es bei denselben auf und Kanonendonner folgte hinter drein. Doch wurde bald bemerkt, daß die Schüsse nur blind waren und die schärfern Augen entdeckten die von den Thürmen wehenden weißen Friedensfahnen. Zwei Tage zuvor übten sich noch die französischen Artilleristen gegen die Fahne, welche General Bennigsen mit großen Buchstaben beschrieben: „Vive Louis XVIII" am Rayon der Festung hatte aufstecken lassen.

Am 1. Mai sandte Davoust die Erklärung, daß er sammt seiner Armee Ludwig XVIII. anerkenne und darum in den Russen befreundete Völker begrüße. Sofort reiste einer seiner Generale mit einem russischen Offizier nach Paris ab. Hierauf entspann sich eine lebhafte Correspondenz zwischen Davoust und Bennigsen, bei welcher von Seiten des Letztern Keßler fleißig zu Rathe gezogen wurde. Am 4. Mai hatten beide Generale eine persönliche Zusammenkunft, wo der Franzose alle erdenkliche Höflichkeit aufbot. Kurz darauf erschien ein französischer General, um den ganzen Bestand an Artillerie, Munition, Fuhrwesen u. s. w. aufzunehmen und danach die Uebergabe zu bewerkstelligen.

Am 5. Mai erhielt Keßler durch den Grafen Tauenzien Abschrift der königlichen Cabinetsordre, nach welcher er in den Civildienst zurückberufen ward. Er drückte wenige Tage darauf seine Freude darüber aus, die ihn um so lebendiger durchdringt, da er unbeschäftigt war und ihn jetzt „das Treiben an dem gräflichen Hofe, seit Ankunft der Gemahlin des Generals," auf das äußerste langweilt. Feste, Schauspiele, Gastereien, Staatsvisiten Davoust's bei der Gräfin, Alles ist ihm widerwärtig, selbst schöne Spazier-

ritte in der herrlichen Gegend sind ihm natürlich nichts gegen die Aussicht, in den Schoos seiner Familie zurückzukehren. Doch er muß noch ausharren, theils als Stellvertreter des Herrn von Wedell, der fortdauernd vergebens zurückerwartet wurde, theils weil ihn der General zu der, in naher Aussicht stehenden Uebergabe Hamburgs zu behalten wünschte, wozu eine Commission gebildet ward, zu der auch der preußische Ministerresident, Graf von Grote, Keßler'n verlangte und zu bleiben nöthigte. Ueber Keßler's Verbleiben äußert er selbst: „Meiner Laufbahn im Civildienste ist mein langes Außenbleiben von äußerstem Nachtheil und ich komme weiter und weiter zurück, statt jetzt vorwärts zu gehen." Indeß der General schrieb an den Staatskanzler von Hardenberg und den Präsidenten von Bassewitz „und würde noch an Kaiser und König geschrieben haben," sagt Keßler, „um seinen Willen durchzusetzen."

Die Uebergabe-Commission wurde in Hamburg eingesetzt, wegen deren Sitzungen sich Keßler nun täglich dahin begeben mußte. Die hamburger Wortführer, namentlich Bürgermeister Abendroth, kamen Keßler'n anfangs mit vielem Vertrauen entgegen. Als aber das Gerücht sich verbreitete, General Gneisenau komme, um die Stadt für Preußen in Besitz zu nehmen, ging man Keßler'n — wie er selbst sagt, „als einem Wolf in Schafskleidern auf hundert Schritte aus dem Wege." Vermahnungen seines Freundes, Dr. Beneke*), vermehrten nur den Verdacht. Bald darauf aber, als die Art und Weise bemerkbar wurde, wie Russen und Franzosen mit einander unterhandelten, bedauerte man nichts mehr, als daß Gneisenau ausgeblieben. Und als Keßler's freimüthige und derbe Erklärungen gegen die beiden Commissarien Förster und Fouché die Hamburger über ihn und seine Biederkeit erleuchteten, da posaunten sie sein Lob allenthalben aus. Keßler aber, dem die Behandlung des Geschäfts in dieser Weise höchst widerwärtig geworden war, dem auch zum Nachdruck seiner Opposition eigentlich die Vollmacht seines Königs fehlte, bat am 23. Mai den General Graf Bennigsen, ihn von der fernern Theilnahme an den

*) Oberältesten im Senat.

Sitzungen zu entbinden. „Ich werde dem preußischen Namen auch nicht den kleinsten Flecken beibringen lassen", sagt er. Zur Uebernahme des Commandos hatte man aus Paris den General Gerard gesandt und sollten die Franzosen (colonnenweise), den 28., 29. und 30. Mai aus Hamburg abmarschiren.

Am 31. Mai wurde der Einzug in Hamburg gehalten, mit allem Glanze von Seiten der Besitznehmer. An der Spitze eine wiederum neu organisirte Abtheilung Hanseaten, dann in stattlicher Haltung die schönsten Truppen des russisch-polnischen Heeres, darauf Hannoveraner. Bennigsen's zahlreiches Gefolge bildete eine Musterkarte aller europäischen Uniformen, übersäet mit den Orden aller Monarchen des Erdreichs. Besondere Freude und Begeisterung unter dem Volke, sinnige Vorrichtungen zur Verherrlichung des Festes, waren nicht wahrzunehmen. Keßler meinte: „Die Hamburger wären abgekühlt, nachdem sie für ihren Enthusiasmus bei Tettenborn's Einzuge im Frühjahr 1813 so hart hatten büßen müssen." Keßler feierte im Stillen noch ein besonderes Fest. Den Geburtstag seiner geliebten Gattin, auf deren Wohl beim Mittagsmahle Graf Grote, ein alter treuer Freund des Heim'schen Hauses, nicht verfehlte mit ihm anzustoßen. Bei dem Festmahle am 31. vertraute ihm dieser, daß der General Bennigsen Keßler hauptsächlich darum unter allerlei Vorwänden festzuhalten suche, da er ihn beim Kaiser zum St. Annen-Kreuz vorgeschlagen, nachdem ihm der von General Markof erbetene und bereits genehmigte Wladimir-Orden nicht genug geschienen, welche Bestätigung nun täglich erwartet werde. „Oh," schreibt Keßler seiner Auguste, „wüßte der gute General doch, wie gleichgültig, ja wie sogar nichts mir alle Kreuze der Welt sind im Vergleich zu meinem herzinnig geliebten Hauskreuzchen, nach welchem ich mich schmerzlich sehne."

Am 5. Juni, am Sonntage Trinitatis, wurde in der Michaelis-Kirche in Hamburg wegen der Befreiung der Stadt Te Deum gesungen. Nach diesem kirchlichen Feste war Keßler entschlossen, des andern Tages abzureisen. Als bei Tische General Bennigsen noch immer kleine Einwendungen machte, ihn zu beur-

lauben, mit ihm scherzte: „Es sei nach altem russischen Glauben nicht gut, eine Reise am Montag zu beginnen,“ trat Major von Wedell ein, zu großem Jubel aller Anwesenden, zumeist aber zu Keßler's größter Freude, denn nun fiel auch der letzte sichtliche Grund weg, ihn noch länger zurück zu halten.

„Am selbigen Nachmittag,“ sagt Keßler in seiner Denkschrift, „empfahl ich mich dem General Bennigsen mit ewig dankbarem Herzen für die unnennbare Güte, die er mir bewiesen hatte. Dann eilte ich zu den Generalen von Markof, von Tschepelef und von Oppermann und brachte den Abend im traulichen Kreise, bei meinem Freunde Beneke zu. Den 6. Juni reiste ich nach Berlin ab und drückte den 8. Mittags, Weib und Kind, glückselig an mein Herz.“

Der Wunsch des guten Generals Bennigsen, Keßler'n noch länger bei sich zu behalten, gründete sich allerdings darauf, ihn vor seinem Abgange mit einem höhern russischen Orden zu zieren. Bezugs dessen sagt Keßler: „Statt, daß der Militärdienst meinen Ehrgeiz in dieser Beziehung gereizt hätte, überzeugte er mich vielmehr von der absoluten Nichtigkeit dieses aufs äußerste getriebenen eitlen Spiels der neuern Zeit. Sonst ehrenwerthe Männer aus verschiedenen Heeren handelten miteinander, was der Eine bei seinem Monarchen für den Andern auszuwirken sich anheischig mache, wenn er dagegen dieses oder jenes Kreuz zu erwarten habe. Auch das eiserne Kreuz blieb von diesem Unfuge nicht ganz verschont. Wie Wenige würden diesen Schmuck tragen, wenn ihre Thaten streng nach dem Maße des königlichen Richters gemessen worden wären. Aber auch wie selten bietet sich bei unserer Kriegführung und Fechtart dem Einzelnen Gelegenheit, Thaten zu verrichten, wie sie die Statuten des eisernen Kreuzes bei dessen Verleihung voraussetzen. Ich bekenne, daß mir der Krieg keine Gelegenheit bot zu einer außerordentlichen Handlung, für welche ich nach jenen Foderungen das eiserne Kreuz hätte verdienen können. Hätte ich mich selbst erniedrigen wollen, so würde ein leiser gegen den mir wohlgewogenen General Bennigsen geäußerter Wunsch diesen leicht vermocht haben, mit dem

Antrage an seinen Kaiser, wegen Bewilligung der Heiligen Anna, einen ebenmäßigen Antrag an meinen König auf Verleihung des eisernen Kreuzes zu verbinden. Das dabei entscheidende Zeugniß des Generals von Markof über mein Verhalten im feindlichen Feuer wäre unbedenklich für genügend angenommen worden. Ich war aber reichlich belohnt durch den dem Vaterlande erkämpften öffentlichen und den mich beseligenden häuslichen Frieden, in welchem mir das reinste, dem Menschen auf Erden erreichbare Glück zu Theil ward."

Achter Abschnitt.

Häuslicher Friede.

[illegible]

Keßler's lange Jahre gehegter Wunsch, mit eingreifen zu dürfen in den Sturm der Zeit, — sein Verlangen, gleich den Jugendgespielen im Jünglingsalter, gerüstet und gewaffnet zum Kampfe dastehen und dreinschlagen zu können, wo es galt, den Feind zu besiegen — der eigenen Kraft endlich freien Lauf zu lassen und das Schwert zu schwingen — Hunger und Durst, Last und Plage mit andern Tapfern leiden und tragen zu können für den gemeinsamen großen edlen Zweck — Alles — Alles war nun befriedigt. Ja! durch den Theil des ruhmreichen Jahres 1814, im Aufenthalte bei den Russen, das Soldatenleben und Kriegswesen, fast bis zum Ueberdruß genossen und ihm bekannt geworden. Nach alle Dem mußte ihm der häusliche Friede, die Ruhe der Seele im ämsigen Betriebe des gewohnten Berufs, eine doppelt dankenswerthe Gabe des Himmels erscheinen.

Im ersten bewegten Jahre seines Ehestandes, war er sich kaum selbst recht bewußt worden, wie groß sein Glück sei, auf welchen sichern Stützen es ruhe. Hatte er doch erst durch die Trennung von der jungen zarten Gattin die starke Seele, die in ihr wohne, kennen gelernt, durch ihre Briefe, in welchen sie, erfüllt vom Geschicke des Vaterlandes, in begeisterter Rede ihm Muth und Freudigkeit zuruft und mit inniger Liebe und Gebet ihn in der Gefahr aus der Ferne zu schützen sucht. Seinen Sohn hatte er nur zuweilen flüchtig gesehen, wo das Kind den Vater als fremden Mann anstaunte. Die Wonne eines Vaters sich von dem eigenen Kinde bevorzugt zu fühlen, ihm selbst durch väterliche Liebe und Obhut etwas sein zu können, Alles war ihm

bisher fremd geblieben und mußte nun in seiner Gesammtwirkung das tiefe und empfängliche Gemüth des heimkehrenden Kriegers mit unbeschreiblicher Wonne erfüllen.

Die sorgsame Gattin hatte geschickt von der Hauptstadt aus, wo sie noch wohnte, Alles vorbereitet, daß der Haushalt in schmucker Ordnung bereit stand, die Heimkehrenden wieder aufnehmen zu können. Keßler bedurfte nur weniger Tage in Berlin, um den Soldaten wieder in einen Civilisten zu verwandeln; dann zogen sie ein, fast wie ein Brautpaar nach der Hochzeit, wenn nicht in ihrer Begleitung der liebliche, kleine Julius an das sich bereits doppelt bejährende Ehestandsglück gemahnt hätte.

Beim Collegium war Alles hoch erfreut, den fleißigen Rath desselben wieder zu besitzen, um ihm sein gut Theil Arbeit wieder aufbürden zu können, wodurch dieser die lang gelähmte Arbeitslust durch „Kürzen der Nummern" in vollem Maße befriedigen konnte. Der ihm befreundete Präsident der Regierung war ihm noch mehr gewogen worden durch die von Keßler vielfach bewiesene rege Sorge um das Wohl des gedrückten Volkes. Eine Hauptfreude war es, in Potsdam nach und nach die tapfern Scharen wieder heimkehren zu sehen. Leider blieb auch mancher Brave aus, den sein Schicksal im Kampfe für König und Vaterland ereilt hatte, und manche Thräne aus tief bekümmertem Herzen entströmte dem Auge bei dem allgemeinen Jubel. — Doch gehörten zu diesen Trauernden Keßler's nicht, da selbst in den entferntesten Kreisen ihrer Verwandtschaft Alle heil und froh heimkehrten. Die erste Muße, die sich im wieder neu angetretenen Berufsleben Keßler'n darbot, benutzte er, den durch die Kriegsstürme vernachlässigten, theilweise ganz eingeschlafenen Briefwechsel mit den Freunden Abeken, Luden, Prinz Max, v. Raumer, seinem Bruder und andern Verwandten wieder aufzunehmen. „Mit dem Wiederaufbau des häuslichen Friedens", schreibt er an Abeken, „hängt auch der Briefwechsel mit den Freunden zusammen." Viel und mancherlei gab es nun an diese zu berichten, zu erzählen, wie der Lauf der Dinge war, wie man durch Ereignisse oft gedrängt und ge-

trieben wurde, so und nicht anders zu handeln. Raumer antwortet ihm auf seinen ersten Brief im Decbr. 1814 aus Breslau: „So schreibefaul ich auch werde, so ist mir doch das Wiederanknüpfen deines Briefwechsels willkommen. Ich habe die so verschiedenen Entschlüsse meiner Freunde in diesen Jahren nicht getadelt, mich aber meiner Haut gewehrt, wenn Unberufene in meinem Entschlusse nichts als Trägheit sehen und sich für Helden hielten, weil sie gern einen bunten Rock tragen wollten. Du hast in deiner Lage vollkommen und unbedingt das Rechte und Lobenswerthe gethan. Indeß siehst auch du ein, wie schwer es ist, zwei Laufbahnen zu vereinen; aber stecke dir die deinige ja nicht zu kurz, wozu das tägliche Geschäft täglich den Geschäftsmann zu verführen droht" u. s. w.

An Abeken schreibt Keßler ferner, nachdem er auch ihm über die Erlebnisse berichtet: „Auf einen so kurzen Zeitraum hätte ich mir kaum eine zweckmäßigere Schule ersinnen können, um mir eine nähere Kenntniß des Kriegswesens zu verschaffen. In fünf Viertel Jahren bin ich gewesen 1) Soldat in Reih und Glied, 2) Kriegscommissarius, 3) Gouverneur eines Theiles des eroberten Sachsenlandes, 4) Marschcommissarius, 5) Adjutant beim General Markof, 6) Offizier beim Generalstabe des Generals von Bennigsen. Dabei bin ich Gott viel Dank schuldig, daß mir in dieser ganzen Zeit nie ein Leid widerfahren ist, ja daß ich oft aus drohender Gefahr auffallend errettet wurde. Viele der Unsern sind gefallen, die von hier auszogen. Darunter drei, und beiweitem die vorzüglichsten unserer Referendarien an der Regierung. Auch der älteste meiner frühern Zöglinge, von Walter, dessen Vater 1806 bei Jena blieb, ist als einer der tapfersten in der fliegenden Schar unter Colomb gefallen. Mir ist nun wieder eben so wohl unter den Acten als vorher unter den Waffen. Komm, und sieh nun unsere wiedererrungene Victoria. Ich bin mit den Freunden Solger und Hagen nach dem Grunewald gewallfahrtet, wo sie sich noch verborgen hält, bis unser König und seine Völker unter ihr einziehen."

Im Laufe des Sommers erhielt Keßler vom General Ben-

nigsten den von diesem schon im Juli so sehnlich erwarteten Orden mit folgendem Handbillet des Grafen:

„Herrn Hauptmann Keßler.

Namens Sr. Kaiserlichen Majestät und der mir ertheilten Macht gemäß, in gerechter Erwägung Ihrer ausgezeichneten Tapferkeit während der Blockade der Stadt Hamburg und Ihrer Thätigkeit bei der Erfüllung der Ihnen gewordenen besondern Aufträge, von der ich persönlich überzeugt worden bin und die Sr. Kaiserl. Majestät allerhöchste Würdigung erhalten hat, übersende ich Ihnen hierbei den Orden der Heiligen Anna II. Classe, welchen Sie anzuhängen haben.

Der die polnische Armee en Chef commandirende
General der Cavalerie
Graf von Bennigsen.“

Keßler schreibt seinem Bruder im October: „Daß ich den russischen Orden wegen der vor Hamburg bewiesenen Tapferkeit erhalten habe, kommt mir komisch vor, denn ich muß offen gestehen, daß ich dort im Austernessen, Wein- und Portertrinken weit tapferer gewesen bin, als in den Waffen zu sein Gelegenheit geboten war. Doch da es mit allen Ordensverleihungen gerade ebenso geht, so tröste ich mich nach Gebühr.“

Die Allerhöchste Genehmigung seines Königs zur Anlegung dieses Ordens erhielt Keßler vom 5. October aus Wien datirt, mit dem Bemerken: „Es ist mir lieb zu ersehen, daß Sie an dem beendigten Kriege thätigen Antheil genommen, und auch als Soldat Ihre Pflicht erfüllt haben. Ich bezeuge Ihnen dieserhalb meinen Beifall u. s. w.

Friedrich Wilhelm.“

Still harrte man auf die Ergebnisse des Wiener Congresses, von dem Manches für Preußen eben nicht ganz Befriedigende verlautete.

In Keßler's stiller häuslicher Glückseligkeit trug sich nichts zu, als daß sie im Frühjahr 1815 durch die Geburt eines zweiten Sohnes vermehrt wurde. Im April schreibt er an Prinz Max

zu Wied: „Meine Frau hat mir vor vierzehn Tagen einen zweiten Sohn geboren. Um mir Ihr theures Andenken immer lebendig vor Augen zu halten, bitte ich Sie, diesem kleinen Weltbürger Ihren Namen zu schenken" u. s. w. Da sich inzwischen durch die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba die Kriegsrüstungen in Preußen erneuerten, fährt er in Bezug dieser fort: „Ohne Zweifel werden Sie in der neu und furchtbar erstandenen Gefahr gewiß abermals gegen den Erzfeind ausziehen. Bei uns zieht Alles lustig zum Kampfe, ob man gleich nicht recht weiß, woran man ist. Auch ich würde mich bereits zu meinem Regiment begeben haben, wenn mir nicht meine Civilvorgesetzten die Genehmigung zum Wiedereintritt in das Militär verweigerten. Meinethalb mögen sich Finanz- und Kriegsminister um mich streiten, wenn sie es der Mühe werth halten; es thut wohl, bei Frau und Kind daheim zu bleiben: aber es thut noch wohler, für sich und alle die Seinen gegen verderbliche Feinde zu fechten. Wer möchte das Leben ertragen ohne Sieg über jenes Volk mit dem leibhaftigen Teufel an der Spitze!"

Im Mai schreibt Keßler an Abeken über den erneuten Kampf: „Ungeachtet meines häuslichen Glückes wäre ich gern bereit gewesen, jetzt wieder ins Feld zu ziehen. Mein Regiment foderte mich in sehr schmeichelhafter Weise auf, wieder einzutreten; aber die Civilvorgesetzten verweigerten die Genehmigung, da bei den Regimentern großer Ueberfluß an Offizieren, beim Civil aber Mangel an tüchtigen Arbeitern sei. Ich füge mich, obschon ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es für einen gesunden und kräftigen Mann, während wirklichen Krieges gar viel ersprießlicher ist, den Degen zu führen und nicht die Feder. — Ueber die Thaten in Wien denkt man hier ungefähr, wie wahrscheinlich im ganzen deutschen Vaterlande. Man spürt aber keinen nachtheiligen Einfluß auf den kriegerischen Geist des gesammten Volkes davon, Alles drängt sich freudig zu den Waffen, kein Einziger muß mit Gewalt herangezogen werden. Ich habe hier einen Menschen über funfzig Meilen weit, aus Schlesien, unaufgefodert ankommen und bei seinem Offizier sich melden sehen, „weil er gehört, es

werde bald wieder losgehen." — Das hat der Corse nicht gedacht und berechnet, daß der göttliche Geist der Völker noch nicht verraucht, auch nicht geschwächt sei, selbst durch den Aberwitz erbärmlicher Unterhändler auf jenem verworrenen Congresse. — Auf seiner Reise von Fontainebleau nach der Insel Elba hat sich Napoleon gegen den preußischen Commissarius (Graf Truchseß) gar sehr verwundert, wie man das preußische Volk zu Dem hätte bringen können, was es geleistet. Der Thor scheint keine Ahndung von irgend einer Kraftäußerung zu haben, als welche er auf seine Weise, von seinem fürchterlichen Mittelpunkt aus gegen ein ganz knechtisches Volk ausübte, indem er es nach allen Richtungen mechanisch hinbewegte oder elektrisirte, wie er zu sagen pflegte. — Uebrigens kann ich dem Unhold kaum mehr so zürnen wie sonst, da er uns Allen durch seine Wiedererscheinung gewiß den wesentlichsten Dienst geleistet hat. Wo hätte es denn sonst in Wien noch hinausgewollt?"

Am 30. Juli 1815 schreibt Keßler seinem Bruder in Westfalen: „Es ist erfreulich zu lesen, wie auch bei Euch Alles über die, jede Erwartung überflügelnde, glückliche Wendung der Dinge jubelt. Gott gebe nur den Unsrigen im Cabinet Verstand und Kraft, damit nicht leichtsinnig und schwach verscherzt wird, was mit theurem Blute hat erkauft werden müssen, und was der Himmel in unsere Hände gelegt hat. Viele meiner Regimentskameraden sind am 16. vorigen Monats bei Ligny gefallen. Auch unser Collegium hat bei jenen Schlachten wieder einige der besten Referendarien, welche die frühern Feldzüge übrig gelassen hatten, verloren. Aber der Tod dieser Edlen hat ihnen und ihrem Volke unsterblichen Ruhm erworben und besiegelt. — Wären unsere Minister so gut als unsere Feldherren, dann könnten wir einer herrlichen Zeit freudig entgegengehen. — An unserer innern Organisation wird gearbeitet. Wie weit wir aber damit kommen werden, steht dahin. Die gemachten Erfahrungen berechtigen zu keinen kühnen Erwartungen" u. s. w.

Bei diesen innern Organisationen mußte Keßler mit thätig sein. Zufolge der neuen Provinzialeintheilung erlitt auch die

Kurmark bedeutende Veränderungen, die viel Arbeit veranlaßten. Der Chef der Regierung vertraute sie größtentheils Keßler'n an, um sie unter seiner Leitung zu erledigen. „Dadurch,“ schreibt Keßler seinem Bruder im December, „war mir zwar einerseits, da mein gewöhnliches Theil von Geschäften nicht gemindert wurde, viele Mühe aufgeladen, andern Theils aber auch wurde ich in beständigem Verkehr und Kenntniß der interessantesten Gegenstände des öffentlichen Lebens erhalten und schmeichle mir nebenbei, vielleicht zur Milderung manches Uebels mit beigetragen zu haben, was in unsern neuen so unreifen Organisationsgesetzen liegt.“

Während des Sommers 1815 hatte Keßler die früher näher bezeichneten Departementsreisen in gewöhnlicher Weise abgemacht, während welcher er jeder Zeit seine Frau in Pflege und Zerstreuung nach Berlin in das älterliche Haus sandte. Für die große Anhänglichkeit der Schwestern untereinander, die meist alle in der Hauptstadt wohnten, war es immer ein Fest, wenn auch die Potsdamerin zeitweise wieder unter ihnen heimisch war. Von solchen Reisen aus versorgte dann Keßler die Gattin reichlich mit zärtlichen und über sein Ergehen und Thätigkeit ausführlichen Nachrichten. Kehrte er zurück, so holte er sich sein „häusliches Glück“ dann wieder aus der Hauptstadt heim. Ebenso brachte er die Seinen im Sommer 1816 während einer längern Abwesenheit nach Berlin. Vater Heim hatte das Verlangen, seine beiden noch lebenden Brüder im alten Heimatländchen zu besuchen, und hatte den reisekundigen Schwiegersohn Keßler dazu erkoren, ihm die Reise einzurichten und ihn zu begleiten. Bei dem überaus großen Vertrauen, was Keßler auch von Seiten seiner Schwiegermutter genoß, trug diese kein Bedenken, den geliebten, bereits neunundsechzigjährigen Gatten mit ihm ziehen zu lassen, jedoch gegen sein Versprechen, den oft zu kühnen Muth des alten Herrn stets zügeln zu wollen und Sorge zu tragen, daß derselbe immer punkt 10 Uhr zu Bette komme. Ueberdem müsse er mindestens zweimal die Woche Nachricht von dem Fortgange der Reise geben. Nach diesem geschlossenen Vertrage wurde sie am 12. Juni angetreten. — Das

Nähere über dieselbe ist bereits in „Heim's Leben“, zweiter Theil, Seite 173, oder zweite Auflage „Alter Heim“ Seite 376, von Keßler selbst erzählt. Es bleibt nur nachzutragen, was ihn persönlich näher berührte.

Um auch seinerseits das Glück, die Heimat wieder zu sehen, nach Möglichkeit auszubeuten, hatte er seinen Bruder in Westfalen veranlaßt, auch nach Meiningen zu kommen. Dieser fand sich ein und theilte die allgemeine Freude des Wiedersehens, und wenn die Gebrüder Heim, Ludwig und Ernst, zusammensaßen und in Jugenderinnerungen schwelgten, so waren die Gebrüder Keßler, Fritz und Georg, mit innerer Befriedigung in mündlichem Austausche ihrer Erlebnisse, nach den verschiedenartigen Verhältnissen, in welche sie das Schicksal getrieben, versunken. Des Besuchs in ihrem Geburtsorte Herpf, wo der Pastor früher nur spielend als Kind gepredigt hatte und jetzt in vollendeter Würde die wirkliche Kanzel bestieg und eine kräftige Rede hielt, ist in „Heim's Leben“ gedacht, nicht aber des tiefen Eindrucks, den dieser Act auf Keßler's Gemüth machte.

In Effelder, wo Ernst Heim beim Bruder Fritz auch mehre Tage verweilte, hatte die Familie dafür gesorgt, daß Keßler auch seinen jüngsten Bruder Anton, aus dem nahen Städtchen Sonnenberg, daselbst vorfand. Diesem wurde dann von den ältern Brüdern ein Gegenbesuch gemacht. Keßler wagte es, den ihm auf die Seele gebundenen Schwiegervater vertrauensvoll der Pflege von dessen Nichten zu überlassen. Der „alte Heim“ jubelte, als die beiden Reiter zum Dorfe hinausjagten, „daß er nun doch einmal der strengen Aufsicht enthoben sei.“ Die beiden Heim'schen Brüder waren seelenvergnügt zusammen, und als die Mitternachtstunde geschlagen hatte und die frischen kräftigen alten Herren zum Nachtgruß sich umarmten, sagte Ernst Heim in ausgelassener Lust: „ich möchte doch wissen, ob wir noch miteinander ringen könnten, und welcher von uns Beiden der stärkste ist?“

Die Inspection des jungen Haushaltes von Bruder Anton fiel zu Keßler's größter Zufriedenheit aus, wie er nach Berlin berichtete. Dann eilten die drei Brüder nach Neuhaus zur alten

Lentz (Keßler vergaß nie Einen, dem er von Kindheit und Jugend her Dank schuldig zu sein glaubte) und trafen am zweiten Tage mit den Gebrüdern Heim und Töchtern des Jüngern erst wieder in Koburg im Hause der gemeinschaftlichen Freundin Bergner zusammen.

Mit wie viel Liebe Keßler die herrliche Natur des anvertrauten Vaters allzeit und vornehmlich bei solcher Gelegenheit, wo dieser während der Reise in Gottes freier Schöpfung und unter wechselnden Gegenständen sich stets so heiter und offen über Alles aussprach und in wahrer Kindesunschuld der Freude sich hingab, wie Keßler diese auffaßte und im eignen gleich trefflichen Gemüthe Alles bewahrte, bezeugt die von ihm gegebene Biographie desselben.

Das anvertraute Kleinod, den theuern Vater, brachte Keßler wieder glücklich nach Berlin zurück, wo er von dessen Gattin und Töchtern mit Lobsprüchen überhäuft wurde, da alle den alten Herrn ganz verjüngt und erfrischt fanden und dieser selbst nicht müde wurde, Umsicht und Werkstelligkeit des Sohnes als Reisemarschall zu rühmen und zu preisen.

Schon ehe Keßler die Reise mit Heim antrat, ward ihm der Antrag gemacht, als Regierungsdirector nach Münster zu gehen. Bei seinem täglich innigern Verwachsen mit der Heim'schen Familie in Berlin, bei seiner angenehmen geschäftlichen Stellung zu Potsdam, wollte er nichts davon wissen, zumal er seit dem 1. Januar 1816 einen etatsmäßigen Gehalt bezog, der ihm ein sogenanntes „auskömmliches Einkommen" sicherte. Indeß war sein Gönner und ehemaliger Chef, Herr von Vincke, der als Präsident der Regierung zu Münster und Oberpräsident der Provinz Westfalen, wieder in den Staatsdienst getreten war, nach Berlin gekommen, um mit den höhern Behörden die Besetzung seiner Regierung zu ordnen. Dieser bestand darauf, daß er, statt eines andern, den man ihm aufdringen wollte und den er verwarf, Keßlern zum Director seiner Regierung erhalte. Keßler schreibt darüber unter dem 5. Juni an Abeken: „Ganz gegen meine Art war ich völlig zweifelhaft, ob ich mich auf eine so

weite Versetzung, die mich aus den glücklichsten Familien- und Freundschaftsbanden reißt, einlassen sollte, obgleich ich dort doppelt so viel Gehalt zu erwarten habe. Bald siegte aber die Betrachtung, daß ich meiner Ueberzeugung über die Pflichten meines öffentlichen Berufs durch entschiedene Weigerung widersprechen würde, und so gab ich Herrn von Vincke mein Jawort im denselben Zimmer, wo ich vor sechs Jahren mit inniger Rührung von ihm schied." Keßler hoffte zwar noch, daß man vielleicht höhern Orts wieder abspringen könnte, allein bei seiner Heimkunft fand er die bereits am 8. Juni ausgefertigte Cabinetsordre vor, nach welcher er zum Director der zweiten Abtheilung bei der Regierung zu Münster ernannt ward, und in welcher es unter Anderm heißt: „In dem Vertrauen, daß Sie diese wichtige Stelle vollkommen ausfüllen, das Wohl des Staates und des Landes überhaupt, insbesondere aber" u. s. w.

Die Trauer in der Heim'schen Familie über diese entfernte Versetzung war eine gemischte. Man war bereits betrübt über den bevorstehenden Verlust einer andern Tochter, deren Gemahl nach Cleve versetzt war, nun sollte auch die zweite so weit wegziehen? Jedoch lag eine Art Trost darin, daß die beiden Schwestern, welche in der Kriegszeit so treulich zusammengehalten, gemeinsam die Sorge um ihre Gatten im Felde getragen hatten, daß diese nun zu gleicher Zeit und nach derselben Richtung des Landes sich begeben sollten.

Das Präsidium zu Potsdam entließ Keßler'n am 24. Julius: „befohlenermaßen" — beifügend —: „Indem wir dies thun, müssen wir es innigst bedauern, einen, von seinen Mitarbeitern und Untergebenen so allgemein geachteten Mann, der unter allen Verhältnissen uns kraftvoll und mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit unterstützte, aus unserer Mitte scheiden zu sehen. 2c.

Bassewitz. Brenn."

Keßler hatte sich nun eiligst zur Reise und Uebersiedelung nach seinem neuen Bestimmungsorte vorzubereiten. Seine Frau, die ihm am 21. Juli den dritten Sohn geboren hatte, mußte er bei den Aeltern zurücklassen. Am 6. August reiste er ab; aber

damals noch ohne Eisenbahn, ja ohne Chaussee, auf schlechten Wegen, zwar mit eigenem Wagen und Extrapost gefördert, dennoch zwei Tage nach Braunschweig, zwei Tage nach Minden und fast zwei Tage nach Münster, sodaß er nach sechs sauren Tagen, am 12. August daselbst ankam. Denselben Tag noch meldet er der Gattin: „Nachdem ich heute vor Mittag hier angekommen, ging ich gleich zum Oberpräsidenten. Er war bereits auf der Regierung. Sofort wanderte ich auch dahin und wurde mit vieler Freude empfangen und ohne alle Umschweife in das eben versammelte Collegium eingeführt, sodaß ich noch vor 12 Uhr mehre Berichte an das Ministerium in meiner neuen Würde unterzeichnet und die Vorträge meiner sämmtlich anwesenden Collegen mit angehört hatte." Mit ebenso wenig Weitläuftigkeit führte Herr von Vincke Keßler'n in seiner Familie ein. Bezüglich darauf schreibt er: „Vincke ist in seinen Kindern ein ganz glücklicher und mit ihnen kindlicher Vater — überhaupt ein Mann, den man nur lieben und achten muß, je näher man ihm tritt."

Keßler war somit in freundschaftlicher, wie in geschäftlicher Beziehung zu seinen nächsten Vorgesetzten wieder in bester Hand. Auch dauerte sein Bachelor-Leben nicht lange, indem seine Gattin ihm schon Ende September nachkam. Keßler hatte bereits mit aller Anstrengung in dem schwerfälligen Münster wieder einen vollständigen Haushalt zu errichten gewußt, nun kam die Seele in seine Schöpfung durch sein geliebtes Weib und muntere Knaben. Die Trennung von den nächsten Angehörigen und langbewährten Freunden in der alten Heimat war zwar ein großer Verlust, der nicht leicht ersetzt werden konnte; doch der große Kreis Geselligkeit liebender Menschen, den der neue Wohnort bot, machte jenen minder fühlbar. An kleinen Orten findet sich überhaupt Umgang leichter als in großen Städten, man wohnt und steht sich näher, Jeder nimmt Theil an dem Neuangekommenen, theils aus Neugierde, theils aus Mitleid, man fühlt die Pflicht, ihm etwas zu bieten für Das, was er verlassen mußte. Zuletzt erwacht wahre Freundschaft, wenn der Ankömmling deren werth befunden wird. Keßler hatte bereits mit

Männern herzliche Umgangsfreundschaft geschlossen, nun kam es nur darauf an, daß sich auch die Frauen untereinander verstanden.

Ihr Kreis beschränkte sich zunächst auf die Mitglieder beider Landescollegien und des zahlreichen Militärs, was in Münster stand, an seiner Spitze der treffliche General von Thielmann. Schon im nächsten Geschäftskreise des Mannes fand Auguste gleichgesinnte Wesen, an der Oberpräsidentin von Vincke, von Schlechtendahl, von Bernuth rc.; aber auch außerhalb dieses, an der Generalin von Thielmann, von Luck, von Wolzogen, von Lützow und Palzow (später bekannte Romanschreiberin) — alle waren ihr bald herzlich befreundet. — So gab es mehr Veranlassung in Gesellschaft sich zu bewegen, als je in Potsdam und Berlin.

Daß die Geschwister von Grolman in Cleve wohnten, was gegen die Entfernung von Berlin als nah zu betrachten war, gab Trost gegen jegliche Anwandlung von Heimweh, und wurde zur radicalen Cur, als diese zum Weihnachtsfeste mit den lieblichen Töchterchen auf vierzehn Tage nach Münster kamen. Außer dieser Freude hatte Keßler noch die besondere, seinen Bruder so nahe zu haben, einen Universitätsfreund Pastor Florschütz in Iserlohn und seinen geliebten Abeken im nahen Osnabrück, mit denen Allen Besuche hin und her gewechselt wurden. Aber auch der von Cleve wurde im Sommer erwidert durch einen sechswöchentlichen Aufenthalt von Frau und Kindern, und auf einige Tage von Keßler'n selbst.

Im Winter gab es viele Festlichkeiten in Münster. Bälle, Concerte, theatralische Vorstellungen rc., Eins reihte sich an das Andere. Der muntere General von Thielemann veranstaltete bei sich im großen Saale des Schlosses eine Redoute, auf welcher unter Anderm von einer unerkennbaren Maske treffliche sarkastische Distichen ausgetheilt wurden, in welchen Jeder sein Schläpphen erhielt. Später gestand der General im Vertrauen Keßler'n, daß sie von ihm selbst verfaßt waren, und nach seiner Bestimmung vertheilt wurden. In solchem heitern Treiben konnte Keßler's Gattin, die eigentlich zu früh geheirathet hatte, um das vielseitige größere Weltleben genossen zu haben, später durch die Kriegsjahre

und sich drängenden [illegible] auch dorten gefangen wer-den. Also reichlich nachholen, und Keßlen gewährte ihm diesen Genuß in unbeschränkter Freiheit. Keßler, der seiner Tanzlust schon in der Jugend durch seine Balletsprünge am herzoglichen Hofe zu Meiningen Genüge geleistet, war bei dergleichen Ballvergnügen nur Zuschauer, dagegen richtete er einen Lesezirkel ein und stiftete eine Art Freitag *), damit in dem geselligen Treiben auch das geistige Element vertreten sei. Er schrieb fleißig Briefe an die fernen Freunde von Raumer, von der Hagen und Prinz Max und erhielt solche von den beiden ersten aus Rom und Florenz, wohin der eine in Angelegenheit der Hohenstaufen, der andere im Forschen nach Dichtungen gereist waren, von Prinz Max aber „mitten aus dem Menschen fressenden Botokudenlande.“

Von dem reichen westfälischen Adel, der große Paläste in Münster besitzt und im Winter bewohnt, hatte die Gesellschaft wenig; er ließ sich wol gern einladen zu den großen Bällen und Festen, die Herr von Vincke und General Thielemann abwechselnd im Schlosse gaben, aber von Erwiderung war nicht die Rede, ja er sah meist mißmuthig auf Beamte und Militär hin, da er sich gar nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, daß Münster, das ehemalige Bisthum, jetzt eine preußische Provinz sei. Man scheute sich sogar nicht, öfter mit angenehmer Rückerinnerung der zeitweiligen französischen Regierung unter Jerome Bonaparte zu erwähnen.

In dieser Beziehung mag es nicht ohne Interesse sein zu bemerken, welchen Eindruck der erste Besuch eines Gliedes der neuen Herrscherfamilie auf Stadt und Land, Hohe und Niedere machte. Der Kronprinz wurde erwartet. Keßler schreibt über dieses Ereigniß und dessen Erfolg an seine hochverehrte Freundin v. B. in Potsdam unter Anderm: „Schwerlich kann man Ihnen etwas Besseres von Münster melden, als ein getreues Bild und

*) Theilnehmer waren Consistorialrath Natorp und Möller, Schulrath Kohlrausch, General von Thielemann, Oberst von Wolzogen, Regierungsrath Schaeffer und Keßler.

Urtheil über den Eindruck und die Wirkung unseres hohen Besuchs auf die hiesigen Einwohner. Der zahlreiche glänzende Adel hatte sich nach früherer Verabredung auf seinen Landgütern zurückhalten und nur allenfalls vor dem Könige erscheinen wollen. Thielemann hatte aber den Grafen Merveldt, einen der Häupter desselben, so scharf ins Gebet genommen, daß nach wenigen Tagen zu allen Thoren die vierspännigen Reisewagen herein rollten und die leeren Höfe der Stammherren auf einmal gefüllt waren. — Der Einzug des Prinzen war eben nicht glänzend und jubelnd. Die alten städtischen Gewerke in Münster, früher von so großem Umfang und Bedeutung, sind nicht nur in der Geschichte, sondern neuerlich auch in den Gesetzen untergegangen; und diese waren es, welche vor Alters dergleichen Ereignisse verherrlichten. Bürgergarden und reitender Landsturm bieten nur geringen Ersatz. Schon am Abend, als sich die Musik der hier stehenden Regimenter unter Fackelschein, von großen Volkshaufen begleitet, vor dem Schlosse versammelte und der Prinz in seiner wohlwollenden Art für den Vivatruf dankte, merkte man, daß er die, der Fürstenliebe ungewohnten Gemüther, umzustimmen verstehe."

Nachdem Keßler den Morgen geschildert, wo die Landwehrmusterung abgehalten wurde und der hohe Herr sich als Militär vortrefflich gezeigt, berichtet er weiter: „Gegen 1 Uhr versammelte sich Alles zur großen Cour auf dem Fürstensaale (von den lebensgroßen Bildnissen der sieben letzten münsterschen Fürstbischöfe so benannt). — Fürsten, Grafen und Herren, Geistliche, Professoren, Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthe, so wie sämmtliche Militärs wimmelten bunt durch einander. Auf dem französischen Hofrocke des Herzogs von Looz-Corswarem glänzten die Farben aller Papageien der heißen Zone. Die hohen katholischen Geistlichen prangten in schönen Gewändern und violetten Strümpfen. Wer nicht in Amtskleidung oder Uniform erschien, steckte in altfranzösischer Hofkleidung, auch ein alter von den Niederlanden sich eindrängender päpstlicher Nuntius vermehrte den Reichthum der Costume. Schade, daß zu all diesem Spuk ein routinirter

Ceremonienmeister fehlte. Der bekannte Formenhaß unseres Freundes von Vincke, ließ es nicht zu der in solchen Fällen nothwendigen Ordnung bei der Präsentation kommen. Die Hauptsache indeß war gut. Der erste Eindruck des Prinzen auf die Vorgestellten war sichtbar wohlgefällig. Man konnte seine Verwunderung nicht vielfach genug aussprechen über diese glückliche Vereinigung männlichen Ernstes, liebenswürdiger heiterer Jugend und verständiger Haltung. Die von Thielemann gegebene, mit dem größten Geschmack und Luxus bereitete Mittagstafel war im großen Saale. Am Abend war Ball beim Erbdrosten, wo der königliche Jüngling noch viel tiefer sich in die Herzen der Frauen schlich, als ihm bei den Männern bereits gelungen war."

Der Prinz hatte den Wunsch geäußert, ein ächt westfälisches Bauernhaus*) zu sehen. Schnell hatten die Damen der haute volée einen Plan entworfen, dem liebenswürdigen Gaste dort ein Fest zu geben. Bei einem Schulzen, zunächst bei Münster, wurde es eingerichtet. In der langen Halle des Hauses, wo zu deren beiden Seiten die Kühe ihre Köpfe über den Futterraufen in die Tenne hereinstecken, wurde eine große, köstliche Tafel gedeckt" rc. Keßler macht vom Hause und der ganzen Einrichtung die genaueste Beschreibung und fährt dann fort: „Sie werden entnehmen, daß der Mittag beim Schulzen Dickhof der gelungenste war. Selbst die Thiere stimmten mit in die Freude der Menschen ein, denn wenn Gesundheit gejubelt und Tusch geblasen wurde, unterließen die Kühe nicht aus vollem Halse einzustimmen. Meine liebe Auguste, in der Nähe des Prinzen, von ihrem frommen und liebreichen Hausgenossen, Weihbischof Graf Spiegel, der ihr Tischnachbar war, aufs reichlichste mit Champagner und allen Leckereien versehen, war im dritten Himmel. (Sie meinte, mit ihrer Liebe für den Prinzen, mische sich Stolz, daß er ihr Landsmann sei). Die westfälischen Nationalgerichte, dicke Bohnen, Schinken, Stippmilch und dergleichen machten zwar

*) Wie es von Tacitus bis auf Justus Möser und noch heute sich erhalten und von dem Letzten unübertrefflich gezeichnet ist.

das vom Schulzen gelegte Fundament der Tafel, allein sämmtliche Damen hatten sich überdies nach einem zuvor umhergesandten Register in alle mögliche feinen Schüsseln und Teller, pickelweise getheilt und ihre Lieferungen am Morgen zur Stelle gefördert. Die Männer ließen sich ihrerseits in Betreff des Weins natürlich auch nicht schlecht finden. Die Spiele auf der Wiese nach Tisch, die Purzelbäume der Herren über die Heuhaufen, waren unendlich belustigend. Sie können aber denken, wie der Prinz durch seine schöne rückhaltlose Munterkeit alle Theilnehmer und Zuschauer vollends bezauberte. Vor der Abfahrt ließ der Prinz durch Kuß der Mutter Dickhof einen Kuß geben und schrieb seinen Namen in ein besonderes Buch, dem die aller Tischgenossen folgten. — Wol mag es Ihnen auf den ersten Blick wunderbar vorkommen, daß ich Ihnen so viel von diesen prinzlichen Festen schreibe. Allein erwägen Sie die wichtigen und schönen Wirkungen des ganzen Ereignisses, so werden sie mich verstehen und mit mir den Kronprinzen segnen. Noch nie hatte bis jetzt Münster ein lebendiges, deutlich empfundenes gleiches Interesse mit dem ihm unbekannten Preußen. Dies aber hat ihm der Kronprinz durch seine Liebenswürdigkeit so gegeben, daß man es unter allen Ständen sichtbar gedeihen und emporwachsen sieht."

Im Sommer 1818 wurden Keßler's durch den Besuch der theuern Aeltern und Geschwister aus Berlin hocherfreut. Mit diesen gingen sie nach Cleve und dort erwachte in Vater Heim der Wunsch, Holland noch einmal zu sehen. Die ganze zahlreiche Familie brach dahin auf; Keßler wurde wieder zum Reisemarschall ernannt. Unter seiner Leitung und vorsorglichen Beschaffung aller Mittel, die Reise bequem und angenehm zu machen, wurde das anmuthige und interessante Land nach allen Richtungen in glücklichster, allgemeiner Freude durchzogen und Keßler erntete dabei großes Lob. Ueber das Nähere dieser schönen Reise muß abermals auf „Heim's Leben" verwiesen werden.

So viel von der angenehmen Seite des Lebens in Münster. In geschäftlicher Hinsicht war dasselbe sehr mühevoll. Der Oberpräsident pflegte sehr viel auf Reisen zu sein, da er über seine

Schöpfungen, Kranken- und Armenhäuser, Schiffbarmachung der Ströme Ruhr und Lippe, stets ein wachsames Auge haben mußte; in dessen Abwesenheit dann die Arbeiten des Chefs den Directoren zufielen, deren eigene sich deshalb nicht minderten. Außerdem erhielt Keßler noch manche besondere Aufträge. Z. B. mußte er der in Westfalen berathenden Commission, welche nach dem Uebergange von französischer Herrschaft an Preußen wegen Regulirung der Grundsteuer nöthig geworden war, als Mitglied derselben beiwohnen und das Protokoll führen. In derselben Angelegenheit nahm er Theil an der Conferenz für die Provinz Rheinland, welche in Godesberg abgehalten wurde, ebenso sich häufig an den Reisen des Oberpräsidenten betheiligen, z. B. der alljährlich auszuführenden Ruhr- und Lippestrombefahrung. Indessen boten dergleichen Reisen gerade noch einige Erfrischung nach den ermüdenden Arbeiten am Actentische.

Die Lippefahrt führte die Herren fast regelmäßig nach Kappenberg, dem Wohnsitze des edeln Freiherrn vom Stein, der dann den größten Theil der Fahrt mitmachte, wodurch diese besondere Würze erhielt, an der es derselben im übrigen gänzlich gebrach, da diese, auf einem dürftig ausgestatteten Fahrzeuge, ein langes Dahinschleichen war, um die Uferbesitzer (welche der Reihe nach auf ihr Grundeigenthum citirt waren) auf ihre Pflichten zur Unternehmung der ihnen durch Fahrbarmachung des Stromes gebotenen Wohlthat an Ort und Stelle aufmerksam und willig zu machen. Ein solcher Eigenthümer war auch Freiherr vom Stein der sich indeß mehr als Freund des Oberpräsidenten von Vincke bei dessen Eifer für die gute Sache der Fahrt anschloß, und dadurch auch mit Keßler näher bekannt wurde, welcher nicht ermangelte, von des Freiherrn Einladung, ihn auch zu anderer Zeit auf seiner Burg zu besuchen, Gebrauch zu machen.

Ueber einen solchen Besuch schreibt er am Schlusse des Jahres 1818 an Abeken: „Meine Reise wurde mir angenehmer, als ich erwartet hatte. Ich brachte einen Tag auf Kappenberg zu, bei dem edeln und starken Deutschen, dem Freiherrn vom Stein. Obgleich man mit diesem herrlichen lebendigen Manne in einer Stunde mehr

bespricht und mehr von ihm vernimmt, als von andern Leuten in Tagen und Wochen, so beklagt man doch eben deshalb umsomehr die Kürze eines Tages. Die Wohnung eines schwelgerischen Capitels ist durch den jetzigen Inhaber erneut, verschönert, verklärt, da dessen schaffender Geist und Hand Wunder thut. Am Tage vor meinem Besuche war der Graf Kielmannsegge nebst Familie angekommen. Die Gräfin, geborene Wallmoden, ist die Schwester der Frau vom Stein. Doch thaten diese Gäste mir keinen Abbruch, ich habe mich, die Tischzeit ausgenommen, wo ich zwischen den beiden hohen Schwestern saß, ganz des einzelnen reichen Gesprächs des deutschen Heros erfreut. Wahrhaft tröstend und erhebend ist es zu vernehmen, wie er das Größte in der Zeit klar übersieht, während er überall auch das Kleinste beachtet und mit jenem in das wahre Verhältniß zu setzen weiß."

Nachdem uns durch Pertz' treffliches Werk „Leben des Freiherrn vom Stein" dieser Edle wieder lebendig geworden, freut man sich, wenn einer der Unsern den tiefen Eindruck des großen Mannes persönlich und im Leben empfangen, den wir durch jene dankenswerthe Schrift erhalten.

Die Reise zu der Conferenz nach Godesberg benutzte Keßler zu einem Besuche bei seinem Freunde in Neuwied, der eben aus Brasilien heimgekehrt war. Keßler war seit seinem siebzehnten Jahre nicht wieder in Neuwied gewesen. Alle Erinnerungen jener Zeit traten ihm wieder vor die Seele und die Trauer um den früh dahingeschiedenen, ihm so werth gewesenen Prinzen Victor, erneuerte sich in seinem Gemüthe mit voller Macht. Er brachte fast zwei ganze Tage bei dem weit gereisten Freunde zu, der ihm viel zu erzählen und interessante Schätze seiner immer reicher werdenden Sammlungen zu zeigen hatte. Es war gerade der 18. October, den Keßler dort zubrachte. Noch beging man damals die Feier zur Erinnerung der Schlacht bei Leipzig durch Abbrennen von Freudenfeuern auf den Bergen. Die Freunde ergötzten sich an dem feierlichen Anblicke und knüpften ernste Betrachtungen daran.

Ueber die Conferenz in Godesberg, an der Oberpräsidenten

und Präsidenten, Directoren und Andere Theil nahmen, schreibt Keßler seiner Gattin: „Mit unserer großen Versammlung hier geht es wie mit allen dieser Art, die Hauptarbeiten werden nachher erst gemacht werden müssen. Dagegen ist die Tafel so ausgesucht und reich, daß man sich, nachdem die Sitzung bis 4 Uhr jedesmal dauert, worin man viel spricht, also hungerig wird, fast krank ißt."

Die Conferenz währte volle acht Tage. Unter den Theilnehmern fand Keßler einen potsdamschen Collegen und Freund, Sotzmann, als Regierungsdirector zu Köln *), den er nach beendeten Sitzungen nach Köln begleitete, und sich von ihm als einem feinen Kenner von Kunstschätzen, an denen Köln so reich ist, mit denselben bekannt machen ließ. Keßler weilte mehre Tage bei dem Freunde und es befestigte durch dieses ausschließliche Zusammensein sich ihre Freundschaft für das ganze Leben auf das innigste.

Zu den außergewöhnlichen Arbeiten, mit denen noch Keßler bedacht wurde, gehört eine Aufgabe des Staatskanzlers von Hardenberg, ein Gutachten zu entwerfen über die Einführung einer Ständeverfassung in besonderer Beziehung auf den Regierungsbezirk Münster. Mit vielem Fleiße und nach dem Urtheile von Sachkundigen, mit merkwürdig umfassender Kenntniß des Zeitgemäßen, wurde dasselbe von Keßler verfaßt und eingesandt. Es verlor sich indeß in Berlin unter den Acten. Das Bedürfniß der Zeit, wie es Keßler schon 1817 erkannte und es 1844 und 45 lebendiger und lauter hervortrat, schien den höhern Ständen verfrüht, und mag diese Arbeit vielleicht nur dazu gedient haben, derselben Keßler'n als einen dem Fortschritte allzusehr geneigten Mann zu bezeichnen. Ihm selbst gewährte das Actenstück, als ihm eine Abschrift davon im Jahr 1845 bei seinem Umzuge wieder in die Hände kam, großes Vergnügen, nicht minder einigen Freunden, denen er es als eine Curiosität aus dem Jahre 1817 mittheilte.

---

*) Später Geheimer Oberfinanzrath in Berlin, als welcher er treuestes Mitglied der Freundesstiftung des „Freitags" wurde.

Einen andern Auftrag erhielt er von höherer Behörde, Vorsteher einer Commission zu sein, die wegen des Zolles an der neuen Landesgrenze nothwendig geworden war, um die Erhebung der Nachsteuer innerhalb dieser Grenze zu reguliren. Nach dem Sturze Napoleon's benutzte alle Welt die augenblicklich eingetretene Handelsfreiheit, seine Lager mit möglichst viel Colonialwaaren zu füllen, in dem Glauben oder wenigstens der Hoffnung, daß, wenn Alles untergebracht sei, man darüber hinwegsehen würde. Allein nach Hoffmann's Entwurf und Maaßen's Ausführung des neuen Steuersystems der indirecten Steuer war es (wollte man dem Vergangenen wie dem Zukünftigen gerecht sein) durchaus nothwendig, das bereits Eingebrachte einer Nachsteuer zu unterwerfen, da das neu erworbene Land nun seine Grenze hatte und mit ihr einen Zoll. Diese in aller Beziehung billige Maßregel rief indeß den größten Unwillen bei der Kaufmannschaft in Münster hervor, man schrie, klagte und petitionirte. Da dies aber nichts half, suchten sich viele dadurch zu entschädigen, daß sie falsche Angaben von ihren Lagerbeständen machten. Dies konnte Keßler nicht unbekannt bleiben, er griff daher zu polizeilichen Maßregeln, ließ durch Beamte die Lager untersuchen und kam auf diese Weise hinter die Wahrheit der Bestände, wodurch sich nun aber aller Aerger und Haß dieser Leute auf Keßler's Person als den Vollstrecker dieser Nachsuchung warf. Die Wuth Jener ergoß sich nun in Schmähartikeln gegen ihn in der Bremer Zeitung. Im Bewußtsein eines reinen Gewissens, daß er nur seine amtliche Pflicht erfüllt habe, würde er dergleichen Ausbrüche beschränkter Ansichten unberücksichtigt gelassen haben, wenn nicht gleichzeitig, ja schon früher, ihm von Seiten der Staatsbehörde in Berlin der Antrag seiner Versetzung nach Frankfurt a. O. gestellt worden wäre, auf welches Anerbieten er um so williger einging, als er und besonders seine Gattin sich doch fortwährend als in einem fremden Lande fühlten, in welchem sie schon wegen Religion und Landessitten nie heimisch werden könnten. Nur besorgte Keßler von dieser Veränderung, daß, wenn sie bekannt würde, man sie von Seiten der nun einmal erbitterten Kaufmannschaft als eine Strafe für ihn deuten,

benutzen und ausbeuten möchte; er stellte daher als Bedingung seiner Annahme das Gesuch um „eine amtliche öffentliche Rechtfertigung seines Verfahrens in Sachen der Nachsteuererhebung.“

Die hohe Behörde begnügte sich indeß nur damit, der Kaufmannschaft zu Münster auf ihre „unverschämte Anklage, falsche Angaben ihrer Waaren und dabei Reden von Bürgerehre“ u. s. w. eine sehr zurechtweisende Vermahnung zu ertheilen und sie dahin zu bescheiden, „daß die Untersuchungen und Nachforschungen des wahren Bestandes ihrer Vorräthe durch die Commission nach wie vor und mit aller Strenge, die die Sache erheische, fortgesetzt werden sollten“ rc. Da diese Verfügung nun zwar durch die Hand der Regierung der Kaufmannschaft überliefert wurde, diese sich aber wohlweislich hütete, etwas davon in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen, so versuchte Keßler, vor letzterer seine Ehre selbst zu vertreten, indem er vor seiner Abreise von Münster in dem in jener Gegend zumeist gelesenen „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ einen Aufsatz unter der Rubrik „Oeffentliche Gegenstände“, „Die Erhebung der Nachsteuer in Münster“ einrücken ließ, in welchem er den ganzen Thatbestand, sowol von Seiten der Regierungscommission, als das sträfliche Verfahren der Kaufleute und deren verleumderische Insertion in der Bremer Zeitung scharf und klar darlegte.

Er schloß denselben: „In der unbestimmten und dunkeln Unzufriedenheit über das gegenwärtige Verfassungs- und Regierungswesen schimpft man weidlich auf Willkür und Eigenmacht untergebener Beamten und Behörden und deckt sich den Rücken durch Schmeichelreden gegen die Höhern. Von jenen Beamten erliegen Diejenigen, welche Lust und Geschick zur gründlichen Berichtigung der öffentlichen Meinung besitzen, unter der Bürde ihrer täglichen Dienstarbeit, müssen sich daher mit der Rechtfertigung in ihrem Gewissen und in den Acten begnügen, in den Zeitungen aber über sich ergehen lassen, was nur zu lesen sie selten Muße haben.“

Trotz dieser und anderer dergleichen Unannehmlichkeiten würde es sowol Keßler'n als seiner Gattin am Ende doch hart angegangen

sein, Münster mit dem mannichfachen Guten, was ihnen dort zu Theil wurde, zu verlassen, wenn sie zugleich die theuren Geschwister in Cleve hätten zurücklassen müssen. Aber merkwürdiger Weise wurde gleichzeitig von Grolman von dort abgerufen und an das Kammergericht in Berlin versetzt. In dieser Uebereinstimmung ihrer Schicksale fanden die beiden Schwäger eine neue, das tiefere Gemüth ergreifende Gleichheit, die ihre gegenseitige Freundschaft noch inniger befestigte, ähnlich der der beiden Frauen, die schon seit Jahren durch gleich getragenes Schicksal und gegenseitig einander gewährten Trost und Hülfe sich Ein Herz und Eine Seele in einander fühlten. Nun sahen sie sich alle schon im Geiste freudig geschart um das geliebte Aelternpaar im Kreise der übrigen Geschwister.

Neunter Abschnitt.

Versetzungen.

Wenn der Mensch das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht sieht, sollte er allezeit erzittern; denn nur äußerst selten gestattet die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge einen dauernden Höhepunkt im menschlichen Glücke; wenn dieses nicht mehr im Steigen ist, so fällt es abwärts und schlägt oft in seinem jähen Falle Wunden, die nimmer vernarben.

Mit dieser Rückverpflanzung in das Heimatland waren Keßler's und der Seinen stille, innigste Wünsche erfüllt. Jubelnd kehrten sie heim in gemeinschaftlichem Reisezuge mit den Cleveschen Geschwistern, mit denen sie sich am Rhein trafen. Ueber die heitere Reise im schönsten Frühlingswetter berichtet Keßler gleich nach seiner Ankunft in seinem neuen Bestimmungsort unter dem 31. Mai an seinen Freund in Osnabrück: „Unsere Reise von Münster hierher durch die Grafschaft Mark, den Rhein hinauf, über Frankfurt a. M., Meiningen, Jena, Berlin, war überall von den glücklichsten Umständen begleitet und wurde in aller Beziehung zu einer wahren Lustreise. In Düsseldorf vereinigten wir uns mit den Geschwistern aus Cleve und waren dort und in Köln noch mit den uns so treuen Freunden von Thielemann zusammen. In Herpf bin ich unter den alten biedern Bauern einen ganzen glücklichen Sonntag gewesen. — Meine Pflegemutter fand ich heiter und wohlgemuth, wir mußten Alle bei ihr wohnen auf ihrem freundlichen Landsitze. — Luden habe ich in der Pracht und Herrlichkeit seines schönen Hauses und thätigen Wirkens sehr wohl gefunden. In Berlin mußte ich viel leiden durch die Einladungen bei hohen Personen. Bei einigen Excellenzen habe ich

keck abgesagt, weil ich einen Mittag bei Krause mit den Freitags-freunden Solger und Toll gewinnen wollte. In Berlin wurde ich meines Lebens nicht recht froh, die stillen Morgenstunden bei meinem herrlichen Schwiegervater ausgenommen. — Hier thut es mir wohl im alten Lande zu sein, wo doch noch ein Fundament in der Verfassung und vornehmlich der feste Glaube allgemein fortlebt, daß es unter „Friedrich Wilhelm" doch besser sei als unter jedem andern Fürsten."

Keßler hatte seine Familie in Berlin zurückgelassen, um, wie schon früher, erst Hütten zu bauen. Zum drittenmal mußte er sich nun einrichten. Das erstemal geschah es zwar durch die Vorsorge der guten Mutter. Nach Münster aber konnte von dem Mobiliar nichts mitgenommen werden, da der Transport eines ganzen Haushaltes nicht zu erschwingen gewesen wäre. In jener Zeit noch 7 Thaler Fracht vom Centner. Es wurde also Alles verkauft. Von dort weg hatte man noch mehr Grund, ein gleiches Verfahren zu beobachten. So wurde denn der noch so junge Hausstand zum drittenmal neu hergerichtet. Keßler pflegte zu sagen: „Ein Umzug ist ein halbes Abbrennen", somit war er nach zweimaligem Umziehen ganz abgebrannt. Jedoch Jugend und Muth, vorwärts zu streben, erleichterte zur Zeit noch Alles. Seinem Bruder schreibt er im Juni: „Wenn mir der Himmel in meinem Hause hier das Glück schenkt, dessen ich mich in Münster erfreute, so muß es mir hier im alten Lande wohl gefallen. Die Gegend ist freundlich, zumal jetzt, wo sie nach allen Seiten hin vom Schlage der zahllosen Nachtigallen widerhallt. Meine Wohnung ist gut und ganz neu, scheint mir aber etwas feucht, was sie mir leicht im Winter verleiden könnte." . . . . .

Ja wohl mußte ihm diese verleidet, ja zum tiefsten Leid werden! Seine Frau, die sich in Berlin heftig erkältet hatte, brachte einen hartnäckigen Katarrh mit, der sich in der neuen Wohnung zu verschlimmern schien, daher sie Keßler im September nochmals nach Berlin in die Pflege der Mutter und Cur des Vaters brachte. Gleich einen schlimmen Ausgang ahnend, kehrte er sehr traurig in seine Einsamkeit zurück. Man muß Keßler

gekannt haben, wie er der liebende, sorgsame, sich selbst aufopfernde Gatte war, der außer seinem Berufe für nichts lebte als für seine Häuslichkeit und die Seinen, um zu ermessen, welche Gefühle ihn in seiner Einöde durchdrangen. Seine trübe Stimmung sprach sich nun in Briefen aus, verbreitete sich aber auch über sein ganzes Wesen, seine Ansichten der Weltverhältnisse und alles Andere. Seinem Bruder schreibt er am 16. Januar 1820: „Mein hiesiger Aufenthalt ist nicht ohne Sorge, seit dem Eintritt des Herbstes kränkelt meine Frau. Die Feuchtigkeit der Wohnung mag das Uebel wenn auch nicht veranlaßt, doch verschlimmert haben. Mit manchen Aufopferungen habe ich nun wieder für eine andere gesorgt, die ich mit den Meinen beziehen werde. Der Arbeit habe ich viel; Gottlob aber auch wenig Zerstreuung. So bleiben denn doch noch Stunden der Freude unter den Meinigen übrig, die mir Muth und Trost geben über so viel Trauriges und Entsetzliches dieser Zeit. In der sorgfältigen Bewahrung des Haus- und Gemüthsfriedens findet sich dann wol die Stärke, auch Schwereres zu tragen, was die unheilschwangere Zeit gebären möchte. Wohl dir in deinem stillen Thale, wo du einen friedlichen Kreis nicht unfruchtbarer Thätigkeit vor dir siehst. Dein Gesetz ist das Wort Gottes. Deine Richtschnur das Evangelium, in dessen Auslegung dir keine Thoren und Bösewichter pfuschen dürfen."

In gleicher trüber Stimmung schreibt er an Abeken über das Leiden seiner Frau: „Mein Schwiegervater," sagt er, „hält das Uebel für einen sich auf die innern Theile geworfenen Rheumatismus. Bin ich nun in der Nähe meiner lieben Auguste, wie während des Weihnachtsfestes in Berlin, so erhebt mich ihre heitere Geduld und Zuversicht; allein fern von ihr kann ich mich oft der tiefsten Traurigkeit nicht erwehren. Im lebendigen und dankbaren Bewußtsein des reinen und seltenen Glückes, welches mir Gott geschenkt hat, habe ich viel daran gedacht, daß irdisches Glück um so vergänglicher zu sein pflegt, je höher es ist. Allein solche Betrachtungen mögen wohl die Kraft begründen, das schwerste menschliche Leid zu bestehen und ein ödes Leben mit

frommem Muthe durchzuführen; aber der andringende Schmerz wird dadurch nicht besänftigt, vielmehr nur gereizt. Meinen Julius habe ich nach Neujahr wieder mit hierher zurückgenommen. Da ich hier ganz verlassen, von jedem freundlichen Umgange stehe, so ist er meine einzige Unterhaltung außer der Masse mir obliegender Dienstgeschäfte. Ich gehe mit ihm spazieren, laufe mit ihm Schlittschuh, lese und lerne mit ihm."

Welcher Gegensatz mit dem noch vor kurzem so heitern Leben in Münster! Manche wollten behaupten, Auguste habe durch dasselbe ihrem zarten Körper zu viel zugemuthet. Mehr aber mag der Vater als Arzt das Leiden der Tochter richtig erkannt haben, der gegen Fremde äußerte, er glaube, daß die natürlichen Pocken, welche Auguste in der Kindheit sehr stark und gefährlich gehabt, von denen auch noch kleine Spuren im lieblichen Gesichte zu sehen waren, daß diese etwas von ihrem Gifte zurückgelassen, was sich auf die Lungen geworfen und nun, durch geringe Veranlassung erweckt, sich zum unheilbaren Uebel gestalte. Sei es Dies oder Jenes gewesen, genug die arme Frau ging einem langsamen Dahinschwinden entgegen und mit ihr Keßler's ganzes irdisches Glück. Im Juni 1819 noch nichts von dem Uebel ahnend, schrieb er ihr nach Berlin: „Ich sehne mich unbeschreiblich nach Euch, ohne dich und die Kinder ist für mich keine Freude auf Erden." Nachdem sie im September zum zweitenmal dahin zurückgekehrt war, schreibt er ihr: „Daß sich der Vater gleich so entschieden gegen unsere fatale Wohnung erklärt hat, ist mir im Grund recht lieb, so groß auch im Augenblick meine Verlegenheit deshalb sein mag. Genug, daß du doch nicht weiter diese Luft einathmen darfst. Der dumpfe Geruch derselben wird auch mir jetzt täglich unerträglicher." Das Verlangen nach eigener Häuslichkeit trieb Augusten im Spätherbst doch nochmals nach Frankfurt. Aber Anfang December mußte sie wieder nach Berlin, wo sie bis Ende März 1820 blieb, und dann eine andere, gesunde und schöne Wohnung, von Keßler bereits eingerichtet, bezogen wurde.

Während seiner langen Einsamkeit schrieb er einen Tag um

den andern an seine leidende Gattin. Gegen andere Freunde in der Ferne schwieg er fast ganz. Wie heutzutage Verfolgung vermeintlicher oder wahrer Demokraten, so war damals durch von Kamptz und Gehülfen das ängstliche Suchen nach Demagogen im Gange. Keßler schrieb an seine Frau im Januar: „Sicher ist jetzt kein Mensch von freiem Urtheil und entschiedener Handlungsweise. Nur dem elenden Knechte blüht sein Weizen. Das Briefaufbrechen scheint jetzt wieder an der Tagesordnung zu sein. Ein Brief vom General Grolman an mich war offenbar erbrochen. Bei solchen Verhältnissen ist es mir eigentlich zur Last, an meine entfernten Freunde zu schreiben. Wenn ich gleich nichts mit demagogischen Umtrieben zu thun habe, so ist es mir doch ein fataler Gedanke, daß freundschaftliche Mittheilungen, erst von der Teufelsnase eines Polizeibeamten durchschnüffelt, in die Hände des Freundes gelangen sollen. Schreibst du an Thielemann oder an sie, so entschuldige mich einstweilen."

Gegen den getreuen Freund Abeken sprach er sich indeß doch unumwunden aus. Diesem schrieb er, nachdem er von einem Besuch in Berlin heimgekehrt war: „In den herrlichen Bestrebungen der Kunst muß man in Berlin Trost suchen für den mannichfachen Aerger, welchen der unbefangene Verstand bei dem demagogischen Umtriebswesen empfindet. Dort hat sich dem ganzen gesellschaftlichen Treiben eine solche Parteiwuth beigemischt, daß man Gott dankt, nicht mit in jener Gesellschaft herumgetrieben zu werden. Die Scandalosa des Magnetismus scheinen neuerlich jene Wuth etwas abzukühlen durch allgemeine Neugier, Klatsch- und Witzmacherei und dergleichen. Wol hast du recht, daß es eines Luthers bedürfte, um all dem gräulichen Spuk der jetzigen Welt sein gerechtes Ziel zu setzen. In den wenigen Tagen, die ich in Berlin zubrachte, habe ich mich lediglich an den Kreis der Freunde und fern von allen Vorgesetzten gehalten. Mit Raumer, der die Hochschule von Breslau mit der in Berlin vertauscht hat, eröffneten wir zum Gedächtniß und zu Ehren unsers herrlichen seligen Solgers, wieder einen ordentlichen „Freitag", Krause, Toll,

Gotzmann; Raumer und ich als auswärtiges Mitglied. So weit darf man doch die Schlechtigkeit der Zeit nicht um sich greifen lassen, daß man solche Stiftungen der Freundschaft untergehen ließe."

Im October waren alle Glieder der Heim'schen Familie nach Berlin in das Vaterhaus berufen zur Hochzeitsfeier des einzigen Sohnes. Ein glückliches Fest, in noch ungetrübter Freude durch die volle Zahl der Geschwister. Bei dieser Gelegenheit beglückwünschten sich die durch stets gleiches Schicksal eng verbundenen Schwestern Henriette und Auguste. Sie sahen Beide, fast gleichzeitig, einem frohen Ereigniß entgegen. Die Eine wünschte sich zu den Töchtern einen Sohn, die Andere zu den Söhnen eine Tochter. Unter solchen vertraulichen Mittheilungen und Prophezeiungen, daß Alles so geschehen würde, schieden sie. In den ersten Tagen des December traf in Frankfurt die frohe Nachricht von der glücklichen Entbindung der Schwester Henriette ein, und zwar von einem Sohne. Doch fünf Tage darauf die — von ihrem Tode. Selbst den dabei wenig Betheiligten mußte diese Botschaft wie das Todesurtheil für Auguste klingen, wie vielmehr Keßler'n, der gerade auf die, seiner Gattin bevorstehende Katastrophe, durch des Vaters ärztliche Ansicht geleitet, seine letzte Hoffnung zu ihrer Erhaltung gebaut hatte. Sie selbst nahm die Nachricht ruhig und gefaßt auf. Am letzten December ward auch sie glücklich entbunden und zwar von einer Tochter, ganz nach dem gegen die verklärte Schwester geäußerten Wunsche. Es schien auch anfangs, als wolle die Natur durch dieses Ereigniß eine Wendung zur Herstellung der Kranken gewinnen, indem sich die Wöchnerin sehr wohl fühlte; doch war es nur Täuschung, die Kräfte kehrten nicht wieder und das verderbliche zehrende Fieber gewann wieder neue Macht über den noch mehr geschwächten Körper. Das liebliche Töchterchen dagegen gedieh zu allgemeiner Freude, sodaß in dieser zuweilen fast des großen Jammers vergessen wurde. Besonders Keßler baute seine ganze Hoffnung für die Zukunft auf das kleine Wesen. Doch auch diese wurde zur bittern Täuschung. Mitte März wurde durch plötzliches Eintreten von Krämpfen der kleine Trostengel, der Mutter voran, in eine

bessere Welt abgerufen und langsam schlich diese ihm nach. Im Juni schrieb Keßler seinem Freunde: „Ich bitte Gott täglich, wenn nach seinem Rathe ihre Auflösung beschlossen ist, ihre Leiden abzukürzen, wenn Linderung anders nicht möglich. Du weißt, was ich verliere, eigentlich schon verloren habe, denn ein solches langsames schmerzliches Verlöschen des Lebens ist schlimmer, viel schlimmer als der erlösende Schlummer des Todes." Keßler hatte es möglich zu machen gewußt, ihr durch die Güte eines Freundes eine reizende Sommerwohnung zu verschaffen, wo sie, fern von allen häuslichen Sorgen und dem Treiben der muntern Knaben, in Gesellschaft ihrer Mutter, die zwei Monate bei ihr aushielt, unter den schönsten Blumen im Garten saß oder umherschlich. Keßler widmete ihr jede von den Geschäften zu entübrigende Stunde und war glücklich, wenn sie ihn für alle Opfer, die er brachte, dankbar und liebevoll anlächelte. Keßler suchte in ihrer Nähe so viel als möglich seinen Gram stets zu verbergen und ihr gegenüber heiter zu erscheinen. Auch Das erkannte sie dankbar, entband ihn aber dieses Zwangs, als sie fühlte, daß ihre letzte Stunde nahe. Am Abend des 3. August sagte sie ihm: „Weine nur." Unter seinen Thränen und Gebeten entschlief sie gegen Morgen.

Wie öde lag nun das Leben vor dem armen Manne! Ohne Lust und Sporn betrieb er seine Geschäfte. Die frühere Freude an seinen Kindern war nun in Schmerz verwandelt, da er sie als hülflose Verwaiste betrachtete. Diese hingen sich mit innigster Zärtlichkeit an ihn und boten Alles auf, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Er widmete ihnen auch so viel Zeit als möglich die väterlichste Sorge und Aufsicht für ihr leibliches und geistiges Wohl. Der kleine sinnige und schmeichlerische Max sagte eines Tags auf dem Spaziergange zu ihm: „Du bist jetzt Vater und Mutter zugleich, die Mutter sitzt oben im Kopf und dem Herzen, in den Beinen ist der Vater, der mit uns spazieren geht." Zum Weihnachtsfeste ging er mit den Kleinen nach Berlin ins älterliche Haus, wo er Trost und Erhebung in der allgemeinen Trauer der Familie fand.

Im Februar schrieb er an Abeken unter Anderm: „Die allgemeine Nothwendigkeit der Trennung von Denen, die wir lieben, ist ein Trost, aber ein sehr schwacher. Dagegen ist der Glaube ungleich mehr als ein bloßer Trost — er ist ein höheres Sein, eine Verklärung — aber wie wenige Augenblicke sind es, wo der schwache irdische Mensch seine Seele rein zu erhalten vermag von der Störung, von der Verirrung und also von den Leiden des weltlichen Lebens. Glaube nicht, lieber Abeken, daß ich mich verzehre in diesen Betrachtungen; sie sind eben Das, was mich immer wieder auf das Leben zurückführt, als auf die Prüfung, die wir bestehen müssen, um zu bewähren, was wir werth sind; aber indem uns so, durch die Wege Gottes geleitet, das Leben nicht mehr als Zweck, sondern nur als Mittel erscheint, nicht mehr blos im Wort, sondern in der That, muß uns nothwendig die heitere Ansicht der menschlichen Dinge verschwinden und nur die ernste zurückbleiben. Wie leicht aber dieser Ernst durch Mangel aller freien Mittheilung, ja wol gar in den Banden widerwärtiger Umgebungen, in Trübsinn übergehen kann, fühle ich wol, vermag es aber nicht zu ändern. Was du mir von einer Versetzung nach Berlin sagst, so müßte ich eine solche ämsig suchen und das ganz gegen meine Ueberzeugung, ich müßte den Minister um irgend eine persönliche Berücksichtigung bitten, während ich mir es bisher zum Gesetz gemacht habe, nie etwas von einem Vorgesetzten zu bitten und durch die Gewährung solcher Bitte meines freien Urtheils und meiner vom Gesetze abhängigen Handlungsweise verlustig zu gehen. — Und was hätte ich denn am Ende in Berlin, was mir das Grab meiner Auguste ersetzte? Meine armen Kinder würden in dumpfer Stadtluft schmachten, während sie sich hier frei bewegen können. Erlaubten es meine Geschäfte im Sommer, eine Reise zu machen, so würde ich nach einem heißen Bade gehen, um endlich einen seit Jahr und Tag meine Brust beengenden Katarrh los zu werden."

Keßler's Gesundheit hatte gelitten durch das lange freudenlose in Gram und Sorge sich verzehrende Leben an der Seite einer Lungenkranken. Der Schwiegervater curirte aus der Ferne

an ihm, kam auch wol und sah nach, aber es konnte nichts helfen, da es dem, gegen sich selbst harten Manne, an sorglicher Pflege und Ueberwachung bei der Cur fehlte. Z. B. setzte er sich nach Vorschrift selbst eine Reihe Blutegel an den offenen Hals und stellte sich mit diesem Collier an den Schreibtisch zwischen Thür und Fenster und fertigte Regierungsacten ab. Unmittelbar aus dem russischen Bade ging er in die Session oder die kalte Registratur, weil des Königs Dienst nicht darunter leiden sollte, daß er krank war. Zuletzt schickte ihn Heim nach Salzbrunn in Schlesien. Vorher aber wurde seine Zeit noch auf andere Art in Anspruch genommen, die ihn auf sehr zweckmäßige Weise von seinem eignen traurigen Geschicke abzog.

Wegen Heims' bevorstehenden Doctorjubiläums hatte Keßler im Herbst 1821, aus nur dürftigen Materialien, eine kurze Beschreibung von Heim's Jugendleben abgefaßt, welche als Geschenk der Familie dem Jubelgreise überreicht werden sollte. Weihnachten wurde die Arbeit den Freitagsfreunden, vornehmlich aber auch der Familie vorgelegt. Diese hatte viel daran auszusetzen; und da Verhandlungen unter dieser allezeit mit erhöhter Stimme geführt wurden, so konnte es nicht fehlen, daß davon auch zu den Ohren des Jubilars selbst drang. Fiel nun zwar die Ueberraschung für diesen bei dem Feste weg, so hatte doch dessen Kenntnißnahme von dem Beabsichtigten das Gute zur Folge, daß der alte Herr mit seinen Tagebüchern und Briefen aus Solz, Halle, Leinden, London u. s. w. herausrückte, in denen Keßler den reichhaltigsten Stoff zu einer ganz neuen Lebensbeschreibung fand. Seinem Freunde Schwendler, der von Amerika wieder nach dem Vaterlande übergesiedelt und Schwiegersohn vom effelder Heim geworden war, sich also unter Keßler's auswärtigen Freunden zunächst am meisten für die Jubiläumsbiographie interessiren mußte, schrieb er im März: „Mit meiner kleinen Schrift hoffe ich dir, noch mehr deiner Frau und Schwägerin Friederike, eine Freude zu machen. Durch den reichen aus Berlin mitgebrachten Schatz bin ich in das Haus meiner Großältern eingeführt worden, habe Vater und Mutter in ihrer Jugend wieder gesehen. Deine Frauen

gefiel, je länger er sie ansah — die er zuletzt 1816 gesehen, wo sie als Leiterin des väterlichen Hausstandes und großen geselligen Verkehrs in demselben ihm als eine umsichtige, kluge Hausfrau erschien.

Nach Keßler's gerader Art, sollte man meinen, wäre für ihn eine schriftliche Anfrage an dieselbe, entweder direct oder durch ihren Schwager Schwendler, bei welchem sie sich seit ihres Vaters Tode aufhielt, das Einfachste und Zweckmäßigste gewesen. Doch — die böse Welt sagte seiner Erkorenen nach, sie habe schon manchen Korb ausgetheilt und einem solchen konnte sich ein königl. preußischer Regierungs-Director doch unmöglich aussetzen? Auch hatte sie ihn bereits einmal schon abschläglich beschieden, als er nach dem Tode ihres Vaters sie einlud, als nahe Verwandte seiner Frau in sein Haus und die Nähe ihres noch einzigen Oheims in Berlin zu kommen, um unter ihnen wieder eine Heimat zu finden.

Keßler sann also, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, auf eine sogenannte Intrigue, die allen Theilen wenigstens freie Hand ließe, wenn man sich gegenseitig nicht zusagen sollte. Keßler's Vetter, der Bruder von Friederike Heim, der als Rath bei der Regierung zu Frankfurt a. O. stand, wurde nach dessen Versprechen der strengsten Verschwiegenheit zum Vertrauten gemacht, und vermocht, die Schwester zu sich einzuladen. Auch er hatte sie früher aufgefodert, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, was sie, auf spätere Zeit verschiebend, ihm zugesagt hatte. Nun konnte es ganz passend erscheinen, wenn der Bruder an dieses Versprechen mahnte, indem er hinzufügte, daß er sie selbst in Frankfurt a. M. abholen würde. Friederike ging darauf ein. Es reizte sie, mit dem Bruder eine schöne Reise zu machen und schien ihr eine würdige Bestimmung, dem Alleinstehenden dann das Leben durch ihren Beistand zu verschönen. Keßler wollte sich mit seinen drei Knaben des Vetters Reise anschließen bis Meiningen zu seiner Pflegemutter, bei der er die Reisenden aus Frankfurt a. M. erwarten wollte, um sich dann mit ihnen zu vereinen zur Rückkehr über Berlin.

Keßler's treffliche Schwiegermutter in Berlin, die ganz entzückt war über seinen Entschluß, da sie in demselben sein Wiederaufleben und das Gedeihen ihrer geliebten Enkel mit Gewißheit erblickte, wurde von ihm ersucht, ihre Nichte zu sich einzuladen, bei ihr eine Zeitlang zu verweilen, bevor sie mit ihrem Bruder weiter reise. Diese ging um so williger auf Keßler's Bitte ein, als sie, nach der Harzreise in Liebenstein, Friederiken kennen gelernt und gleich sehr lieb gewonnen, ja sogar (wie sie später gestand) augenblicklich den Wunsch gehegt hatte, sie einst als Keßler's Frau zu sehen. Alles wurde möglichst rasch betrieben, Ende März waren die Unterhandlungen bis zum Schlusse gediehen, und schon den 20. April sollte die Reise angetreten werden. Aber Keßler verzehrte sich noch fortwährend in Sorge und Unsicherheit über das Gelingen seiner Pläne. Er schreibt an seine vertraute Schwägerin E. in Berlin: „Noch in keinem Verhältnisse meines Lebens hat mich ein solcher Streit zwischen der Stimme der Vernunft und des Herzens verfolgt und geängstigt, wie in dieser Angelegenheit. Wol mag dies darin liegen, daß ich keine freundliche theilnehmende Seele um mich habe, welche durch Gespräch und Rath dem schwankenden Gemüthe zu Hülfe kommt, und durch unbefangene Betrachtung drohender Hindernisse und Besorgnisse, mein Anliegen fördert. Heim ist noch auf dem Amte Liegen beschäftigt. Obschon er fest entschlossen ist, seine Schwester abzuholen, so zweifle ich doch, daß er hier von den Geschäften loskommt und wirklich reist, sie abzuholen, oder daß sie mit ihm geht, wenn er wirklich nach Frankfurt a. M. kommen sollte. Beklagen Sie mich darum aber nicht, liebe Schwester! Helfen Sie mir vielmehr, fest an dem Glauben zu halten, daß es so am besten sei, wie es der Himmel ohne ein voreiliges Eingreifen in den Lauf der Dinge von unserer Seite fügen wird."

Keßler's Besorgnisse waren indeß ungegründet. Heim kam rechtzeitig und die Reise ging vor sich. In Gotha trennten sich die Verschworenen und Heim ging nach Frankfurt a. M., brachte daselbst einige heitere Tage bei seinen Schwestern zu, und nahm

dann Friederike mit sich fort. In Koburg trafen sie Keßler'n mit der Pflegemutter und den Kindern. Friederike begrüßte ihren Vetter Keßler mit gewohnter Herzlichkeit und demjenigen Ernste, den das Wiedersehen nach dem beiderseits Erlebten in ihr hervorrief. Dann aber blieb der weit hergereiste Freier einige Tage fast unbeachtet von ihr. Die Geschwister hatten so viel Freunde und Verwandte in der Nähe herum zu begrüßen, auch die Gräber ihrer Aeltern in Effelder zu besuchen, und erst von Jena aus war die Reise eine anhaltend gemeinschaftliche. Keßler sorgte dafür, daß sie möglichst langsam vorwärts ging, um Zeit zu gewinnen, daß man sich gegenseitig näher befreunde. Der Enthusiasmus, mit dem sich seine Knaben auf der Reise an die neue Tante drängten, ihre kleinen Geschichten, die sie ihnen erzählte, bewunderten, und untereinander stritten, wer in dem Wagen der Tante fahren, mit ihr im selben Zimmer wohnen dürfte, beglückte Keßler'n. So kamen sie endlich nach Berlin. Von den lieben Verwandten herzlich aufgenommen, ging Alles den ersten Tag recht gut, doch schon am zweiten schreibt Friederike der Schwester Clara in Frankfurt: „ich fühle mich diesen Abend unaussprechlich unglücklich, und fürchte mich sehr vor den nächsten Tagen, wo Bruder Ludwig von hier abreisen wird, wonach ich mich sehr verlassen fühlen werde. Ich kann kaum die Zeit erwarten, wo er mich abholt und freue mich im voraus auf die innere und äußere Ruhe, der ich mich unter dem Schutze des theuren Bruders hinzugeben gedenke. Der Himmel gebe nur, daß mich die Sehnsucht nach dir und deinen holden Kindern ruhen läßt".

Friederikens peinliches Gefühl im Kreise der Verwandten erklärt sich dadurch, daß sämmtliche Glieder desselben von Keßler's Vorhaben unterrichtet waren, und sie nun auf Schritt und Tritt, in Wort und That, aufs genaueste beobachteten, um ihr womöglich schon im voraus abzulauschen, ob sie Ja oder Nein sagen würde. Dies Bewachen fühlend, ohne sich den Grund erklären zu können, wurde sie dadurch auf das unangenehmste berührt. Den Tag vor Keßler's Abreise bat er Friederike'n noch um eine Unterredung. Sie glaubte, es betreffe seine Schwester,

über deren Lage und mögliche Verbesserung derselben er schon unterwegs Rath mit ihr gepflogen, und ging arglos darauf ein. Sie erzählt den ganzen Vorgang der Schwester Clara in folgenden Worten:

„Um ungestört zu sein, gingen wir zu unsrer Besprechung auf des Onkels Stube. Nachdem wir auf dem Sopha Platz genommen hatten, begann Keßler eine schöne, Herz und Geist ergreifende Rede, deren Sinn und Kern war, daß er mich um meine Hand, um meine Liebe bat. Er sagte am Schlusse derselben, er wolle mich zu keiner übereilten Entscheidung bewegen, ich solle Onkel und Tante hier, um Gutes und Böses, was an ihm sei, fragen, und ihm dann erst Ja oder Nein sagen. Da ich indeß von jeher einig mit mir war, was ich von dem Manne meiner einstigen Wahl verlange, mir auch Keßler auf der ganzen Reise sehr wohl gefallen durch sein sanftes edles Benehmen, durch seine geistige Kraft, seinen religiösen Sinn, durch seine treue Anhänglichkeit an Allem, was auch mir theuer und lieb ist, ferner seine sichere Stellung im Leben bedenkend und die Achtung, die ihm Jedermann zollt, so reichte ich ihm ohne weiteres Zögern meine Hand und sprach ein ihm vernehmliches Ja aus. Er drückte mich dankend an sein Herz und nannte mich seine liebe Braut. In demselben Augenblick trat die Tante ein, und er stellte mich ihr als seine Verlobte vor. Sie umarmte mich und versicherte mir, daß sie sich unbeschreiblich freue, dann aber sank sie laut schluchzend auf das Sopha, da der Schmerz um die verlorene Tochter, die ihr von demselben Mann einst als Braut vorgeführt wurde, sie überwältigte. Ich fühlte ihr Das nach und weinte herzlich und aufrichtig mit ihr. Nun kamen sie Alle, mir ihre Freude und Theilnahme auszusprechen. Der liebe Onkel, der Alles im Leben heiter nimmt, war der Fröhlichste dabei, er versicherte mir, «daß er sich recht herzlich über meinen Entschluß freue, und ich sollte nur recht vergnügt sein, denn ich bekäme einen ganz prächtigen Mann, den alle Leute lieb hätten, und gesund wäre er auch, dafür stehe er ein». Julius, Keßler's ältester Sohn, wurde feuerroth, als es ihm Keßler sagte, und

Thränen traten ihm in die Augen. Marie, ein zartes weiches Kind, fiel mir weinend um den Hals und küßte mich wol zwanzigmal auf einen Fleck. Der kleine Anton machte auch ein gerührt Gesicht, da er die Großen alle weinen sah; als ich ihn aber küßte, lachte sein ganzes Gesicht hinter den Thränen hervor. Mir war den ganzen Tag unbeschreiblich weh und angst. Ich wäre so gern an deine Brust gesunken, du theuerste Freundin und Schwester, und hätte da mein Herz durch Thränen erleichtert. Ich bat Keßler, mich recht viel allein zu lassen. In diesen einsamen Stunden, die ich bei verhängten Fenstern auf meiner Stube zubrachte, betete ich und weinte, und gedachte der geliebten Aeltern, die mich nicht mehr segnen können, und an Euch, Ihr theuren Geschwister alle, die Ihr in dem wichtigsten Moment meines Lebens so weit entfernt von mir seid."

Nach wenig Tagen fährt Friederike in ihren Berichten weiter fort: „Gestern ist Alles fröhlich und zutraulich um mich gewesen. Keßler, der mich mit großer Innigkeit behandelt, ist mir schon recht lieb und werth geworden. Auch versichert er mir, daß er bereits über und über in mich verliebt sei, und was er mit Besonnenheit begonnen, sei bei ihm schon Leidenschaft geworden."

Keßler seinerseits gab auch Bericht über den Zustand seines Gemüths, doch nur sich selbst, indem er in sein lang vernachlässigtes Tagebuch schrieb: „Den 31. Mai 1823, am Geburtstage meiner verklärten Auguste, den ich durch Beichte und morgen durch das heilige Abendmahl zu feiern gedenke, ziemt es sich wohl, in diesen Blättern Rechenschaft zu geben über mein neues Verhältniß zu Friederike Heim.

„Nach Augustens Tode kam mir zuweilen, auf menschliche Weise, der Gedanke entgegen: Ob ich je mich zu einer zweiten Heirath würde entschließen können? Ich würde die Frage stets mit entschiedenem Nein beantwortet haben, wenn ich mir nicht jederzeit in Friederike das Wesen gedacht hätte, welches mir eine zweite Verbindung vielfach ersprießlich und wünschenswerth machen könnte. Indeß wies ich solche Vorstellungen tadelnd von mir.

Nach meiner Heimkehr aus Ober-Salzbrunn führten mir die Erzählungen meiner Schwiegermutter und ihrer Kinder von der Zusammenkunft in Liebenstein Friederikens Bild wieder lebhaft vor die Seele." — Nachdem er dann aller Verhandlungen über die Angelegenheit, des Für- und Gegenredens der Vertrauten in der Sache erwähnt, des ersten Wiedersehens u. s. w., fährt er fort: „Von Jena aus gewährte die nach beiden Wagen hin abwechselnde Unterhaltung reichen Stoff, Friederike weiter zu beobachten, und besonders über ihr Verhältniß zu meinen Knaben mich zu unterrichten. Ich mußte mir gestehen, daß ihr heller, lebendiger Geist, der klare, edle Charakter rc., alle vernünftigen Erwartungen, welche ich gehegt haben konnte, befriedigte. Getrost erbat ich mir, nachdem wir einige Tage in Berlin zugebracht, eine ungestörte Unterredung mit Friederike, und ohne irgend einen Zweifel oder Sorge in meiner Seele bat ich sie um ihre Hand, welche sie mir auch ohne weiteres reichte, obwol sie in ihrem Innern auf meinen Antrag nicht vorbereitet schien. — Von ganzem Herzen gelobte und gelobe ich ihr alle Treue und Liebe, die ich einem weiblichen Wesen auf Erden zu erweisen im Stande bin. All mein irdisches Streben sei nur ihr und den Kindern meiner seligen Auguste geweiht, deren engelreines Bild Friederike gern neben sich dulden und mein Andenken an die Verklärte theilnehmend ehren wird. Daß es so sei und werde, darum bitte ich den Vater im Himmel!"

Fast hätte Friederike durch die unglückliche Neigung der Berliner, in ihrem nordischen Klima südliches Sommervergnügen genießen zu wollen, ein gleiches Schicksal mit ihrer Vorgängerin gehabt, denn auch sie brachte Brustschmerzen und heftigen Husten mit nach Frankfurt a. M. Dieser böse Feind von Keßler's Glück war die einzige Sorge, die ihm die frohe Aussicht auf den bald wieder zu erwartenden „häuslichen Frieden" während des kurzen Brautstandes trübte. Er schreibt seiner Braut am 16. Juni: „So sehr mich die heitere Laune deines gestrigen Briefes entzückt, so hat doch die am Schlusse gegebene Nachricht von deinem hartnäckigen Katarrh alle Schrecken in meiner Erinnerung aufgeregt.

Wer eine Schule des Jammers durchgemacht wie ich, muß nothwendig in Angst gerathen, wenn seiner geliebten Braut Blut abgezapft werden soll. Folge dem ärztlichen Rathe deines lieben Onkels und bedenke stets, daß du nicht mehr dir allein angehörst, sondern mein volles rechtmäßiges Eigenthum bist, welches ich mir gegen Hingabe meines eigenen Selbst erworben habe."

Sie tröstet ihn über ihren Zustand, indem sie ihm schreibt: „Das, was ich jetzt leide, ist nur die nothwendige Folge meiner Verpflanzung. Wenn ich erst in deinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen habe, werde ich wieder mit neuem Leben erfüllt dastehen" u. s. w. Die Zwischenzeit der Trennung wurde von beiden Seiten so kurz als möglich gewünscht, „damit man in Ordnung und Ruhe kommt", wie Friederike sagte. Sie bestimmte daher, nach Rücksprache mit Keßler, den Zeitpunkt ihrer Uebersiedelung nach Frankfurt a. O. auf den 14. Juli, einen Montag, wo sie kurz nach der Trauung abreisen wollten. So sehr sich der Heim'sche Familienkreis über die Keßler'sche Heirath freute, so sehr fürchtete man sich allgemein vor der Feier derselben. Friederiken war es schmerzlich, daß ihr sogenannter Ehrentag, der Antritt zu ihrem zu hoffenden Glücke mit Thränenströmen begangen werden sollte. Sie machte daher, als Keßler den Sonnabend zuvor nach Berlin kam, ihm den Vorschlag, sich mit ihr einen Tag früher im Stillen, also heimlich, trauen zu lassen, um allen Andern den Schmerz und die Thränen bei der Handlung zu ersparen. Keßler erfreute der Einfall, und er ging darauf ein. Schleiermacher wurde vermocht, die wenigen Worte, die er etwa dem Paare zu sagen beabsichtige, einen Tag früher, in aller Stille, zwischen den beiden sonntäglichen Gottesdiensten auszusprechen. Zur bestimmten Stunde gaben die Brautleute vor, Abschiedsbesuche machen zu wollen und fuhren zu Keßler's treuem Freunde Krause, wo sie das hochzeitliche Kleid anlegten und Frau Krause der Braut den Kranz um die Stirn wand. Der Küster der Dreifaltigkeitskirche hatte die Weisung „der stillen Trauung" so streng genommen, daß, als Krausens dem einzusegnenden Paare nachgingen, sie die Kirchenthüren verschlossen fanden. Zu ihrer

höchsten Erbauung und Keßler's größter Verwunderung hielt Schleiermacher eine vortreffliche, ihre engsten Verhältnisse berührende Rede. An der sonntäglichen Familientafel ging es an diesem Tage besonders festlich her, da es die Abschiedsfeier der lieben Nichte galt. Der Champagner sprudelte zu Ehren der Braut und ihres Bräutigams. Die heimlich Getrauten nahmen es hin als ihr Hochzeitfest, und als man am andern Tage Anstalten machte zu ihrem wirklichen, dankten sie und traten mit ihrem Geheimniß hervor. Alles lachte nun, und war heiter und fröhlich, der alte Heim sagte: „Ihr habt einen Capitalstreich gemacht!" So war zu einem ernsten Leben wenigstens ein heiterer Anfang gemacht.

Im August meldet Keßler seinem Freunde Prinz Max seine Verheirathung nebst allen sie begleitenden Nebenumständen, als: Grund, Name, Zeit u. s. w. und schließt dann: „Was mir an häuslichem Glück auf Erden noch zu Theil werden kann, das wird mir durch Niemand so sicher und gewiß bereitet als durch Friederike. Meinen lieben Kindern ist in der neuen Mutter ein neues Heil aufgegangen."

Auch Abeken wurde ein Gleiches gemeldet, dieser antwortete: „So lange ich hoffen durfte, daß du noch Gemühm *) finden würdest, verzweifelte ich nicht an dir und deinem Glücke."

Um über Keßler's persönliches und Familienleben nicht das Ernste nach außen hin zu vergessen, so bleibt über seine Stellung in Frankfurt a. O. noch zu erwähnen, daß es, abgesehen von seinen häuslichen Leiden, dennoch in keiner Hinsicht sehr ersprießlich und mit dem in Münster in keiner Beziehung zu vergleichen war. So, was den geselligen Umgang betraf, dort der geistreiche v. Thielemann, der gemüthliche v. Vincke und so viele Andere, die zusammenhielten und dadurch eine gute Geselligkeit förderten, stand dagegen in Frankfurt a. O. fast Jeder allein. Die Nähe der Residenz influirte nachtheilig auf die Gesellschaft. Die Chefs der beiden Landescollegien suchten jeder, oder vielmehr deren

*) von Muhme, Cousine.

Frauen einen kleinen Hof um sich zu bilden. Während an dem einen großen Luxus herrschte, der Hausherr in häufiger Abwesenheit der schönen Gemahlin ausgesuchte Diners und schlüpfriger Unterhaltung liebte, war an dem andern eine gesuchte Gottseligkeit vorherrschend. Das Militär nahm an Allem wenig Theil. So war das Ganze nur ein zerrissenes Wesen, in welchem Keßler'n nach keiner Richtung hin wohl werden konnte.

Das Geschäftsleben war anders, aber auch nicht besser. Mit seinem Chef, einem trefflichen Geschäftsmanne, stand zwar Keßler sehr gut, aber sein Nebenmann, mit dem Titel „Vice-Präsident", war eine wenig umgängliche Natur, wol durch innere Anlage, da sie sich nach allen Richtungen hin feindselig äußerte, sodaß kein Mensch friedlich mit ihm auskommen konnte. Keßler war schon vor seinem Eintritt in Frankfurt a. O. gewarnt, ja von einem Verwandten jenes Mannes gebeten worden, womöglich freundlich und friedlich auf ihn wirken zu wollen.

Keßler schreibt noch im Januar 1820 an seine Freunde nach Berlin: „Herrn v. S. habe ich gestern zum erstenmal gesehen, aber auch nur gesehen. Dieses verdrehte Wesen ist aus unbekannten Gründen so in Aerger verbissen, daß man nicht mit ihm reden kann. Der Präsident behauptet, so sei er eigentlich immer." Dennoch war es für Herrn von S. hinreichender Grund, von Haus aus Keßler'n nicht als seinen Freund zu betrachten, da dieser sich mit Herrn v. W. gut stand, mit welchem v. S. sich selbst in die größte Feindschaft hineingearbeitet hatte. Der Streit beider Präsidenten hatte endlich eine königliche Entscheidung nöthig gemacht, zu welcher eine Commission von Berlin gesandt wurde. Ohne betheiligt an der Sache zu sein, wurde Keßler, schon als dritter Mann des Präsidiums, in den Akten der Untersuchung mit genannt. Dies veranlaßte, daß auch ihm eine königliche Zurechtweisung zukam. Keßler schreibt seinem Schwager E. in Berlin darüber:

„Ich nehme die Cabinetsordre in völliger Gelassenheit ad acta personalia, wo ältere freundlichere Worte meines gnädigen Königs liegen" u. s. w.

Nicht lange darauf erblickte Keßler wieder ein blaues Cou-

vert, welche Cabinetsordres zu enthalten pflegen, auf seinem Pult, als er von der Session nach Hause kam. Es enthielt diesmal die Ernennung zum Ritter des Rothen Adlerordens III. Classe. „Der gute König!" sagte Keßler, „er fühlt selbst, daß ich eine mildernde Salbe auf die Wunde des gekränkten Herzens haben muß", und gerührt heftete er sich dasselbe auf sein treugesinntes. So kam er zu dem ersten preußischen Orden.

Im Uebrigen lebte Keßler zufrieden und glücklich in seinem Hause. An Abeken schreibt er im April 1824: „Aus meinem Briefe an Kohlrausch hast du ersehen, daß mir Gott in meinem Hause Alles gegeben, ja viel mehr gegeben hat, als was ich zu gewinnen je hoffen durfte; daraus folgt, daß meine Knaben eine ebenso treffliche Mutter, als ich eine Gattin in meiner Friederike besitzen muß. Nur weil der Mensch nimmer ein Ziel in seinen Wünschen findet, so wünschen wir, daß der zu erwartende Zuwachs der Familie kein Sohn, sondern ein Töchterchen sein möge."

Im October desselben Jahres schreibt er wieder seinem Freunde und beklagt den Tod zweier münsterischen Freunde, v. Wernuth und v. Thielemann, dann sagt er: „Doch kehren wir von den geliebten Todten auf die nicht minder geliebten Lebendigen zurück. Der Lebendigste unter den Meinen ist jetzt der kleine Fritz, nah an sechs Monate alt, kugelrund, viel weinend, aber auch viel lachend, als ein echter Mensch. Fritz heißt er nach dem verstorbenen Vater seiner Mutter, Christian vom alten Truchseß, und Ludwig von der Mutter Bruder. Meine andern drei Jungen wachsen äußerlich gewaltig in die Länge und die Breite. An redlicher Sorge zur Förderung des Geistigen lasse ich es nicht fehlen. Das Weitere bleibt dann Gott anheimgestellt. Uebrigens ist mein häuslicher Friede so vollkommen, als ich es mir in diesem Leben nur wünschen kann."

Nachdem er sodann über die Zerwürfnisse der Zeit Einiges erwähnt, sagt er: „Doch lassen wir diese odiosa und flüchten uns in unsern stets reinen, klaren und heitren «Freitag», der über die Stürme der Zeit erhaben ist. Weißt du noch — es sind eben in diesen Tagen sechszehn Jahre her — wie wir uns Abends bei unserm verklärten Freunde Solger zusammenfanden, als eben die

ersten Feinde in die Stadt eingezogen waren? Im furchtbar einbrechenden Elende dankten wir dem Himmel, daß der Frieden unsres kleinen bescheidenen Kreises unangefochten sei und bleibe von solchem Unheil. Deß gedachte ich in wahrer Herzenserhebung, als mir nach vielen Jahren das Glück wurde, vor acht Tagen in meinen vier Wänden hier den alten Freitag zu feiern. Nur der allzubeschäftigte Krause fehlte. Dagegen florirte der urvorweltliche Hagen und der kleine Voll, und Raumer und Sotzmann sind würdige Mitglieder, wie du das aus den Hohenstaufen und Sotzmann's «dickem Tischler» entnehmen wirst. Lange war mir dieses Fest gelobt, aber es schien ebenso schwer, fünf Freunde in die frankfurter Journalière, als zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen. Am Ende sind auch nur vier gekommen, doch war ich ja der Fünfte, also die alte gewohnte Zahl voll, gewiß eine heilige, fünf Freunde so einig und innig wie die fünf Finger einer Hand. Meine liebe Frau war glücklich, sich als solche Freitagswirthin beweisen zu können. Auch hat Hagen geschworen, bei mir sei der beste Gasthof in Frankfurt. Hagen in seiner muntern Laune sprudelte von allerlei Witz. Hier bin ich, außer Weib und Kind, eigentlich ohne Freunde. Aber öfter genießen wir die Freude lieben Besuchs. Im September logirte Schock Reuß (jetzt Durchlaucht) mit Frau und Kindern bei mir. Wir sind von Alters her Dutzbrüder, und er ist mir stets mit der treuesten Freundschaft ergeben. Nun haben sich auch unsre Frauen recht gut zusammengefunden."

Ueber die „odiosa der Zeit" sich weitläufstiger auszusprechen, wurde Keßler durch seinen Bruder gedrängt, der ihn angesprochen hatte, sich für die Söhne zweier Witwen seiner Bekanntschaft zu verwenden, und so schreibt er diesem:

„Nur wenige Zeilen der demagogischen Umtriebe wegen, welche deine Nachbar-Witwen in Kummer und Thränen bringen. Leider kann ich hierbei auch nicht das Geringste thun. Wenn nicht der heilige Bund selbst, doch seine nächsten Gewalthaber, scheinen offenbar in allen Ecken, vornehmlich aber auf unsern deutschen Universitäten Hochverrath u. dgl. zu wittern. Daß das

preußische Polizeiministerium hiermit übereinstimmt, liegt seit Jahren vor den Augen der ganzen Welt. So ist es denn einigermaßen erklärbar, daß (wie es scheint sehr geheim) eine Menge sogenannter Demagogen, des Hochverraths oder Gott weiß welcher Verbrechen verdächtiger Lehrer und Schüler zusammengeschleppt und zur Untersuchung gezogen werden. Meines Wissens ist, einige Lächerlichkeiten ausgenommen, noch nie etwas über die Resultate der Untersuchungen bekannt geworden. Die Welt kann also in dieser Zeit toller und blinder Parteiwuth auch noch keine Ueberzeugung von dem Dasein der schweren Verbrechen haben, mit welchen man sie zu ängstigen und zu verschüchtern so ämsig bemüht ist. Es folgt aber daraus, daß, wenn man sich ohne dringenden Beruf für einen der sogenannten Verdächtigen auf irgend eine Weise verwenden wollte, man höchst wahrscheinlich sofort selbst für einen Mitverschworenen gehalten und selbst eingezogen würde, ohne dadurch irgend Jemand den mindesten Nutzen zu gewähren. — Daß es so ist, ist freilich sehr traurig, und man kann den bekümmerten Müttern eines vielleicht guten und ehrlichen, aber wol unbesonnenen Jünglings keinen Trost geben als den, daß der König ein frommer und redlicher Landesvater ist, der am Ende durch sein höheres Rechtsgefühl alle dämonischen Umtriebe der ihn bestürmenden Parteien zu Schande macht. Haben jene Jünglinge sich keines Verbrechens schuldig gemacht, so wird auch ihre Unschuld über den Wahn siegen, der eine Zeit lang Macht über sie ausübt. Ich verzweifle nicht an der endlichen Ueberzeugung redlicher Monarchen, daß sie treuere Herzen und bessern Nutzen in Denen finden, welche ihnen hin und wieder als Verräther dargestellt werden, als in Denen, welche sich allein loyal nennen und ihren groben Egoismus und Hochmuth in den Schein der Treue und Ergebenheit hüllen. — Gott wird am Ende Jedem sein Theil zumessen. Meine Ueberzeugung über diese Dinge verhehle ich Niemand, auch da nicht, wo ich mich amtlich zu äußern aufgefodert werde: Aber thun kann ich nichts gegen Maßregeln, die einmal einen solchen Charakter angenommen haben."

Im September schreibt Keßler seinem verehrten Freunde zu Neuwied u. A.: „Was die Gemüther jetzt hier beschäftigt, ist das angeblich bereits von dem Könige vollzogene Ersparungssystem, welches die Staatsausgaben um fünf bis sieben Millionen vermindern soll. Hier beruht Alles noch auf dunklen Gerüchten. Reductionen im Civil und Militär, beträchtliche Gehaltabzüge u. s. w. machen natürlich keine geringe Bewegung unter den Gemüthern. Es ist freilich unbequem, ja oft sehr schwer, sich auf der Stelle in seiner ohnedies nur spärlichen häuslichen Einrichtung auf einmal bedeutend herabstimmen zu sollen: aber der Unbefangene würde sich dennoch darein finden, wenn er nicht nur die Nothwendigkeit der Maßregel, sondern auch die Zuverlässigkeit der beabsichtigten Wirkung begreifen könnte."

Die als dunkles Gerücht verbreitete neue Staatsökonomisirung trat bald genug in Wahrheit ans Licht. Zu den Projecten der damit zusammenhängenden neuen Organisation gehörte zunächst, daß an den Regierungen Vicepräsidenten und Directoren abgeschafft, in Wahrheit aber verdoppelt, nur in Rang und Gehalt reducirt und Ober-Regierungsräthe genannt werden sollten. Es ging daher noch vor Schluß des Jahres Keßler'n auf gewisse Weise die officielle Benachrichtigung zu, daß er nächstens aufhören würde zu sein. Als was er aus dem Chaos hervor gehen werde, lag für ihn wiederum in Dunkel gehüllt. Alte Directoren und Vicepräsidenten wurden pensionirt, die Begünstigten allenfalls auf dem Aussterbeetat behalten. Jüngere der letzten zu Chef-Präsidenten gemacht. Der kaum vierzig Jahre alte Keßler durfte sich weder des einen noch des andern schmeicheln. Doch hoffte er nicht, daß es ihm gehen dürfte wie einem braven Major seines Alters, der zu jener Zeit der neueingetretenen Maßregeln in einem Garten saß, wo dessen Kinderchen unter der Aufsicht der jugendlichen Mutter um den gemüthlichen Vater spielten, als dieser eine Schrift erhielt, nach deren erstem Einblick er die Pfeife weit von sich warf und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, um Thränen der Wuth nicht sichtbar werden zu lassen. Die Schrift enthielt seinen Abschied mit spärlicher Pension. Die

Zweifel für Keßler dauerten indeß nicht lange, schon Ende März erhielt er die Ernennung zum Director des Consistoriums und Schulcollegiums der Provinz Brandenburg, mit dem Charakter eines Vicepräsidenten, unmittelbar unter dem Cultusminister von Altenstein in Berlin und dem Oberpräsidenten der Provinz, zu welchem Präsident von Bassewitz zu Potsdam ernannt wurde.

Kurz vor Schluß des v. J. hatte Keßler an seinen Freund Abeken geschrieben: „Bekümmerst du dich denn auch um die mancherlei Schriften, welche die famose Agenda unsers Königs hervorruft? Pacificus sincerus (Schleiermacher) trifft wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf, und Gnade Gott den armen und schwachen Hoftheologen, denen eben jener Nagel im Gehirn steckt. Wie schrecklich haben sich doch Bosheit und Dummheit verschworen, redliche und fromme Fürsten von ihren treuen Völkern loszureißen und Zwiespalt und Verderben unter sie zu bringen? —“ Nun sollte Keßler in diesen für ihn unerfreulichen Geschichten mitwirken? Seinem Danke für diese Beförderung fügte er noch an:

„Ew. Excell. gnädige Nachsicht muß ich ganz vorzüglich in Anspruch nehmen. Ich ahnte nicht, daß ich meiner bisherigen Laufbahn in der Finanzverwaltung so schleunig entrückt und in einen Wirkungskreis versetzt werden könnte, für welchen mir viele der unentbehrlichsten Kenntnisse und Erfahrungen noch zur Zeit abgehen, und in welchem dagegen Vieles, was ich durch eine Reihe von Jahren in den öffentlichen Geschäften erlernte, als nutzlos und unbrauchbar erscheint u. s. w.“

Keßler freute es sehr, durch seine neue Stellung mit seinem verehrten Freunde v. Bassewitz wieder in amtliche Berührung zu kommen. Es mußten nun ungesäumt Anstalten zu der Uebersiedelung nach Berlin getroffen werden. Keßler schreibt seinem Freunde: „So manche Annehmlichkeit mir die Vereinigung mit Freunden und Verwandten in Berlin bietet, so bin ich doch als Familienvater jeder totalen Veränderung der Häuslichkeit abhold. Die Schulen hier sind vortrefflich und besser als in Berlin, weil sie weniger überfüllt sind, das großälterliche Haus aber ist meinen

Knaben, durch die unvermeidliche Zerstreuung, auch eher nachtheilig als heilsam."

Seine Frau schreibt ihrer Schwester: „Vor der Hand bangt mir noch etwas vor unserm Leben in Berlin. Ich werde dort nicht so viel meinem Hause, meinem Gatten und lieben Kindern leben können wie hier."

Es waren also keine Illusionen, welche die friedliche Familie am 1. Juli 1825 nach der Residenz begleiteten, nach welcher gemeiniglich alles Dichten und Trachten der Beamten in den Provinzen steht, da sie aus der Ferne dort goldene Früchte an den Bäumen hängen sehen. Beide säumten nicht, bald Nachricht von ihrem neuen Leben zu geben. Keßler schon am Ende Juli, wo er an Abeken schreibt: „Der erste Schmerz für mich hier war den Verlust meines treuen Freundes Krause. Den 18. d. Mts. starb er, den 20. begleiteten wir seine irdischen Reste zur Ruhe. Ich habe keinen Freitag mehr mit ihm gefeiert. Gerade so ging es Raumer, als er von Breslau hierher zog, sich zumeist auf die Wiedervereinigung mit Solger freuend. Der Tag, an welchem er hier seine erste Vorlesung hielt, war Solger's Todestag. So haben wir am letzten Freitag bei Toll, zum erstenmal trauernd, zusammengesessen; doch auch erfreut und erhoben in dem Gedächtnisse an das so reine, edle Leben des abgeschiedenen Freundes. Was meine amtliche Stellung betrifft, so ist der Arbeit merklich weniger als in Frankfurt a. O. und die Geschäfte selbst würden mich vielleicht anziehen, wenn ich mich ihnen vor zehn bis funfzehn Jahren hätte widmen können. Jetzt aber, wo ich alle gesammelte Erfahrungen geradezu bei Seite legen muß, und mich mit ganz fremden Gegenständen befassen soll, kann mir eine solche Veränderung unmöglich willkommen sein. In allen äußern Beziehungen bin ich durch meine Versetzung, ohne Vermehrung meines Gehalts, sehr benachtheiligt. Schon für Hausmiethe zahle ich hier hundert Thaler mehr als in Frankfurt a. O. und wohne nur halb so gut und bequem als dort. Der ganzen häuslichen Verpflegung mußte ich abziehen, um die größern Ausgaben in allen Stücken zu decken ꝛc." Seine Frau klagt der Schwester Ende August u. A.:

„Noch vermisse ich mein liebes Frankfurt schmerzlich hier. Unsre enge Wohnung inmitten der Stadt, woselbst sie für uns gemiethet worden ist, die schlechte Luft in dieser Gegend, die bereits nachtheilig auf mein Kind wirkt, die theuren Preise von Allem, sodaß man sich und seinen Kindern Vieles versagen muß, ist Alles wenig geeignet, mich hier behaglich zu fühlen. Ebenso geht es meinen armen Jungen, die sich nach ihrem freien frischen Frankfurt sehnen, wo sie sich täglich im Grünen herumtummeln konnten. Was ich indeß hier am meisten entbehre, ist das frühere stete Zusammenleben mit meinem theuren Manne, was mich dort so glücklich machte. Selten ging Keßler spazieren, wo ich ihn nicht begleitete, und wir uns dann Alles einander mittheilten, was wir dachten, denn wir hatten Niemand anders, gegen den wir uns aussprechen mochten. Das ist nun anders. Keßler bringt den ganzen Tag auf dem Consistorium zu, Mittags ist er meist ausgebeten, so sehe ich ihn oft den ganzen Tag nicht. Dann hat er seine Freunde hier, denen er sich vertraut, mit ihnen spazieren geht, Partien mit ihnen macht und sich mit ihnen in das Theater verabredet. Das Herz thut mir immer weh bei diesem Leben in der großen Stadt. Ich will nur wünschen, daß ich mich in alles Das finden lerne, bevor meine von Euch stets gepriesene Heiterkeit zu Grunde geht."

Was in Keßler's neuer Stellung der Schwerpunkt war, an dem seine Freude im Dienst zu scheitern drohte, war die Einführung der Agenda, oder Liturgie. Besonders aber auch die Art und Weise, wie man zum Zweck zu gelangen strebte. Ueber diesen Gegenstand sprach er sich das Jahr vorher, ehe er daran denken konnte, einst noch selbst darin wirken zu müssen, gegen seinen Bruder aus. Dieser, obschon der Aeltere, erkannte seinen Georg gern als Autorität an, und zog ihn, als den Begabtern und Welterfahrenern in kritischen Fällen stets zu Rathe. Der fromme Pastor war durch die Anmuthung, die Agenda in seiner Kirche einzuführen, mit seinem theologischen Gewissen und Ansichten in Zwiespalt und über seine etwa amtlichen Pflichten in dieser Angelegenheit in Zweifel gerathen. Ihm schien dieser Ritus sehr nach

Katholicismus zu schmecken, — er befragte daher den Bruder. Keßler antwortete ihm: „Deinen Ansichten über die neue Agenda pflichte ich aus voller Seele bei. Ein eigentlicher Zwang liegt gewiß ganz außerhalb der ehrlichen und billigen Gesinnung unsers Landesvaters, aber höfische und jesuitische Intrigue möchten wol gern dem Volke weiß machen, der König bestehe rücksichtslos auf seiner einmal gefaßten Meinung. Dem sei nun wie ihm wolle, so soll man Gott mehr gehorchen als dem Menschen, und ich muß den Geistlichen verachten, der aus niedriger Feigheit nicht blos seine Ueberzeugung verleugnet, sondern auch an seiner Gemeinde zum Verräther wird, indem ohne derselben Einwilligung von ihm gottesdienstliche Einrichtungen getroffen werden, welche nach der Meinung aller wahrhaften Protestanten das Wesen ihres religiösen Bekenntnisses im Kern angreifen. Die hiesige Geistlichkeit (Frankfurt a. O.) hat auch den hier zugekommenen Umlauf der Consistorien mit einem entschiedenen Nein beantwortet. Du hast also unbedenklich die größere und bessere Mehrheit für dich, wenn du deine Ueberzeugung rein festhältst, so lange nicht absoluter Zwang gegen die Pfarrer, als Beamte der Kirche, ausgesprochen und sie der Verantwortlichkeit gegen die Gemeine gesetzlich entbunden werden. So schlimm es in vielen Stücken in der Welt steht, so fürchte ich doch noch nicht, daß es zu einem Zwange kommen werde. Von dem leider nur zu oft wirksamen Zwange zu hoffender Beförderungen, Gehaltszulagen und anderer Gunstbezeugungen, soll sich überhaupt kein redlicher und frommer Mensch, am wenigsten der Seelenhirt einer Gemeine, verlocken lassen. Glaube nur, daß in unsern Tagen Jeder, dem eine öffentliche Wirksamkeit im Staate anvertraut ist, beständig ähnlichen Versuchungen ausgesetzt ist. Der Schwache geht dabei unter, indem er mit seiner Ueberzeugung den Frieden seiner Seele, elender Rücksichten wegen, dahingibt. Wer aber fest den Versuchungen widersteht, wandelt seine fromme Bahn nur um so zuversichtlicher und blickt muthig und freudig hinweg über die Gefahren, mit denen man ihn zu schrecken droht."

Es ist nicht zu verkennen, daß diesen Ausspruch nicht vor-

gefaßtes Urtheil diktirte, sondern daß es Glaubenssache bei Keßler war, die seine Feder hierbei führte. Wie sehr mußte es ihm widerstreben, sich an der Förderung zur Einführung der Liturgie selbst betheiligen zu müssen. Seinem Freunde in Neuwied schrieb er: „Als Präsident des Consistoriums bin ich eigentlich wenig mit Arbeit belastet, und meine Dienstgeschäfte selbst enthalten manchen wissenschaftlichen Reiz: aber — das leidige Liturgiewesen ist keine angenehme Zugabe.“ Es erschien ihm daher wie eine Gemüths- und Seelenrettung, als ihm wiederholt der Antrag gemacht wurde, beim Finanzministerium einzutreten. Sein Bedauern, die Geschäftsverbindung mit seinem werthen Freunde von Bassewitz wieder verlassen zu müssen, ebenso den würdigen Minister von Altenstein, der ihm das größte Wohlwollen und Zutrauen bewies, was er ihm auch zeitlebens bewahrte und zwanzig Jahre später noch einen sprechenden Beweis davon gab, wie seiner Zeit erwähnt werden soll, konnte dabei nicht in Betracht kommen. Er gab also seine Zusage, aus dem geistlichen Fache wieder in das weltliche Fach eintreten zu wollen. 1815 schrieb Keßler bei Gelegenheit seiner möglichen Versetzung nach Berlin an seinen Bruder: „Nach meiner Gesinnung kann mir in dieser Zeit in unserm Staate durchaus keine andere Stelle zusagen als in einem Landescollegium. Sollte ich in ein Ministerialbureau treten, so würde ich meine Thätigkeit für gelähmt und mich in eine verderbliche Art von geistiger Abhängigkeit versetzt glauben.“ Die Zeiten hatten sich zehn Jahre später nicht geändert, wenigstens nicht verbessert, im Gegentheil — auch er war 1825 noch derselbe Mensch wie 1815, mit demselben Glauben, mit denselben Ansichten: aber — die Liturgie trieb ihn in ein Ministerium.

Zehnter Abschnitt.

Eintritt in das Ministerium.

„Wegen Ihrer, Uns gerühmten Kenntnisse und sonstigen guten Eigenschaften“, war der Wortlaut am Schlusse einer sehr gnädigen Cabinetsordre, welche am 14. November 1825 Keßler zum Geh. Ob.-Finanz- und vorsitzenden Rathe, zur Direction der Domainen- und Forstverwaltung im Finanzministerium ernannte.

Gleich bei Keßler's erster Visitenrunde in Berlin hatte der neue Finanzminister von Motz in ihn gedrungen, doch wieder in seine Reihen zurückzutreten. Später beschickte er ihn wiederholt durch einen seiner Freunde, Keßler's Schwager v. S., der indeß nicht verfehlte, den Minister gleich aufmerksam zu machen, daß er sich in Keßler nicht irren möge, er sei ein durchaus gerader und fester Charakter, der sehr tüchtig wäre, aber sich nicht nach Gefallen biegen lasse. „Gut, gut“, sagte der Minister, „gerade so will ich ihn.“

Am 8. December nahm Keßler Abschied von seinem geistlichen Collegium, indem er bekannt machte, was Allerhöchst verfügt worden und daß er bereits im Finanzministerium eingeführt sei.

Der liebenswürdige Finanzminister von Motz war die Freundlichkeit und Güte selbst gegen Keßler, man sah, wie er sich freute, seine Domainen- und Forstverwaltung in so guter Hand zu wissen, als seine Steuerpartie in der des trefflichen Maassen. Um so sicherer konnte er nun seinen kühnen Regierungsplänen nachstreben. Einer dieser war die Anbahnung des Zollverbandes, welche mit Hessen-Darmstadt zuerst ins Leben trat, und anfangs schwere Opfer foderte. Man sagt, Maassen sei der Erfinder dieser

trefflichen Pläne gewesen und Motz nur der Ausführer. Dem sei wie ihm wolle, unter Motz kam die Sache zuerst zu Stande und begeisterte Jeden für ihn, dem das Staatswohl am Herzen lag; vornehmlich also auch Keßler'n. Die beiden Directoren Maaßen und Keßler waren aus alter Herzensneigung die besten Freunde. In den ältern Räthen, über welche der für diese Stellung gewissermaßen noch jugendliche Keßler gesetzt wurde, mögen vielleicht hin und wieder nicht ganz süße Empfindungen durch dessen Eintritt erregt worden sein; doch hatte Keßler ein eigenthümliches Zartgefühl für dergleichen Verhältnisse, und wußte ältere Herren mit so viel Rücksicht zu behandeln, daß sie ihm bald alle ganz und innig ergeben waren.

Das erste Jahr seines neuen Dienstverhältnisses benutzte er, sich in demselben fest und sicher zu setzen, indem er mit größter Genauigkeit und Tiefe das ganze Bereich seiner Wirksamkeit kennen zu lernen suchte, und gedachte an dieses Studium eine ebenso genaue Besichtigung durch Bereisung aller Provinzen zu knüpfen und dabei die persönliche Bekanntschaft aller Domainen- und Forstbeamten zu machen. Im Jahre 1826 begann er mit der Provinz Sachsen und wollte 1827 Preußen und Posen vornehmen; doch der Minister reiste selbst und so benutzte er dieses Jahr zu einer gleich nothwendigen Arbeit. Nämlich, bestimmte Gesetze aufzustellen über Behandlung nicht allein der Forsten, sondern auch ihrer Pfleger, Förster, Oberförster u. s. w. In dem Entwurfe, welchen er über diesen Gegenstand abfaßte, war auf das umfassendste dargethan, welche Kenntnisse zu dem Amte eines Försters nöthig seien, auch wie es unumgänglich gefodert werden müsse, daß Der, welchem ein solches Amt verliehen werden solle, sich zuvor einer strengen Prüfung zu unterwerfen habe.

Daß der Minister die entworfenen Forstgesetze, die ihm Keßler vorlegte, nicht durch seine Unterschrift sanctionirte, trübte die Reinheit seiner Freude am Dienste sehr, indem er zum voraus sah, daß häufige Differenzen unangenehmer Art aus ihren verschiedenen Ansichten und Grundsätzen entstehen möchten. Es blieb indeß sein Trost, daß diese und ähnliche Ausarbeitungen

doch zu den Acten kämen, wo sie zwar für den Augenblick todt liegen würden, aber doch für ihn zeugen müßten, und vielleicht später noch von anderer Hand benutzt und ins Leben gerufen werden könnten.

Der Minister war inzwischen unausgesetzt bemüht, Keßlern alle Arten von Freundlichkeit zu erzeigen, die freilich öfter ganz ihren Zweck verfehlten. So machte er ihm 1827 u. A. bekannt „daß ihn des Königs Majestät unter Beibehaltung seines bisherigen Gehalts als Director der General-Verwaltung zu bestätigen geruht habe.“

Keßler erwiderte auf diese Mittheilung abwehrend: „Um nicht Misverständnisse herbeizuführen, müsse er bemerken, daß er sich künftig nach der gnädigst mitgetheilten allerhöchsten Bestimmung zu der ersten Classe der Räthe zählen müsse. Eine solche Erhöhung erfodere aber eine allerhöchste Bestallung und müsse nach bestehender Ordnung auch öffentlich bekannt gemacht werden; ferner kann es mir auf keine Weise wünschenswerth sein, dem Range nach unter eine Classe von Beamten versetzt zu werden, die sämmtlich ein ungleich höheres Gehalt beziehen, als ich beziehe oder verlange. Ganz abgesehen hiervon muß ich Ew. Exc. gehorsamst bitten, wenn auch nicht ausdrücklich, doch stillschweigend zu genehmigen, daß ich mich auch fernerhin äußerlich, sowie mich in den Abzeichen meiner Dienstuniform lediglich unter die Räthe zweiter Classe stelle.“

Man sieht, Keßler hütete sich, auf schöne Verlockungen einzugehen und Ungewöhnliches zu beanspruchen. Dagegen war er sehr dankbar für den Empfang der kleinen Schleife zum Rothen Adlerorden, zu welcher ihn ohne Zweifel der Minister auch vorgeschlagen hatte. Am Ordensfeste, wo diese Schleifen zuerst vertheilt wurden, wußten Wenige, wie sie die zierliche neue Begnadigung handhaben sollten. Keßler jedoch wußte es; er hatte sich zuvor von seinem sachkundigen Schwager, Oberst v. B., unterrichten lassen, und so war er nach der Verleihung auf dem Schlosse einer von Denen, an den sich die neubeschleiften Ritter schritten, um von ihm den nöthigen Unterricht zu empfangen.

Der unerschöpfliche Ordensredner, Bischof Eylert, hatte an diesem Tage zum Gegenstande seiner Rede als Neuheit die Ansicht aufgestellt: Welch einen bedeutenden Einfluß auf Familienglück die Ordensverleihung habe. Er malte sehr sinnig aus, wie die Angehörigen dem vom Feste rückkehrenden Gatten, Vater etc. erwartungsvoll entgegenharrten, und dann beim Anblicke seines erhaltenen Ehrenzeichens sich in Freude und Dank ergössen u. s. w.

Eylert's Festrede mahnt auch einmal wieder dieser Seite von Keßler's Leben zu gedenken und seiner Familie zu erwähnen. Ganz so traurig, als diese beim Eintritt in die Hauptstadt sich selbst schilderte, blieb sie nur kurze Zeit. Das alte Sprüchwort „die Gewohnheit ist des Lebens Amme" bewahrheitete sich an ihr. Der für die Seinen unermüdlich sorgende Keßler verschaffte trotz der geringen Einnahme bei vermehrten Bedürfnissen in seiner Stellung, trotz seiner Bruderliebe, die ihn veranlaßte, seinem schwer erkrankten Bruder zu einer voraussichtlich langen und kostbaren Cur eine bedeutende Summe zuzuwenden, dennoch seiner durch schlechte berliner Luft kränkelnden Gattin und deren leidendem Kinde im heißen Sommer 1826 eine schöne Thiergartenwohnung, wo sie mit allen Kindern wohnte und sammt dem kleinen Sohne sich völlig erholte, während er selbst sich in der unangenehmen Stadtwohnung mit einem Diener behalf und in des Königs Dienste plagte. Auch sorgte er mit bedeutenden Opfern für eine schöne geräumige Wohnung vom Jahre 1827 in der Leipziger Straße, die damals das Schmuckkästchen Berlins genannt wurde, daher auch in ihren 117 Hausnummern 132 Geheimräthe zu wohnen beliebten. Keßler hatte nun die Freude, die Seinigen alle wohl und in behaglichem Zustande zu sehen.

Auch noch eine andere Freude wurde Keßlern zu Theil, nämlich die, seine alte gute Pflegemutter Heim aus Meiningen sechs Wochen lang in Berlin zu sehen. Er hatte seinen Schwiegervater aufmerksam darauf gemacht, daß es nur eben noch Zeit sei, der würdigen Frau ihre Gastfreundschaft, die sie nicht nur allen Verwandten, sondern aller Welt von jeher erwiesen, zu erwidern.

und einigermaßen zu vergelten. Vater Heim sah es ein und legte dem Schwiegersohne sofort die Möglichkeit zu der Reise seiner Schwägerin in die Hand — und so kam sie. Es war ein Fest für die ganze Familie, ein jedes Glied derselben trug nach besten Kräften dazu bei, der zwar unmenschlich dicken aber noch wohlen und lebensfrohen Alten Freude zu machen und ihr Berlin von allen Glanzseiten auf eine ihr bequeme Art zu zeigen. Kepler war besonders bedacht, ihr tiefere und bleibendere Eindrücke von der Größe und Trefflichkeit Berlins sowie auch der Sorge des Staats für die leidende Menschheit zu geben. Er führte sie in die großartigen Fabriken, vornehmlich aber auch in die Blinden- und Taubstummenanstalten, was die gute Mutter, die allezeit sorgsame Pflegerin verlassener Kinder, bis zu Thränen erfreute. „Ich habe viel Schönes in Berlin gesehen", sagte sie, „durch dich, Georg, aber doch das Beste." Nicht minder beglückte es Kepler'n, manchen theuren Jugendfreund abwechselnd in der Hauptstadt begrüßen und sich dessen Daseins erfreuen zu können, so den frommen Consistorialrath Mohnike aus Stralsund, Schulrath Kohlrausch aus Münster, die schlesischen Freunde v. Reichenbach und Fürst Reuß; zu denen zufällig noch Herr von Freudenreich, der Schweizer, kam; gern hätte er auch seinen liebsten Prinz Max dabei gehabt, damit sie allesammt recht in schweizer Erinnerungen hätten schwelgen können. Er schrieb an diesen:

„Die Erinnerungen an die Alpen, an die schönen Tage der kräftigen Jugend, in welcher wir dort durch die tiefen Thäler zogen und die graußesten Felsen erklimmten, haben tausend Gedanken der Sehnsucht in mir erweckt. Nach der Probe des vorigen Sommers im Riesengebirge zweifle ich nicht, daß man vermittelst allmäliger Uebung noch viel leisten könnte. Bedürfte man hin und wieder etwas mehr Bequemlichkeit als in der rüstigen Jugend, so wäre jetzt auch der Säckel reichlicher gefüllt. Aber was nicht zu ersetzen, ist die jugendliche reine Freude an der Natur und ihren erhabenen Gebilden, wie auch an den Menschen. Wie anders ist der Eindruck, wenn schon Wahrheiten erkannt und Ueberzeugungen gewonnen sind. Bei dem Anblicke

der Lawinen, die unter den hohen Felsenhörnern einen Wald alter mächtiger Tannen wie die Halmen auf einer verhagelten Flur zerknickt hatten, würden mir die geistreichen Untersuchungen und Betrachtungen von Kasthofer einfallen, und ich würde wider Willen betrübte Vergleichungen anstellen über den allmäligen Ruin der Wälder und Weiden, zu welchen die Stürme der Natur und der Unverstand der Menschen sich verschworen zu haben scheinen. Aehnliches findet man am Strande der Meere, auf den großen Haiden der Ebenen, in den großen Stromthälern überall. Hat nun zwar die Empfänglichkeit für die heitern Eindrücke des Lebens mit den Jahren sehr abgenommen, so liegt für solchen Verlust gewiß ein Ersatz in dem tiefern Gefühle der Vereinigung mit alten gleichgestimmten Freunden. Kämen Sie nur einmal zu uns, um Rath zu halten und dann Ihre Parole auszugeben für den nächsten Sommer, so würden Sie uns doch noch eines jugendlichen Entschlusses fähig finden."

Als im December 1829 Keßler dies schrieb, hatte er bereits seine großen Bereisungen der östlichen Provinzen hinter sich. Die beschwerlichste und zumeist anstrengendste nach dem ausgedehnten fernen Preußen mit seinen großen Waldungen nahm er vorweg im Jahre 1828. Dann folgte 1829 Schlesien. Pommern und Rügen konnten erst im Jahr 1832 an die Reihe kommen, Rheinland und Westfalen 1833.

Mit unglaublicher Kraft, Umsicht und Vielseitigkeit, von früh bis in die Nacht in äußerster Anstrengung, nicht wie meist dergleichen Herren auf glatten Straßen dahin fahrend, sondern nach jeglicher Richtung der Höhen und Tiefen der Forsten hin, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß wo es noththat, pflegte er solche Reisen auszuführen. In größern Städten, wo bei den Regierungen Sessionen beigewohnt wurden, benutzte er die Morgen- und Abendstunden neben seiner Journalführung zu ausführlichen Mittheilungen an seine Frau über den guten Fortgang seiner Reise. Aus Danzig schreibt er u. A.: „Sowie ich über die Grenze der Provinz Westpreußen kam, fehlte es mir nicht mehr an Begleitung, abwechselnd von den Ober- und Unterförstern

durch die Forsten. Ueber Preußisch-Friedland ging ich nördlich in die unfruchtbarsten Gegenden, wo ich Bauern sah, wie ich nie Bettler gesehen, und die nur in Armuth und Elend von dem übertroffen wurden, was ich Tags darauf in noch öderen Steppen und Waldblößen kennen lernte. Nachts blieb ich in einem der bessern Dörfer bei einem Schulzen. Nachdem ich die nordöstlichen Wüsten des marienwerder'schen Bezirks durchzogen hatte, gelangte ich nach dem Amte Friedrichsbruch, wo ich den Präsidenten Flottwell und den Oberpräsidenten von Schön traf. Des andern Tags begann die Bereisung der Tuchel'schen Haide, eines zusammenhängenden Waldes von etwa 20 Quadratmeilen u. s. w."

Aus Königsberg schreibt er u. A.: „Durch die gute Vorbereitung und die an die Regierungen vorausgeschickten gemessenen Instructionen habe ich mir mein in der That nicht kleines Unternehmen sehr erleichtert. Alle Behörden kommen mir mit ausgezeichneter Willfährigkeit entgegen, nicht blos in Städten, sondern auch auf den Straßen, in Feldern und Wäldern bin ich abwechselnd von Präsidenten, Directoren, Räthen u. s. w. bis herab auf die Schulzen umgeben, und so ist mir leicht, mich über alle Gegenstände zu unterrichten, Zweifel zu heben und mich vielseitig mit den Leuten zu verständigen. Besonders das Forstpersonal ist mit militärischer Pünktlichkeit überall auf seinem Posten und stets beritten, um mir zur Seite sein und über Alles Auskunft geben zu können. Daß ich mir allen Aufenthalt durch Repräsentationen, Schmausereien u. dgl. so entschieden verbeten habe, thut vortreffliche Wirkung. Ich kann mir überall bene thun mit saurer Milch in dieser unerträglichen Hitze."

Aus Gumbinnen schreibt Keßler ganz begeistert von der Ueppigkeit der Vegetation, die der kurze und heiße Sommer erzeugt, besonders in Lithauen, wo ihn auch die Zucht der herrlichen Pferde hoch erfreut, sowol von großen Gutsbesitzern als der königlichen Stuterei Trakehnen: „dem wahren Paradiese der Rosse und Geburtsorte der edlen königlichen Marstallpferde."

„Neben vielem Erfreulichen", sagt er dann weiter, „sehe ich freilich auch viel Trauriges, indem ich in die Hütten der tiefsten Armuth

im strengsten Sinne des Wortes hineinkrieche, denn nur kriechend gelangt man in eine solche, von Torfklumpen zusammengehäufte, mit Stroh und Haidekraut erbärmlich gedeckte Wohnung. Eine Reise wie meine jetzige, wenn sie auch nicht durch sogenannte schöne Gegenden und interessante Länder führt, ist für meine dermalige Lebensstufe und Geschäftsthätigkeit dennoch interessanter, als wenn ich mich durch schöne Länder kutschiren ließe. Dadurch, daß ich heute im Palast eines stolzen Grafen, morgen in der elenden Hütte des ärmsten Landmanns verkehre, vernehme und sehe ich durch und durch, wie es mit einem jeden und beiden zusammen steht. Sollte meine Reise dem Könige auch noch so viel kosten, so hoffe ich doch, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, in meinem Amte die Aussaat ebenso reichlich zu erstatten, als die gesehenen schönen Felder der Weichselniederung die ihrige." Vor seiner Rückkehr brachte Keßler noch einige Tage bei Herrn von Motz auf seinem Gute in Goltnow zu, von dem er sagt: „Meinem grundgütigen Minister machte es die größte Freude, mir seine Schöpfungen in seinen Bau- und Gartenanlagen zu zeigen. Von besonderm Werthe war es mir, mich einmal ungestört mit ihm besprechen zu können, wozu sich in Berlin nie die Zeit findet."

Angeregt durch die in Preußen blühende Pferdezucht, setzte Keßler nach seiner Heimkunft eine Abhandlung auf über Gestütwesen, in Bezug auf Hebung der Pferdezucht in der ganzen Monarchie, und reichte sie dem Minister ein. Doch auch diese Arbeit verlor sich damals ohne weitere Beachtung in den Acten. Viele Jahre später glaubte er in von höherer Behörde gegebenen Gesetzen und Anordnungen, diesen Gegenstand betreffend, seine Ideen und Vorschläge fast wörtlich wiederzuerkennen.

Die Bereisung der andern Provinzen, Schlesien, Pommern und Rügen, Rheinland und Westfalen, wurde mit gleicher Umsicht vorbereitet und mit ebenso viel Eifer, Anstrengung und gutem Erfolge ausgeführt als die nach Preußen. Frau und Kind nahm er nie auf dergleichen Zügen in des Königs Dienste mit, aber er sorgte dafür, daß auch ihnen der Genuß eines frischen freiern Na-

tunlebens durch eine kleine Reise zu Theil wurde und sie entschädigte für die lange Trennung von ihm. Während seiner Reise in Preußen schickte er seine drei ältern Söhne sammt zwei seiner Neffen (von Arnim's), deren Erziehung seiner speciellen Leitung anvertraut war, unter Aufsicht eines jungen Lehrers vom Gymnasium nach der Ukermark, Pommern und der Insel Rügen, und seine Frau mit dem kleinen Sohne nach Frankfurt zu Schwestern und Freunden, von wo er sie im Herbste wieder abholte.

Bei seiner Abreise nach Schlesien (1829) stellte er den Seinen in Aussicht, sie Alle nachkommen zu lassen und auch mit ihnen noch reisen zu wollen. Als die Dienstreise vollendet war, mußten sie sich zu bestimmter Stunde in Liegnitz einfinden, dann nahm er sie in seinen Wagen, fuhr nochmals mit ihnen zurück nach Breslau, um ihnen die schöne alte Stadt zu zeigen, dann über den Fürstenstein nach Warm- und Salzbrunnen und sodann ins Gebirge, wo sie des Königs Geburtstag auf dem höchsten Punkte seines Reichs, auf dem Gipfel der Schneekoppe, feierten.

Auf solchen Touren war Keßler der heiterste, glücklichste und liebenswürdigste Mensch, den man sich denken kann, und nur beklagen mußte, daß er es nicht immer sein konnte. „Der Grund liegt hauptsächlich darin“, schreibt er seinem Freunde in Neuwied, „daß meine Natur nicht in den Geschäftsbetrieb eines Ministeriums paßt, daher ich eine Stellung dieser Art auch nie gesucht, vielmehr den Wirkungskreis in einer Provinzialbehörde stets vorgezogen habe. Wer kann aber sein Geschick beliebig leiten?“ In gleichem Sinne gefaßt und ergeben schreibt er 1827 noch an seinen Bruder: „Ich werde hier durch Wochen, Monate und Jahre recht eigentlich durchgehetzt, sodaß ich in der Betrachtung eines solchen Lebens leicht meinen innern Frieden verlieren könnte, wenn mich nicht die ernste Erinnerung an die Bedeutung und Heiligkeit jedes entschiedenen Berufs wieder aufrichtete.“ Nachdem er diesen Beruf durch seine umfassenden Reisen noch näher erkannt, genau wußte, wo und wie gewirkt werden müßte, und sich in demselben Grade mehr und mehr gehemmt fühlte, schrieb er im Jahr 1828 schon betrübter an seinen Freund Abeken:

„Fast möchte man dir den stillen Frieden beneiden, in welchem du wandelst und dich des Erfolgs deiner Bestrebungen erfreuen darfst. Wie anders ist es in meinem täglichen Drängen und Treiben, in welchem man nie einen Tag, eine Stunde erreicht, wo man sagen dürfte, man sei fertig! in welchem Alles in Versuchen und Hindernissen verschwimmt, in welchem alle Mühe, alles Streben nach einer geregelten Ordnung, nach klaren Grundsätzen ewig wieder gebrochen wird an der Übermacht der Willkür und Eigensucht! So verzehrt man seine Kräfte nothgedrungen, den Danaiden und dem Sisyphus sich vergleichend. Man würde verzweifeln ohne die christliche Erkenntniß und demüthige Fügung in Das, was wir unsern Beruf nennen. Das Bewußtsein, diesen nach bestem Wissen und Gewissen treu zu erfüllen, erhebt uns über das Mislingen unserer Absichten und Pläne. Zuletzt ist auch die Meinung, man müsse immer fortschreiten in seinem Wirken, eine Täuschung. Die Weltkörper selbst müssen ihre stets in sich selbst zurückkehrenden Bahnen halten. Die Bäume grünen und blühen jeden Frühling, verwelken aber wiederum, bis sie endlich abgehauen werden oder verdorren. — Wir sollen ja unsere Befriedigung nicht hienieden suchen."

So steigerte sich von Jahr zu Jahr die Unbehaglichkeit seiner amtlichen Existenz, bis sie im Jahre 1830 unerwartet durch göttliche Fügung eine bestimmte Wendung erhielt. Der Minister von Motz litt schon längere Zeit an einem Augenübel. Dieses eben nicht sehr achtend bereiste er noch im Juni den Regierungsbezirk Erfurt, erkrankte nach seiner Rückkehr und starb Mitte Juli. Keßler schrieb über dieses Ereigniß an seinen Freund Frhr. von Raumer, der sich eben in Paris aufhielt und dem er bereits Nachricht von dem Erkranken des Ministers gegeben hatte: „Kaum als mein Brief an dich abgegangen war, that der Minister die Augen zu. Friede sei mit seiner Asche. Sein Leichenbegängniß war möglichst feierlich, hauptsächlich durch die Gegenwart der Prinzen Wilhelm und Albrecht. Von sämmtlichen Staatsministern erschienen nur leere Wagen. Der treue Geh. Rath Kühne, obwol tief gerührt und mit rollenden Thränen auf

der Wange, sagte zu mir, als wir vom Grabe zurückgingen: «Keiner ist gekommen, sie haben sich gefürchtet, sie müßten gleich hier bleiben». — Gewiß ist es das Löblichste, was man von Motz sagen kann, er war der einzige Kräftige in einem Kreise von Invaliden und Schwächlingen. Gleich nach seinem Ableben coursirt eine lange Liste von Ersatzmannschaft. Freunde des Königs rangiren die Candidaten Ladenberg, Schön, Müffling, Vincke, Merkel, Brenn, Maaßen u. s. w. In Wahrheit mag wol noch Niemand gewagt haben, dem guten, von Motz's Tod überraschten und tief ergriffenen Könige einen Vorschlag zu machen. Zunächst wurde Maaßen die Leitung des Ministeriums anvertraut; wie hätte man sich auch besser gegen jede Gefahr im Verzuge schützen können! Die Guten hoffen, der handgreifliche Beweis, wie gut der Abgeschiedene ersetzt sei, werde über alle Umtriebe bankerotter und fanatischer Junker, engherziger Calculatoren u. dgl. obsiegen. Leider aber wurde unser trefflicher Maaßen selbst krank, wahrscheinlich in Folge der tiefen Gemüthsbewegung über Motz's schnelles Hinscheiden und der großen Anstrengung in den darauf folgenden Tagen, wo eine Masse von stockenden Sachen in Bewegung gesetzt werden mußte. Allerhöchst scheint man wenigstens einzusehen, daß der erledigte Platz nicht durch Einen ausgefüllt werden dürfe, welcher die Geschäfte in ganz entgegengesetztem Sinne als der Verstorbene leiten möchte."

Wie bekannt, wurde kurze Zeit darauf Maaßen vom Könige zum Finanzminister ernannt. Keßler'n ging in dieser Bestätigung seiner Wünsche eine neue Aera auf. Der Minister gestand ihm bald, daß er von dem Forstwesen eigentlich nicht viel verstehe, Keßler möchte daher nach bester Ueberzeugung diese Partie auch ferner leiten. — So verwaltete er denn das ihm anvertraute Fach mit unbehinderter Machtvollkommenheit in streng gesetzlicher Form, nicht nur zu allerhöchster Zufriedenheit, sondern auch zu der jedes getreuen Forstbeamten, denen gemeiniglich ihre Wälder am Herzen liegen und die es sehr zu schätzen wissen, wenn an der Spitze deren Verwaltung ein Sachkundiger steht.

Nachdem nun Keßler auch noch die übrigen Prüfungen bereits hatte, kannte er seine Forsten sehr genau, ebenso die Domainen und entschieden jeden Mann, der den einen und den andern vorstand, und konnte dafür haften, daß sich durch treffliche Pflege besonders der Forsten der Einnahmeabschluß seiner Partie von Jahr zu Jahr heben werde, während ihn die zu Recht und Billigkeit geschützten Beamten wahrhaft wie einen Vater liebten und ehrten.

Im März 1831 schrieb Keßler an Abeken u. A.: „Mein im vorigen Jahre vom Schauplatze abgetretener Chef ließ mich dringend eine Veränderung meiner amtlichen Stellung wünschen. Sein plötzlicher Tod änderte dies. Der freundliche Maaßen, welchem ich seit meiner frühesten Dienstzeit so nahe gestanden, und der wenigstens wissen kann, was an mir ist und was nicht, hat mich wieder aufgerichtet. Herr v. Motz, der Vielgepriesene, hatte einige glänzende Eigenschaften; allein es fehlte ihm die Strenge und Festigkeit des Charakters, welche den Menschen erst durchaus probehaltig machen.“

Minister Maaßen sorgte zeitig dafür, daß seinem Director der Forst- und Domainenverwaltung auch der ihm gebührende Titel und Rang beigelegt werde, und so erhielt Keßler das unter dem 6. Decbr. 1830 ausgefertigte Patent als „Wirklicher Geh. Ob.-Finanz-Rath.“

Da mit dieser „wirklichen“ Beförderung auch eine Erhöhung des Gehalts verbunden war, so sah er dadurch wenigstens einigermaßen beruhigter der fernern immer kostbarer werdenden Erziehung und Ausbildung seiner vier Söhne entgegen. Ueber diese schrieb er im Februar 1830 an Abeken: „Mit deinen Sprößlingen geht es ohne Zweifel reißend vorwärts in litteris? Bei den Meinigen scheint Alles noch in Knochen und Muskeln zu schießen, sie möchten lieber die Klinge als die Feder führen. Indeß sind sie, Gottlob! sittlich unverdorben, und wir müssen uns hüten, aus dem Treiben der Knaben das Thun und das Geschick des Mannes vorhersagen zu wollen.“

Die jungen Leute, die ihre Schulen fleißig besucht, dabei aber auch reiten, fechten und schwimmen gelernt und es nach

des Vaters Wunsche fleißig getrieben hatten, waren in Alter und Größe nun bald so weit, daß die Frage gestellt werden konnte, wohin sich wol ihre Neigung zum einstigen Lebensberufe wenden werde.

Julius, der Aelteste, entschied sich schon in dem darauf folgenden Jahre. Die alten Sprachen auf der gelehrten Schule, in welche der Vater die drei Söhne gegeben hatte, wurden ihm schwer, ja unbezwingbar, er wurde dadurch allem Studiren abhold und erklärte dem Vater, daß er Kaufmann werden wolle. In der Heim'schen Familie, wo bisher nur Aerzte, Gelehrte und höchstens Militärs gedacht werden konnten, war es gleichsam ein Ereigniß, daß ein Enkel des Hauses so aus der Art schlagen wollte. Keßler aber, sobald er des Sohnes klare Gründe und festen Entschluß vernommen und danach die Mittel und Wege zur Erreichung des gesteckten Ziels erfaßt hatte, freute sich herzlich darüber. Er sagte oft: „Unser preußisches Beamtenwesen ist faul, es muß über kurz oder lang in sich selbst zerfallen — ich wollte, meine Söhne würden lieber Handwerker als Beamte.“ Keßler brachte seinen Sohn nach Elberfeld in das Geschäft der „Rheinisch-Westindischen Compagnie“, die sich zwar bald auflöste, aber doch noch so lange bestand, bis derselbe ausgelernt hatte und dann seine Lebensbahn weiter verfolgen konnte. Die beiden andern Söhne aus Keßler's erster Ehe wurden aber doch Beamte und er hatte dadurch noch die besondere Freude an ihnen, daß er länger der Lenker ihrer Bahnen bleiben konnte, als es bei dem Kaufmann möglich ist, dessen Geschick ihn in die weite Ferne führt.

Das drohende Ungemach des Jahres 1830 durch die französischen politischen Ereignisse, von denen ganz Europa ergriffen zu werden nahe war, wurde fast noch überboten durch den noch furchtbarer drohenden Anmarsch der ersten Cholera im Jahre 1831. Ueber Beides schreibt Keßler an Abeken: „Was liegt Alles in dem Zwischenraume meines letzten Briefes an dich! Welche Trümmer, welche Verwirrung? auch bei dem ruhigsten Muthe, in der Nähe und unter dem Schilde des wahren Friedensfürsten

der Zeit, unsers guten Königs, vermag man nicht die Ueberzeugung von sich abzuwehren, daß eine so gräßliche Aufregung großer Völkermassen, eine solche systematische Pest, welche alle politischen Zustände bis zur einfachsten Dorfgemeine herab aufzulösen droht, anders nicht beseitigt werden könne als durch Ströme von Blut und Berge von Leichen, über welche dann endlich wieder ein Gewaltiger gebietend und ordnend dahinschreitet." Dann zu der traurigen Gegenwart übergehend, sagt er: „Leider habe ich in dieser Zeit, wo häuslicher Friede und Freudigkeit so sehr noththun, selbst den Jammer, daß ich meiner Frau keinen frischen Muth einflößen kann. Ohne Zeichen irgend einer Krankheit liegt sie danieder, genießt nichts und kommt also täglich an Kräften mehr herunter. Da man in allen Familien durch den Schreck der im Anfang so heftig auftretenden Cholera dergleichen Beispiele findet, und sich die Kranken allmälig doch wieder erholen, so hoffe ich auch das Beste. Die Freitagsfreunde waren alle zerstreut. Hagen in Rügen, Raumer in Dresden, Sotzmann am Rhein, aber die Cholera hat sie Alle schnell in den Kreis der Ihrigen gerufen, daher wir diese Woche wieder einen recht vollständigen Freitag gefeiert haben, man kommt nur jetzt etwas früher zusammen und geht früher heim, ißt etwas weniger und trinkt etwa halb so viel als in heiler Zeit."

Im April 1832 schreibt Keßler dagegen schon: „Die leidige Cholera ist bei uns schon in die Vergangenheit getreten, und nach ihrem Abschiede in Berlin ein in aller Beziehung so reges Leben wahrgenommen worden, daß die überstandene Noth als völlig verschmerzt betrachtet werden kann. Die Meinen sind gesund, obwol meiner Frau schwere Nachwehen von Nervenleiden aus der Cholerazeit zurückgeblieben sind. Vater Heim verordnet ein Seebad."

In diesem Jahre bereiste Keßler Pommern und Rügen. Dem guten Abeken wurde meist über solche Reisen nicht von der geschäftlichen, wol aber von der vergnüglichen Seite derselben eine kleine Beschreibung geliefert. Diesmal schreibt ihm Keßler,

wie er den ganzen südlichen Theil der Provinz durchzogen, dann nördlich an dem Meeresstrand, über Köslin, Kolberg u. s. w. nach Swinemünde gegangen, wo inzwischen seine Frau zum Gebrauche des Seebades mit dem kleinen Sohne angekommen, bei welcher er einen behaglichen Rasttag hielt, dann westlich am Strande ꝛc. nach Stralsund gelangte. „Hier gesellte sich zu der wunderherrlichen Fahrt nach und durch das romantische Rügen außer den mich begleitenden Herren mein alter Herzensfreund Mohnike, Consistorialis und pastor. Klar von Geist, bei einem reichen Schatz von Kenntnissen, ist er von Gemüth ein wahres Kind, heute als Vater herrlicher Kinder, noch eben so wie in Jena, wo wir ihn zuweilen Abends durch Märchen in den Schlaf wiegten. Ich verlebte vier unvergeßliche Tage auf Rügen, die Luft südlich warm, durch das Meereswogen wie heiß. Im herrlichsten Mondschein machten wir eine Seefahrt von drei bis vier Meilen auf einem kleinen Boote ꝛc. Die ganze übrige Reise außer Rügen war ein fast ununterbrochener Sturm und Regen. Indeß war ich in der Regel früh um 3 Uhr auf, und um 4 Uhr in Bewegung, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, kein Wetter achtend, bis die Nacht ins Quartier trieb. Die Regierungs-Räthe, welche mich abwechselnd begleiteten, waren gemeiniglich nach 3—4 Tagen so herunter, daß sie Gott dankten, wenn ich die Grenze ihres Departements erreichte und sie nun von einem andern Collegen abgelöst wurden. Ich hatte zwei Jahre mit meinen Reisen pausiren müssen, und danke nun Gott, daß mir eine solche Anstrengung eine ungleich wohlthätigere Cur ist, als den meisten kränkelnden Geschäftsmännern ihre Gesundbrunnen und Bäder. Meine Reisen in dieser Weise durch die ganze Monarchie unter Benutzung jeder schriftlichen und mündlichen Auskunft von den Landesbehörden und den mich überall begleitenden Beamten, zeigen mir die Dinge meist in einem ganz andern Lichte, als die Zeitungsschreiber und Festredner unserer Tage sie darstellen. Darum ist mir das wüste Geschrei unsers liberalen Pöbels ebenso sehr ein Gräuel als die elenden Machinationen der stupiden Ultras und Finsterlinge. Gottlob! es ist noch solider

Grund, gesunder Verstand und Mäßigung genug in unserm Volke, um das Vertrauen nicht aufzugeben, daß man ohne Wahnsinn, Mord und Todtschlag auf billiger ebener Bahn dem Rechten zustreben kann, wenn es auch dem Menschen versagt ist, das Ziel ganz und rein zu erreichen."

Im heitern Muthe einer ihn befriedigenden Geschäftsthätigkeit fand Keßler, trotz der vielen Arbeiten im Dienste, doch hin und wieder Zeit zu wissenschaftlichen Ausarbeitungen, die unmittelbar in sein amtliches Fach schlugen. Schon um von den Freitagsfreunden nicht ganz als unthätiger Schriftsteller angesehen zu werden, während die ergiebigen Federn der Freunde v. Rammer und v. d. Hagen so reiche Gaben lieferten, und selbst der im Finanzministerium bei der Steuerpartie sehr beschäftigte Geh. Ob.-Finanz-Rath Sotzmann öfter treffliche, meist humoristische Arbeiten zum Besten gab, mußte er darauf bedacht sein, der Kritik der Freunde auch zuweilen sein Theil vorzulegen. So schrieb Keßler unter Anderm eine Abhandlung über Erhaltung der Wälder und Holzmangel.

Sie erschien sodann in Ranke's Zeitschrift für Geschichte und Politik, wo sie der Ob.-Präsident v. Vincke so trefflich fand, daß er sie mit Keßler's Genehmigung in vielen hundert Exemplaren drucken ließ, um sie in der Provinz Westfalen nach allen Richtungen hin zu vertheilen und deren Grundansicht zu verbreiten.

Keßler's Ansicht und Ueberzeugung war, daß womöglich alle Forstbesitzungen in die Hand des Fiscus gebracht werden müßten, der conservativ genug sei, die Waldungen fort und fort in gleichem Bestande zu erhalten und zu belassen und hierdurch den Bäumen die nöthige Zeit zu ihrer Entwickelung, Reife und Alter zu gönnen, welche ihren höhern Werth bestimmen, was bei dem Privatbesitzer und dessen wechselnden Zuständen und Bedürfnissen fast eine Unmöglichkeit ist; Güterbesitzungen, Domainen u. dgl., sofern sie nur als Capitalbesitz zu betrachten sind, und nicht als benutzte fürstliche Landsitze und Lustschlösser anzusehen seien, sollten dagegen in die Hände der Privaten übergehen, wo sie dem Staate, zufolge des eifrigern und zweckmäßigern Betriebs der Besitzer, sei es

durch Anlegung von Fabriken oder auch einfachen ländlichen Gebrauch, weit mehr einbringen würden als selbst der höchste Pachtzins, und gar bei Selbst-Administration, wo des Fiscus Schaden allezeit auf der Hand liege.

Diese seine Ansichten weiter und klarer zu entwickeln, liegt außerhalb des Zwecks und beschränkten Raums dieser Schrift, in der nur angedeutet werden soll, welch reicher Schatz von Kenntniß, klarer Weltanschauung und tiefer Einsicht, wie das Wohl des Staates und des Volks (welches Beides er ohnedies für identisch hielt), fortdauernd zu sichern, ja zu erhöhen sei, in ihm wohnte und sein stetes Streben leitete.

Eine größere Arbeit dieser Art, „Ueber Ertragsfähigkeit des Bodens“, bestand aus drei Abhandlungen, von welchen die beiden ersten Theile kurz nach einander in Ranke's Zeitschrift erschienen. Keßler erwidert auf seines Freundes Abeken Lob derselben: „Du sagst mir zu viel Freundliches über meine Abhandlungen. Hier können sie bei der sich überall vordrängenden, vermeintlich schon herrschenden Partei den Miscredit, in welchem ich meiner innersten nie verhohlenen Natur nach schon stehen muß, nur noch verschlimmern. Die erste Abhandlung schien ihnen ganz unverfänglich, ja sie belobten dieselbe, da sie von ihnen nicht verstanden wurde. Bei der zweiten merkten sie Unrath und fingen an zu murmuriren; ließe ich nun die dritte, welche nothwendig auf die beiden ersten folgt, ans Licht treten, so würde ich ohne Gnade verdammt werden. Im ersten Theile nämlich glaube ich bewiesen zu haben, daß, je nach der fortschreitenden Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, der Volks- und Staatsvereine, diejenigen Dinge, welche den Verbrauch, die werthvolle Habe, den Lebensgenuß, den gesammten Nationalreichthum darstellen, allmälig immer weniger Urstoff, Urproduction der Natur und mehr Production menschlicher Thätigkeit, Erfindung und Betriebsamkeit in sich begreifen. Im zweiten Theile suchte ich darzuthun, daß in dem verbreitetsten, für die Staatsgesellschaft wichtigsten Gewerbe, der Landwirthschaft, eben jene Progression am deutlichsten wahrzunehmen sei, indem an den Erzeugnissen derselben, an den

Reinerträgen der Landgüter, der Antheil menschlicher Arbeit und ihres Repräsentanten (des Betriebscapitals) immer höher steigen müsse im Vergleiche mit dem Antheile der ursprünglichen rohen Productionskraft des Bodens. — Der dritte Theil würde dann zeigen, was in allen neuern Staatsverhandlungen, hauptsächlich in denen des englischen Parlaments, immer deutlicher in die Augen springt, daß die gesammte Classe der ländlichen Grundbesitzer, sie seien Edelleute, Bürger, Juden oder Bauern, immer mehr und mehr in ihrer Verhältnißzahl, in ihrem Vermögen, ihrer Bildung, ihrer Bedeutung und Macht zurückbleibt gegen die in größerer Masse wachsende Classe der Gewerbsleute, deren höhere Blüte und Häupter in dem Stande der Gelehrten und Künstler erkannt werden. — Vorläufig werde ich diesen dritten Theil auf sich beruhen lassen. Die Wahrheit macht sich von selbst Luft und ewige Naturgesetze lassen sich nicht durch Menschenwitz aufheben, trotz der vielfältigen Versuche des Hemmens und Zurückschiebens, welche sich neuerlich in Staatsangelegenheiten bemerkbar machen. Unsere nothwendige, verständige, legitime und ruhige Revolution in den Jahren 1809, wie solche in unserer Gesetzgebung daliegt, mag wol da und dort etwas zu weit gezielt haben; wenn man aber nun in der Reaction wieder zu kurz schießt, so werden die Folgen auch bald klar werden, und man wird nicht umhin können, endlich auf die Mitte zu halten."

Im Jahre 1833 bereiste Keßler die Provinzen Rheinland und Westfalen. Er hatte diese als die angenehmsten und in Bezug auf seine Partie in der Verwaltung als die unwichtigsten, (da weder große Domainen noch sehr ausgedehnte königliche Forsten in denselben belegen sind), bis zuletzt verspart. Die Art dieser letzten Bereisung nahm er indeß doch nach der einmal von ihm als nothwendig erkannten Weise vor, d. h. in streng amtlicher Haltung; suchte aber da, wo es ohne Aufopferung seiner festen Grundsätze anging, so viel Heiteres und Vergnügliches für sich und die Seinen damit zu verbinden als möglich. Z. B. sandte er Frau und Kind wochenlang voraus nach Franken, wo sie bei Geschwistern und Freunden glückliche Tage verlebten und zuletzt in Koburg

ihn erwarteten. Durch die Provinz Sachsen, mit den Präsidenten der Regierungen Magdeburg und Merseburg Geschäfte erledigend, kam er nach und hielt in der ihm befreundeten Residenzstadt des Herzogs von Koburg einen mehrtägigen Rasttag, wobei er nicht verfehlte, sich auch dem Landesherrn vorzustellen, zu welchem er in den letzten Jahren in eine Art Geschäftsverbindung gekommen war.

Der Herzog hatte wegen seiner persönlichen Theilnahme an dem Befreiungskriege im Jahre 1814 als Anerkennung derselben auf dem Wiener Congreß den kleinen Landestheil St.-Wendel, dem trier'schen Regierungsbezirke nahe liegend, zugetheilt erhalten. Dieses von Koburg so weit entfernte Stück Land zu regieren, war eine schwere Aufgabe für den Herzog. Die Verwaltungskosten betrugen oft mehr, als das Ländchen aufbrachte. Mühe und Sorge hatte er dabei umsonst. Er wünschte daher, dasselbe an den König von Preußen zu vertauschen gegen einzelne preußische Landestheile, die wiederum getrennt vom Königreiche, dagegen an des Herzogs Lande grenzten, z. B. Kreis Schleusingen, Kreis Ziegenrück rc. Die Sache wurde auf diplomatischem Wege eingeleitet und abgemacht. Von Seite Preußens durch den Geh. Legat.-Rath Eichhorn und koburger Seits durch den Legat.-Rath Habermann. Als aber der Abschluß zur Kenntniß der preußischen Unterthanen kam, erhoben sie große Klage darüber, daß sie von dem Königreiche losgerissen werden sollten. Sie wandten sich unmittelbar an den König mit der flehentlichen Bitte, sie nicht zu verstoßen. Dem guten König erschien es nun selbst wie eine Ungerechtigkeit, irgend welche seiner Landeskinder zu verhandeln oder zu vertauschen und er gab Befehl, den Herzog mit Domainen, wo sie ihm gelegen wären, zu entschädigen, im Uebrigen aber mit baarem Gelde. So kam dies Geschäft unter Minister von Motz in Keßler's Hand, der es zur beiderseitigen Zufriedenheit erledigte. Der Herzog bezeigte die seinige gegen Keßler durch Uebersendung einer goldenen Dose, während der Geschäftsführer des Herzogs eine dergleichen vom Könige erhielt. — Der Herzog war besonders erfreut über die bedeutende Summe Geldes, die ihm die

Abtretung eines ihm lästigen Landestheils einbrachte, um so mehr, als er sich im Rechte wähnte, dasselbe als Privateigenthum betrachten zu dürfen; da er ohnedies durch die Veräußerung von St.-Wendel noch die besondere Last seinem Lande abgenommen hatte, eine Menge alter koburger Pensionaire zu besolden, welche sich gerade in St.-Wendel aufhielten und die er geschickt wußte mit an Preußen zu überweisen. Der Herzog hatte aber noch viel Verdruß und Streit über das vermeintliche Privateigenthum mit seinen sich gegen diese Rechtserklärung auflehnenden Ständen. Nichtsdestoweniger bewahrte er Keßler'n dauerndes Wohlwollen bis in die spätesten Zeiten.

Von Koburg aus, wo Keßler's Reise geradewegs den Main abwärts in Sturmeseile ging, nahm er Frau und Kind in seinem Wagen mit bis Frankfurt a. M., wo seine liebe Schwester wohnte und seiner Frau vielgeliebte Schwester Clara, deren Gatte nordamerikanischer Consul und ja sein innigster Jugendfreund war. Dort ließ er die Seinen in guter Obhut und zog am Rhein entlang, rechts und links in den Bergen her und hin. Von Saarbrück aus berichtet er der Gattin und Geschwistern in Frankfurt a. M.: „Ich mußte von Bingen an dem Strome und jeder Rheinfahrt entsagen und steile Berge hinaufklettern, wo ein zahlreiches Gefolge meiner harrte, um die Bereisung des nördlichen Theils des Hundsrücks zu beginnen. Die meist mit herrlichem Buchenwald bekleideten Höhen bieten überaus schöne Aussichten dar, in den Rheingau, in das Flußgebiet der Nahe, nach dem majestätischen Donnersberg ꝛc. Schon in Stromberg hatte ich meinen Wagen verlassen und war von da an stets zu Pferd. Im Dorfe Morbach traf der Präsident von Bodelschwingh (aus Trier) zu mir; ein trefflicher, überaus liebenswürdiger Mann, welcher mit gründlichem Wissen und kräftiger That die höchste Bescheidenheit verbindet, und mir aus unserm frühern Verhältnisse zu Münster, wo er als Referendarius unter und mit mir arbeitete, mit einer Art von kindlichem Vertrauen und herzlicher Neigung zugethan ist. Am folgenden Tage durchzogen wir den schönen interessanten Hochwald — der berühmte Schauplatz der Thaten von Schinder-

hahmes, den einer der uns begleitenden Förster sehr gut gekannt hat, ja mit ihm nach der Scheibe geschossen hatte und dessen Weib noch in der Gegend betteln geht. Ich habe manche seiner Geschichten für den lieben Vater in Berlin zu dessen Kurzweil gesammelt" u. s. w.

So ging die Reise weiter nach der neuen Besitzung St. Wendel und nach Trier. Dann die Mosel entlang, bei Koblenz über den Rhein. Von dort begann Keßler auch die Bereisung des rechten Rheinufers. Der werthe Freund in Neuwied konnte leider nicht begrüßt werden, er schwelgte gerade in dem Anschauen der Neuen Welt, den Urwäldern, Wüsten und blühenden Staaten Nordamerikas. In Köln traf Keßler mit Frau und Geschwistern, welche die anmuthige Rheinfahrt gemacht, und mit seinem Sohne, den er aus Elberfeld dahin beschieden hatte, zusammen, woselbst ihn Geschäfte mit der Regierung einige Tage festhielten. Er verließ sie aber wieder und vereinte sich später nochmals mit ihnen in Aachen, wo er von Malmedy und Montjoie kam und etliche Tage im Hause des Jugendgenossen und Freundes Karl Schwendler zubrachte. Dann ging er über Düsseldorf nach Elberfeld, damit auch dem Sohne die Ehre und Freude eines älterlichen Besuchs zu Theil würde, und zuletzt nach Werdohl in Westfalen zu dem Bruder Pastor, wo sich auch die in Berlin zurückgebliebenen Söhne Max und Anton einfanden, Ersterer, um von dort aus die Universität Bonn zu beziehen. Keßler bereiste von Werdohl aus noch den Regierungsbezirk Arnsberg, und damit schlossen alle amtlichen Bereisungen und mit ihnen zufällig auch der Licht- und Höhepunkt seiner amtlichen Wirksamkeit im Ministerium.

Das Jahr 1834 war durch göttliche Fügungen bestimmt zur Auflösung der schönsten und edelsten Verhältnisse, welche Keßler beglückten. Ende März starb Schleiermacher. Keßler schreibt an Wolfen darüber:

„Schleiermacher's Tod hat in der Wissenschaft wie in dem Leben Vieler, insonderheit aber in dem meinigen, eine bedeutende Lücke gemacht. Er hat mich getraut, meine Söhne ein-

gesegnet, mir das Abendmahl gereicht und seine Predigten haben mich stets tief und innig erbaut wie keine andere menschliche Rede."

Im September starb Vater Heim. Lange hatte man diesem traurigen Ereignisse, gleichsam mit Ruhe, entgegen gesehen, es konnte sich Keiner verhehlen, der theure Greis habe seine Zeit durchlebt und sei nun bereit, zur ewigen Ruhe einzugehen. Als der Fall nun aber eintrat, fühlte sich dennoch jedes einzelne Glied der weitverzweigten Familie aufs tiefste ergriffen. Der Stamm war gebrochen, von dem die Zweige ausgingen, und somit der festere Halt, der sie zusammenhielt; Jeder fühlte eine tiefe Lücke im eigenen Leben, indem das edle Haupt sich senkte.

Im November starb Minister Maaßen. — Drei Todesfälle von großer Bedeutung in einem Jahre. — Fast zu viel für eine Brust, dazu für Jemand, der so tief empfand wie Keßler, der den Werth ganz erkannte, welcher mit den Dahingeschiedenen ihm und der Welt verloren ging. Ueber den Verlust seines theuern Chefs schreibt Keßler an Abeken unter dem 5. November: „Diesen Morgen habe ich meinen trefflichen, lieben, freundlichen Minister Maaßen in die Gruft geleitet. Er war einer der edelsten und zugleich liebenswürdigsten Menschen, dessen Feind, wenn er hienieden einen gehabt hätte, nur ein entschiedener Bösewicht hätte sein können. Was von äußerer Anerkennung des großen Verlustes, welchen der Staat durch seinen Tod erlitten, denkbar und möglich ist, hat man ihm erzeigt. Schwerlich ist es hier einem Sterblichen noch so geworden, daß im rauhen November unter freiem Himmel der Kronprinz und seine Brüder, alte hinfällige Minister in Staatsuniform, Generale, Diplomaten, und so durch alle Classen der Gesellschaft bis herab zum Handwerksmann, eine zahllose Menge entblößten Hauptes sich in Andacht beugten und sich erinnerten ihrer Vergänglichkeit, und wie wol Keiner es wagen dürfe, sich dem Gerechten gleichzustellen, welcher hier voranging." . . . .

„Auch mir ist er seit fünfundzwanzig Jahren ein Hort, ein Freund gewesen, von dem ich kein schiefes Urtheil, noch weniger eine verletzende That je zu fürchten gehabt hätte, selbst da nicht,

wo mein Verfahren, meine Ansichten und Ueberzeugung den seinen entgegen war. Wie es ferner werden soll, weiß Gott!"

Damit das Maß des Traurigen voll werde, erhielt zur selben Zeit auch Keßler Nachricht von dem gefährlichen Erkranken seines ältesten Sohnes. Dieser war, um seine kaufmännische Laufbahn weiter zu fördern, von Elberfeld ab nach Montpellier, im südlichen Frankreich, gegangen, wo er in einem der besten Häuser in Condition stand und allgemein geliebt und geachtet wurde. In seiner frischen, vollsaftigen Natur war er durch das ungewohnte heiße Klima an einer Lungenentzündung erkrankt, von welcher er zwar nach langen Leiden wieder genas, aber bald darauf zurückkehren mußte und den Keim des Todes in der jugendlichen Brust mitbrachte.

Durch Maaßen's Tod ward Keßler's amtlicher Wirkungskreis zerstört. Aus seiner Abtheilung des Finanzministeriums, der er zehn Jahre lang vorgestanden, wurde ein eigenes Ministerium gebildet, aber nicht ihm anvertraut, sondern dem Herrn von Ladenberg, welcher als Präsident der Ober-Rechnungskammer zu Potsdam stand, zugetheilt. Keßler spricht sich darüber unter dem 16. August 1835 gegen seinen aus Amerika zurückgekehrten „hochverehrten Freund", Prinz Max zu Wied, sehr deutlich aus, indem er sagt: „Der Anfang dieses Jahres war für mich sehr traurig und niederschlagend. Die Auflösung des Finanzministeriums, welche als endliche Folge des Todes des trefflichen Maaßen über dessen treue Verehrer und Mitarbeiter hereinbrach, traf gerade mich am empfindlichsten, indem meine frühere Stellung dadurch eigentlich vernichtet ist."

Schon im April schreibt Keßler seinem Freunde von Raumer, der sich in London aufhielt: „Mit Herrn v. L. geht es eben, wie vorherzusehen war. Wir thun einander gerade nichts zu Leid, sind aber doch Beide zu alt, um aus unserer Haut herauszufahren und uns mit einer andern zu bekleiden. Daß ich aber in meiner Stellung für den Staatsdienst eine Null bin, eher noch hemme als fördere, wird mir mit jedem Tag einleuch-

20*

tender, und ich sehe ein, daß ich mit Ehren auf die Länge in einem solchen Verhältnisse nicht verharren kann." . . . .

Weiter schreibt er diesem: „Du wünschest, daß du, in der ungeheuren Weltstadt mitunter an die Heimat erinnert, in unsere kleine Misère zurückgezogen werdest, an welche du dich doch einst wieder gewöhnen mußt? Während der ungeheuren Dinge, die unter deinen Augen vorgehen, bleiben wir hier bei der alten Leier. Da wir keine Cholera im Lande haben und keine polnische Insurrection an der Grenze, so hat Herr v. Schön fürgut befunden, wieder eine Hungersnoth in Preußen entstehen zu lassen. Er hatte schon im vorigen Sommer den neuen Minister des Innern, v. Rochow, dafür bearbeitet. Jetzt ist die Sache wieder im besten Zuge; alle Minister hetzen die Behörden, ja sich selbst unter einander mit cito citissime, alle Fonds werden unter den mannichfaltigsten Titeln zu den abenteuerlichsten Projecten angegangen, die Regierung kauft Flachs zum Spinnen, Hafer zum Säen, Kartoffeln zum Essen, eigentlich aber zum Verfaulen. Ein Theil klagt, daß er blutarm sei, weil die im Uebermaß vorhandenen Erzeugnisse keinen Preis haben, der andere will verhungern, weil er die werthlosen Producte nicht bezahlen kann, ebensowenig aber durch Arbeit etwas verdienen mag. Herr Rother hat sogleich neue Straßenbauten eingeleitet. Von dreihundert Arbeitern, die sich auf einem Punkt beim ersten Ausschreiben eingefunden, sind jedoch nach wenigen Tagen nur zwanzig bis dreißig noch an der Arbeit, da ihnen ein mäßiger Verdienst von 6 Sgr. täglich, den sie leicht durch Anstrengung verdoppeln könnten, nicht genügt und sie die Hungercur bequemer finden. — Das ist der Plan, auf welchem sich unsere großen Staatsmänner herumtummeln. Wenn wir manches Gute haben, in manchen Dingen andern Völkern voraussein mögen, so ist unser Regierungswesen doch auch in vieler Hinsicht über allen Glauben roh, kleinlich, ungeschickt, lächerlich, verschwenderisch in Geld und hauptsächlich in Kraft" u. s. w. . . . .

Während Keßler einen klaren höhern Ueberblick des Geschäftsbetriebs hatte, die Kraft besaß und in sich fühlte, das

Kleinliche desselben zu einer würdigen Größe und Vollendung umgestalten zu können, mußte er als Unterbeamter eines Mannes arbeiten, den, wie er sagt „ich in dem Staatshaushalte für einen Kleinkrämer halten muß". Er schreibt dem Freunde u. A.: „Was sich jetzt formell als amtlicher Beruf mir aufdringt, besteht allein darin, daß ich mich in absichtlich angehäuften Schreibereien, leeren Förmlichkeiten, Quälereien, absonderlich aller Untergebenen, selbst an Leib und Seele abstumpfe, und diese Wirkung auch durch die gesammte Verwaltung, durch das ganze Land zum offenbaren Schaden des Königs und des Vaterlandes, zur Schwächung ihrer physischen und moralischen Kraft und Macht beitragen muß, als Werkzeug jenes Mannes."

Keßler rüttelte hin und wieder an seinen Ketten, die ihn drückten. Einst klagte Herr v. L. über die Häufung der Arbeit. Keßler gab ganz offen die sich jagenden Cito's und Citissime's als Grund dieser Erscheinung an, indem er freimüthig sagte, „daß während des Ministeriums unter Motz und Maaßen zusammengenommen nicht so viel Stücke mit diesen Beinamen bezeichnet worden wären als in den wenigen Wochen der jetzigen Verwaltung", was er nöthigenfalls actenmäßig beweisen könnte, was der Chef natürlich sehr übel aufnahm.

In fester Ueberzeugung, daß kein Mensch ihm zumuthen könne, in dieser Lage dauernd auszuharren, berieth sich Keßler mit Geh. Rath Stegemann, und theilte hierauf Minister Graf Lottum seinen Entschluß mit, seine Stelle aufzugeben. Graf L. sah Alles wol ein, bezeigte seine lebhafteste Theilnahme und Willfährigkeit, Keßler'n aus der unwürdigen Lage zu helfen, ohne jedoch recht zu wissen wie.

Herr von Raumer, der in Keßler nicht nur den Freund, sondern auch den besten Censor seiner großen Arbeiten im „Freitag" schätzte und liebte, wollte ihn gern diesem edlen Bunde und der Hauptstadt erhalten wissen. Er begütigte ihn daher auf alle Weise in seinen Briefen aus London. Keßler antwortete ihm im August: „Ich denke nicht daran, sogleich mit einem Abschiedsgesuche herauszuplatzen, aber ich verhehle mir nicht, daß ich äu-

ßersten Falles auch zu diesem entschlossen sein muß, sobald der erste Schritt gethan ist. Zunächst ist v. Ladenberg in Karlsbad, von wo er erst Ende dieses Monats zurückkehrt. Für mich ist in keinem Falle etwas verloren, wenn ich es noch abwarte, und einen Fall dann mehr anführen kann, zum Beweise, daß ich an meinem jetzigen Platze völlig überflüssig bin. Vorläufig würde man doch auch übersehen werden, so lange das große Spektakel in Kalisch, dann in Teplitz alle Aufmerksamkeit auf sich zieht und alle Kräfte in Anspruch nimmt.“ An einer andern Stelle sagt er: „Der neue Chef versteht es mit seinen alten Erfahrungen meisterhaft, die Geister seiner vielfach bedürftigen Beamten zu bannen. Indeß scheint er doch ein gefährliches Spiel zu treiben. Alle Welt sagt, er habe eine halbe Million mehr aus seiner Verwaltung schaffen wollen als früher geschehen. Gesetzt, dies sei nur böser Leumund, so hat er doch nicht weniger Rente abzuliefern gedacht, als seine Vorgänger. Allein nach den Abschlüssen der beiden ersten Quartale zeigt sich gegen 1834 schon ein Minus von mehr als 200,000 Thalern. Nach diesem Verhältnisse wird die Differenz der Jahresabschlüsse mindestens eine halbe Million betragen — folglich gerade so viel minus, als man plus versprochen haben soll. Ein solches Resultat muß um so empfindlicher sein, als die Steuervereine noch zur Zeit Etatsausfälle statt Ueberschüsse verheißen, die sehr großen Kosten in Kalisch sehr geniren und der Administrationsaufwand überall im Steigen ist. Unsere vornehme Generalverwaltung kostet jetzt 102,000 Thaler, ohne daß ein anderer Zweck bei ihrer Isolirung vorgewaltet zu haben scheint als der eines allerdings lehrreichen Experiments“ u. s. w.

Um der gewünschten halben Million Rente mehr doch einigermaßen nahe zu kommen, versuchte Herr v. L. es zu zwingen durch Abzüge an den spärlichen Gehalten der niedern Forstbeamten, Pensionen der durch Waldfrevler Invalidgewordenen und Witwengehalten der im Dienste Erlegenen, was ihm allerdings theilweise gelang; aber Keßler'n blutete das Herz bei diesem Verfahren. — In solch trüber Zeit bedurfte seine Seele einer ander-

weiten Erfrischung. Als Heim's Nichte, Keßler's Frau, jenen am Tage vor seiner Auflösung besuchte, flüsterte er ihr zu: „Keßler schreibt doch auch meinen Nekrolog? sag' ihm, er soll darin nicht vergessen u. s. w." Der sterbende Greis fühlte also selbst, daß sein fernerer Ruhm, dessen Verherrlichung und Verbreitung in der Hand seines geliebten Schwiegersohnes liege. Nicht nur den Nekrolog faßte Keßler ganz nach dem Wunsche des frommen Mannes ab, fast in derselben Stunde seines Scheidens aus der Welt, sodaß er schon den Tag darauf in der Spener'schen Zeitung erschien, sondern er ging auch unmittelbar danach an das Werk einer größern, ausführlichern Lebensbeschreibung Heim's, als die bei seinem Jubiläum von ihm verfaßte war, wozu er auch bereits seit Jahren gesammelt, Alles geordnet und vorbereitet hatte. Diese Arbeit in den spärlichen Mußestunden, die ihm der sich täglich mehrende Actenwust gönnte, war für ihn die einzige Erholung, die beste Erheiterung. Wie sehr diese Arbeit geeignet war, ihn von dem an seiner Ruhe und freudigem Dasein nagenden Verdruß abzuziehen, beweist der Umstand, daß man in dem Werke selbst denselben nirgend wahrnimmt, man vielmehr meinen sollte, es sei in dem Vollgenusse eines heitern, befriedigenden Stilllebens verfaßt. Die Freude, die ihm seine Frau an der Arbeit bezeigte, der Eifer, mit dem sein Sohn Anton die Entwürfe ins Reine schrieb, die Billigung, welche die ausgearbeiteten Bogen im allmäligen Vortrage unter den Freitagsfreunden fanden, regten ihn neben der freudigen Erinnerung an seinen Helden selbst vielfach an; auch der Gedanke, wem er sonst noch Alles Freude damit zu bereiten hoffte, allen Zeitgenossen Heim's, deren Zahl ohnedies nur klein war und bald ganz auszusterben drohte, beflügelte seine Feder. Zumeist gedachte er seiner guten Pflegemutter, deren Gatte, Anton Heim, eine so bedeutende Rolle in der Biographie Heim's spielt, wie diese sich freuen sollte, denselben so ganz in seiner heitern Liebenswürdigkeit dargestellt zu sehen.

Leider wurde ihm dieser Wunsch kindlicher Pietät nicht gewährt; die etwas lange sich hinziehende Entscheidung, wo, wie und von wem das Werk in Verlag genommen werden sollte,

verzögerte das Erscheinen desselben. Im Mai 1835 starb die treue Pflegerin von Keßler's Jugend, Ende Juli erschien erst die Biographie. Keßler schreibt über das Erscheinen seines Werkes im August an von Raumer nach London: „Meine Heim'sche Biographie findet allenthalben günstige Aufnahme. In der Spener'schen Zeitung wurde ich gleich Anfangs (werde nicht neidisch professor histor.) mit Agricola's Schwiegersohne zusammengestellt. Hagen's Anzeige in der Staatszeitung ist von unserer lächerlichen Censur gar jämmerlich verschnitten worden. In den hiesigen Jahrbüchern hat sich Varnhagen, wie ich höre, aber noch nicht gelesen habe, belobend in vornehmen Phrasen ausgelassen. Kronprinz und König haben mir huldvoll gedankt — desgleichen mit wahrer Herzlichkeit die herrliche Prinzessin Louise Radziwil. Die englische Königin Adelheid *) erhält das Buch durch ihren Vetter Carolath."

Seinem Freunde Abeken schreibt Keßler im December: „Ueber deine und vieler anderer ehrenwerther Männer und Frauen, Hoher, ja Allerhöchster, wie auch Geringerer Lobpreisungen meines Büchleins könnte ich fast eitel werden, wenn ich mir nicht klar bewußt wäre, was der Held desselben, was die Liebe zu ihm, was die mir durch alle Lebensverhältnisse hindurch, durch mein eigenes Schicksal vergönnte Nähe, dabei gethan haben. — Sonst ist es mir, Gott weiß es, durch äußere Störung, Noth und bittere Kränkung mancher Art, sauer genug geworden; Vieles würde sauberer und runder, auch noch reichhaltiger ausgefallen sein, wenn ich mit einiger Muße und mit ruhigem Gemüthe am Werke hätte bleiben können. Viele mündlichen Versicherungen, Briefe im Sinne des deinigen, nachsichtige und wohlwollende Beurtheilungen öffentlicher Blätter, Alles vereinigt sich, mir reichen Trost und Entschädigung zu gewähren für die Unbill, welche ich in meiner amtlichen Stellung dulden muß."

*) Diese sandte ihm mit sehr huldvollem eigenhändigen Schreiben eine große schöne Medaille mit dem Brustbilde ihres Gemahls, Wilhelms IV.

Keßler's Pflegemutter Heim, die, wie früher erwähnt wor- den, auf ihrem Witwensitze, dem kleinen Bauergute zu Welkers- hausen bei Meiningen lebte, auf welchem der 1813 verstorbene Hofrath Heim bei seinen Lebzeiten ein schönes, geräumiges Land- haus hatte bauen lassen, war und blieb gern die gastfreie Frau, die sie von jeher gewesen. Das Gütchen bot auch reichliche Mittel zu Befriedigung dieser Neigung an Getreide, Milch und Butter, Fleisch und trefflichen Würsten zu täglicher einfacher Nahrung für sich und ihre Freunde, jedoch fehlte es zu höhern gewohnten Lebensgenüssen an irgend einer baaren Einnahme. Dies fühlend schrieb Keßler gleich beim Tode seines Oheims trotz der Kriegszeit und seiner spärlichen Einnahme damals an seine Gattin:

„Wir müssen uns Einiges absparen zur Unterstützung für die gute Tante." Diese Unterstützung setzte er nach Beendigung seines Feldzugs fest, sodaß die alte Mutter selbige als eine sichere Einnahme betrachten konnte, denn alljährlich auf bestimm- ten Tag traf die Rolle preußischer meist blanker Thaler in Wel- kershausen ein und fehlte nie.

Diese seit zweiundzwanzig Jahren so anspruchslos und still gereichte Wohlthat ihres Neffen, den sie im Leben eigent- lich mehr gescholten als geliebkost hatte, erkannte die brave Frau so dankbar an, daß sie eben so still ohne Aufheben und Vorwissen von Keßler für den Fall ihres Ablebens ihn zu ihrem Erben einsetzte.

Dieser Fall war nun eingetreten. Die Gelegenheit wahr- nehmend, einmal einige Zeit eines erfrischenden, freien Lebens zu genießen, nahm Keßler, nach Herrn von Ladenberg's Rück- kehr aus dem Bade, Urlaub zu einer Reise nach Franken, um diese Angelegenheit zu reguliren, und reiste Tags darauf ab. An Prinz Max, der noch immer mit Wärme seines meining'- schen Jugendaufenthaltes gedachte, schrieb Keßler unter dem 18. October: „Vom 6. September bis 6. October habe ich mit meiner Frau eine Reise nach der Heimat, an das Grab meiner guten alten Mutter Heim gemacht. Sie hatte mich zu ihrem

Erben ernannt, dabei aber so viele und mancherlei Legate ausgesetzt, daß es fast bedenklich schien, die Erbschaft anzutreten. Indeß ist doch Alles friedlich und freundlich geordnet worden. Ich habe fast die Hälfte meines Erbtheils meinem jüngsten Bruder geschenkt und behalte doch wol noch so viel übrig, um die Kosten meiner schönen bis Nürnberg ausgedehnten Reise zu decken. Die kleine Besitzung in Welkershausen, welche die Verstorbene seit zweiundzwanzig Jahren bewohnte, ist um einen Spottpreis verkauft worden" u. s. w.

Während Herrn von Ladenberg's Abwesenheit im Bade hatte Keßler in altgewohnter Weise das Ruder der Forst- und Domainenverwaltung geführt. Es war ihm nicht eingefallen, wegen dieser und jener Verordnung sich vom Chef aus dem fernen Karlsbad her Raths zu erholen, ja er fand es sogar unpassend einen Kranken während der Brunnencur mit Geschäftssorgen zu behelligen, daher er nach bestem Wissen und Gewissen alles Nöthige verfügte und abfertigte. Dies gab Herrn von Ladenberg Veranlassung, sich nach seiner Rückkehr in einer Schrift sehr bitter gegen Keßler auszusprechen.

Nach den schönen in frohen Kreisen und anmuthigen Gegenden glücklich verlebten Tagen kehrte Keßler durch und durch erfrischt zurück und sogar (auf den Wunsch seiner Gattin, die ihm liebreich vorstellte, wie es doch besser sei, sich in das unvermeidliche Schicksal zu fügen, und des Guten zu gedenken, was ihm der Kreis der Freunde und Verwandten und die Hauptstadt selbst biete) — mit dem Vorsatze, ihren Wünschen nachzukommen.

Jenes Schreiben war das Erste, was Keßler'n am Morgen nach seiner Ankunft in Berlin in die Hände kam. — Ruhig aber auf das tiefste gekränkt, hielt er es seiner Gattin hin mit den Worten: „Willst du nun noch, daß ich heiter und gefaßt mich fügen soll?" Keßler versäumte nicht, das Schreiben des Herrn v. L. zu beantworten und sich in Form Rechtens zu vertheidigen. Beide Schreiben theilte er einem Freunde im Ministerium des Innern mit, der ihm bei deren Rücksendung schreibt:

„Die mir gefälligst mitgetheilte Correspondenz, deren Inhalt mein Erstaunen erregt, hat mir für die Sache wichtig erschienen, dem Hern Minister von Rochow im Vertrauen von diesen Schriftstücken Kenntniß zu geben u. s. w."

Noch im October wandte sich Keßler in einer Immediateingabe an den König, auf welche er den beruhigenden Bescheid erhielt:

„Ich habe Ihr Gesuch wegen Versetzung in ein anderes Dienstverhältniß den Ministern des Innern, der Polizei und der Finanzen zugehen lassen, um zu erwägen, mir Vorschläge zu machen, wie derselben zu deferiren sein werde, welchemnächst Ich Mir die weitere Entscheidung darauf vorbehalte. Auf Ihre Pensionirung kann, da Sie noch dienstfähig sind, nicht eingegangen werden.

Den 22. November 1835.

Friedrich Wilhelm."

Mitte December hatte Keßler die Versammlung der Freitagsfreunde im eigenen Hause. Sie waren alle beisammen, er selbst fehlte nur noch. Er war zu einer Ministerberathung in seiner Versetzungsangelegenheit berufen worden. Als er endlich eintrat und den harrenden Freunden das Resultat der Conferenz mittheilte, nämlich, daß man ihm die Stelle eines Regierungspräsidenten in Arnsberg angeboten und er sich bereit erklärt habe, sie anzunehmen, wenn dies der einzige Weg sei, aus seiner jetzigen Lage herauszukommen, traten mehren der alten treuen Freunde Thränen in die Augen. Sie fühlten Alle wohl, wie ihrem Kreise ein starker Hort in ihm verloren ging, und was der Scheidende selbst empfinde, sich von ihnen trennen zu müssen.

An Abeken schreibt Keßler unter dem 27. December: „Kommt die Sache der mir angebotenen Stelle zu Stande, so würde ich Arnsberg als das Ziel meines Lebens betrachten, dort arbeiten und beten, so lange es Tag ist. Schenkt mir Gott noch einige Zeit Leben und Gesundheit, so könnte ich vielleicht wieder Lust

und Muth für meinen Beruf gewinnen und endlich noch in dem Erfolge einigen Lohn ernten, an welches Alles hier längst nicht mehr zu denken war. Von meinen Söhnen könnte ich nur Fritz mitnehmen. Die schöne Natur in Arnsberg, die stets willkommene Aufnahme beim Oheim in Werdohl u. dgl. könnte diesem leicht Ersatz gewähren für die große Stadt, welche der Knabenzeit manche Gewalt anthut. Auch ich würde im nahenden Alter Vieles verschmerzen, was ich für den Rest des Lebens hier als sichern Besitz zu betrachten gewohnt war: aber für unsern unschätzbaren „Freitag" fände ich keinen Ersatz und die hier zurückbleibenden Freunde sind meines Ausscheidens wegen auch besorgt. Der strenge Vogt wird für ein kaum zu entbehrendes Element für die Bindung des alten Vereins gehalten. Wir müssen uns allmälig an der Vergangenheit genügen lassen!"

Unter dem 4. März 1836 erhielt Keßler das Patent als Regierungspräsident zu Arnsberg, durch welches er sich gleichsam in Freiheit versetzt sah und zufrieden fühlte, obschon er dadurch in amtlicher Stellung nicht vorwärts, sondern einen Schritt rückwärts befördert war. — Schon am 5. desselben Monats schreibt ihm der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Freiherr von Vincke: „Mich kann die Aussicht nur erfreuen, durch Ihre Ernennung zum Präsidenten der königlichen Regierung zu Arnsberg bald wieder mit Ihnen zu gemeinsamer öffentlicher Wirksamkeit vereinigt zu sein, wie ich es bereits beim Beginne Ihrer amtlichen Laufbahn und in der Mitte derselben gewesen bin. Wenn ich aus diesen Epochen die angenehmste Erinnerung noch bewahre, so muß mir die Wiedervereinigung des unabänderlich bestandenen persönlichen Verhältnisses zu ganz besonderm Vergnügen gereichen" u. s. w.

Privatim als Freund schreibt Herr von Vincke unter demselben Datum: „Ich freue mich herzlich unserer endlichen — und will's Gott, bleibenden Wiedervereinigung, mein theurer Freund!" u. s. w.

In den ersten Tagen des Monats April legte Keßler sein Amt als Director der Forst- und Domainenverwaltung nieder.

Nach einer Sitzung, der er noch als Mitglied beigewohnt, empfahl er sich nach Zurückziehen des Ministers den sämmtlichen Geh.-Räthen und nahm Abschied von ihnen. Die langjährigen treuen Mitarbeiter im Dienste waren tief betrübt. — — —

Am 19. April nahm Keßler auch Abschied von allen theuren Verwandten und trat die Reise nach seinem Exil, wie er Arnsberg nannte, an. Von der Reise aus schrieb er an seine Schwägerin Eimbeck: „Welche heillose Verschwendung treibt der Egoismus unserer Staatsregierung mit den physischen und geistigen Kräften der Einzelnen, welchen Opfern und Leiden werden so Viele preisgegeben, lediglich um den verworrenen Ideen eines ephemeren Machthabers, dem Eigennutze eines begünstigten Beamten zu fröhnen?“

Arnsberg, welches nach Keßler's eigenen Worten „das Ziel seines Lebens sein sollte", war der kleine Ort, wohin der Oberpräsident von Vincke entschieden darauf bestand, den Sitz der Regierung für die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westfalen zu legen. Die Städte der schon früher zu Preußen gehörigen Grafschaft Mark, Hamm, Hagen, Dortmund, Soest, besaßen Raum, Gebäude, Kirchen in Menge, da mehre derselben (namentlich Soest als frühere freie Reichsstadt mit 60,000 Einwohnern) ehemals blühende Städte gewesen und zum Theil wie Hagen und Dortmund noch waren. Dagegen Arnsberg nichts zu bieten hatte als die Ruine eines alten Schlosses der ehemaligen Grafen von Arnsberg, welches im Revolutionskriege zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört wurde und dessen Mauern größtentheils abgetragen, zu Erbauung eines Gefangenenhauses benutzt wurden. Um dieses Schloß herum hatten sich allmälig ungefähr 2000 Einwohner angesiedelt. Auf dem langausgestreckten schmalen Felsrücken, der von der schnell hinrauschenden Ruhr umspült wird, sodaß er fast einer vulkanisch emporgetriebenen Halbinsel gleicht, stand in entgegengesetzter Richtung der Schloßruine eine große Kirche mit Klostergebäuden, welche letztere nach der Säcularisation zu einem Gymnasium oder einer sogenannten lateinischen Schule verwandt worden waren, der (noch bis 1844) ein ehemaliger Klosterbruder als Director vorstand. Das war Alles und wenig genug für den Sitz einer Regierung, die über 300,000 Menschen regieren sollte. Allein Herrn von Vincke's Ansicht war, während die aufgeklärte evangelische Mark durch

ihrem Gewerbfleiß hinlänglich gesundes Leben in sich trage, müsse dem katholischen Theile des neuen Regierungsbezirks auch Leben eingehaucht werden, und solches sei am sichersten zu erreichen, wenn man den Sitz der Regierung mit Präsidenten, Directoren, Räthen u. s. w. in dessen Mitte, in das Herz des alten Herzogthums selbst lege.

So kam es denn, daß 1816 ein Heer von etwa sechzig Beamten höherer und niederer Grade, mit und ohne Familien, nach dem Städtchen Arnsberg gewiesen wurde, die sammt und sonders eigentlich nicht wußten, wo sie auf dem schroffen Felsen, unter den schroffdenkenden Ureinwohnern Obdach finden sollten. Um ein Regierungsgebäude zu beschaffen, wurde das erwähnte Gefangenenhaus, nachdem seine unfreiwilligen Bewohner anderswo untergebracht waren, mit Bureaux und Sessionszimmern eingerichtet. Für das Unterkommen der Beamten traf man die Vermittelung, die großen Kirchhöfe um das Klostergebäude herum zu Baustellen zu vertheilen, für die inliegenden Gebeine eine außerhalb dieses Bereichs liegende Stelle anzuweisen, und die blutarme Einwohnerschaft des Städtchens zu ermuntern, neue Häuser zu bauen. Ein Drittheil der Baukosten wurde ihnen dazu geschenkt und überdem noch eine Prämie Denjenigen verheißen, die schnell und am zweckmäßigsten bauten. So entstand nach wenig Jahren zwischen der Ruine mit dem alten Städtchen und der Kirche mit den Klostergebäuden eine neue kleine Stadt von lauter bunten Häuserchen, in deren Mitte ein freundlicher Marktplatz abgesteckt; an demselben eine evangelische Kirche und ein Postgebäude vom Staate erbaut, und durch einen Richtigspeculirenden ein großer Gasthof errichtet wurde. Straßen wurden nach allen Richtungen hin angelegt, um den im Gebirge vergrabenen Regierungssitz zugänglich zu machen, und Herrn von Vincke's Belebungsidee konnte nun beginnen ins Leben zu treten.

Jedoch selbst nach zwanzig Jahren war daselbst noch wenig von Leben und Cultur zu bemerken. Das Beamtenwesen wirkt gerade nicht belebend auf das Volk, Handel und Fabriken geben bessern Schwung, aber dazu war selbst in der nun vergrößerten

Stadt weder Raum noch Mittel. Arnsberg wurde eine Beamtenkolonie, die es heute noch nach fünfunddreißig Jahren ist und auch wol bleiben wird. Das anfangs widerspänstige Volk, was nichts von der neuen belebenden Regierung wissen und mit ihr zu thun haben wollte, zehrt nun von und an den Beamten, wie es vordem seine Existenz von der Klostergeistlichkeit hatte. Wer von den zuerst dahingesandten Regierungsmitgliedern nicht einiges Vermögen mitbrachte und unter den vom Staate gebotenen Vergünstigungen sich selbst anbaute und mit Haus, Garten und Feld sich festbürgerte, suchte sobald als möglich wieder fortzukommen aus der romantischen Gegend, dabei aber dürftigen Existenz; so vom Präsidenten an bis herunter auf den Calculator. Die Zeit eines Aufenthalts in Arnsberg wurde bis auf die neueste Zeit als eine Durchgangsperiode zur Reife für eine anderweite Beförderung angesehen. Auf diese Weise war es natürlich, daß die Regierung selbst nie zu einem gewissen Grade von Vollendung, in sogenannten schwunghaften Betrieb kam.

Zur Justizpflege ward auch ein Oberlandesgericht nach Arnsberg gelegt, was indeß, da es zur Grundlage das in Arnsberg schon früher bestandene Hofgericht hatte, auch meist mit den schon vorhandenen katholischen Räthen besetzt blieb, ungleich besser für die dortigen Zustände gedieh, und in seinen Beamten auch weniger wechselnd blieb. Das Meiste zu diesem Gedeihen liegt aber auch in der Natur des Westfalen, der einen Genuß im Processiren findet, wie andere Menschen im Spiele, der Engländer im Wetten. Es gibt Westfalen, die sich einen Proceß kaufen, wenn sie keinen haben; daher Alles, was Justiz heißt, dort beliebt ist und die beste Nahrung findet.

In dieses Arnsberg zog nun Keßler mit dem Vorsatze „zu beten und zu arbeiten, so lange es Tag sei“. — Während die 74 Centner seiner Habe, in 36 Collis und Kisten verpackt den langsamen Weg zu Achse dahin machten, ging er, nach gemeinschaftlicher Verabredung mit seinem Freunde von Raumer, der wieder nach England steuerte, nach Hamburg, wohin ihn altes Interesse für die Stadt, die er einst mit belagern

21*

half, sowie alte Freunde darin, zumeist aber der geliebte Sohn zog, der nach seinem Abgange von Montpellier über Algier zurück nach Frankreich und durch die Schweiz ꝛc. nach Berlin gekommen, daselbst einen Rückfall des frühern Leidens bestanden und, glücklich genesen, nun nach Hamburg in Condition gegangen war. In Hamburg führte Keßler Raumer'n bei seinen Freunden ein, wogegen dieser Keßler'n mit den seinigen bekannt machte, woraus beiderseits viel Erfreuliches und Angenehmes erwuchs. Als Raumer sich nach London einschiffte, schied auch Keßler von Hamburg und seinem lieben Sohne und ging nach Bremen. Durch Empfehlung seines Freundes Benecke, Mitglied der Obealten, fand Keßler die herzlichste Aufnahme bei den beiden Bürgermeistern der Stadt Bremen, Smidt und von Gröning. Man schwärmte dort für Heim's Biographie und war hoch erfreut, dem Verfasser derselben Freundliches erweisen zu können. Mit den angenehmsten Erinnerungen an die in Bremen genossene Güte eilte er nach Osnabrück, um einige Tage im höheren Freundschaftsgenusse mit seinem getreuen Abeken zu verleben. Dann zu dem alten Gönner und Freunde, von Vincke, in Münster und von da nach Arnsberg.

Es wurde in Münster gesagt, man wolle Keßler'n in Arnsberg Ehrenpforten bauen, indeß kam er schon den 3. Mai daselbst an, während man ihn erst am 6. erwartet hatte. So trat er eines schönen Morgens, als sich eben das Regierungspersonal zu einer Sitzung versammelt hatte, in dessen Mitte, redete sie mit wenigen kräftigen Worten als seine Collegen an und führte auf diese Weise sich selbst ein, wonach sogleich die erste Session abgehalten wurde.

Keßler's neues, in seinen Hauptbestandtheilen aber sehr altes Regierungspersonal hatte er sich, nach der bereits früher an ihm gerühmten zarten Rücksicht gegen das Alter, schon im voraus zu gewinnen gewußt. Als seine nächsten Stützen und Mitglieder des Präsidiums fand er einen Vicepräsidenten und einen Regierungsdirector vor, Beide waren 1825 der gegen diese Classe Beamten damals stattfindenden systematischen Vertilgung unter dem

Schutze ihrer ehrenwerthen Namen, „Vicepräsident von Porbeck und Regierungsdirector Krug von Nidda", glücklich entgangen. Beide waren auf dem Aussterbeetat behalten worden, und lebten noch. — An den ersten hatte Keßler schon von Berlin aus geschrieben und sich ihm und dem ganzen Collegium empfohlen, was sehr guten Eindruck machte und mit großer Zuvorkommenheit erwidert wurde.

Am 14. Mai schrieb Keßler seiner berliner Correspondentin, Freundin und Schwägerin, Präsidentin Eimbeck u. A.: „Die Unbehaglichkeit unsrer neuen Lage, das trostlose Wetter, der ewige Frost in der Maisonne, die Unmöglichkeit, eine behagliche Temperatur in den Zimmern herzustellen — die Entbehrung der gewöhnlichsten häuslichen Bedürfnisse an einem Orte, wo man ohne Markt, fast ohne Laden lebt — dabei eine Unzahl der gleichgültigsten, langweiligsten Besuche, Gegenbesuche, Einladungen — Schwierigkeit und Dunkelheit in dem mir völlig neuen Geschäftskreise ꝛc., Sie glauben nicht, wie alles Dies den Menschen ergreifen und herunterbringen kann. Friederike aber hat sich in so schwerer Prüfung als Heldin gezeigt, was sie nach innen und außen geleistet, wird mir tief ins Herz gegraben bleiben fürs ganze Leben u. s. w. — Die Menschen sind hier von überaus großer Güte gegen uns. Die Natur, wenn es warm wird, ist über jede Beschreibung schön, die Wohnung eigentlich viel besser als wir erwartet hatten, Fritz ist gesund und sehr glücklich in Berg und Wald, kurz wir haben uns über die Außenwelt nicht zu beklagen — die Mißstimmung kommt von innen und wird, so Gott will, allmälig weichen."

Der lange Kampf in dem Verhältnisse seiner frühern Stellung hatte Keßler's Gemüth, ebenso seine sonst kräftige Gesundheit so angegriffen, daß er befürchten mußte, in der neuen ungewohnten, theilweise unheimlichen Existenz, körperlich und geistig zu erliegen. Gottes Güte schützte ihn aber, seine Fassung und Heiterkeit kehrte bald wieder und schon am letzten Mai schreibt er der Schwägerin:

„Mit jedem Tage wird mir mein Wirkungskreis deutlicher,

lebendiger, lieber. Ich brauche nur einen Augenblick an die Schützen- und Markgrafenstraßenecke*) zu denken, an den Wust von Formeln, Circularen, Schemas und leeren ertödtenden Schreibwerk, dann wird mir jedes Wort interessant, was ich in den Vorträgen der Regierung vernehme, jede Bittschrift eines Bauern, jeder Bericht eines Landraths, durch welchen ich in das lebendige Treiben des Volks hineingezogen werde, tausend Gelegenheiten finde, ein Hinderniß zu heben, eine Ungeradheit zu planiren, Gutes zu fördern, Böses zu hemmen.“ u. s. w.

Im August schreibt er dem Freunde nach London: „Für uns arme Verbannte liegt ein ganz besonderer Trost darin, daß du mitten in dem größten Haufen der Menschen, der sich auf einem Fleck der Erde zusammengeballt hat, unter all ihrem Geld und Gut, ihren Wundern an Häusern, Schiffen, Erfindungen &c. dich dennoch einsam fühlen und sehnen kannst nach dem traulichen Kreise der alten Getreuen, welche im Feuer und unter dem Hammer der Zeit gestählt und erprobt sind, und in der Fremde nicht gefunden werden. Wer könnte dies lebendiger mit dir empfinden als wir hier, und wem könnte deine Sympathie zugleich wohler thun? Die Erhebung des Gemüthes, der freudige Muth, welcher aus der Erkenntniß seines Berufs dem Menschen erwächst, mangelt mir, Gott Lob, auch nicht, ein so ganz anderer Kreis als der deine mir auch im Laufe der Zeit, seit du mich aus deiner potsdamer Schule entlassen hast, zugetheilt worden ist. Was ich in dieser Hinsicht von Arnsberg erwartete, ist mir geworden; wenn ich aber hier für die Entfernung von allen mir Theuren auch auf gar keinen Ersatz rechnete, meine Verweisung hierher als eine Art Grablegung betrachtete, so habe ich mich auch hierin leider nicht getäuscht. So roh und ungeschlacht das Treiben der Menge hier ist, in Garten und Feld, in jedem Gewerbe alles höhern Strebens ermangelnd, so absolut unfruchtbar ist auch dieser Boden für allen edlern geselligen Verkehr. Ob das noch Jugend voll verborgner Kraft, berufen zu dereinstiger

*) Geschäfts- und Wohnungslocal des Herrn v. L. in Berlin.

schönen Entfaltung — ob's Alter verdunstet in weiland kölnisch-sauerländischem Pfaffenthum und Schmuz? What is the question — und daran hängt der Segen oder der Fluch des Werks, an dem ich arbeite, welchem ich meine Opfer gebracht habe und ferner bringe. Auf einer vierzehntägigen Reise durch den nördlichen Theil meines Regierungsbezirks, die Grafschaft Mark, habe ich gesehen, wie dort Steinkohlen, Dampf- und eine unermeßliche Fülle von Wasserkräften von den betriebsamen Bewohnern fleißig benutzt werden, allenthalben gewahrt man das glückliche Fortschreiten des Gewerbfleißes, das Gedeihen eines höhern Wohlstandes. Bei einer freiern Bildung unserer Staatseinrichtungen hätte die Regierung nothwendig in jener bessern Hälfte des Bezirks ihren Sitz nehmen müssen. Da wir aber mehr durch die Ideen Einzelner als durch die Stimme der Mehrheit in Staatssachen geleitet werden, so ist die Regierung auf die scheinbar ungeschickteste, unnatürlichste Weise hierhergepflanzt und mit schweren Kosten der nöthige Apparat dazu geschaffen worden. Die Häuser scheinen wie aus Nürnberg verschrieben an die sonderbare Gebirgshalbinsel geleimt. — Mein Trost, meine Hoffnung aber ist, daß Gott, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, die frommen Absichten und stillen Thaten des Einzelnen ebenso wol zu segensreichen Folgen zu entwickeln pflegt, als das so oft wüste, aus dem Bedürfnisse des Augenblicks ertönende Geschrei der Menschen. Die Märkaner haben vielleicht schon mehr Ursache zu bitten: laissez nous faire — als: Kommt und regiert uns! Dem alten rohen Herzogthum Westfalen aber kann die Nähe seiner Regierung nur ersprießlich sein. Darum verzweifle ich nicht, daß meine obige question noch günstig im Laufe der Zeit werde gelöset, die schönen Träume unseres edlen Freundes von Vincke glücklich in Erfüllung gehen und sein Andenken in später Zukunft noch gesegnet werde."

Keßler's erste und größte Befriedigung in seinem neuen Wirkungskreise fand er darin, daß sehr bald Alles nach strengster Ordnung und Gesetz ging, welche beide er ein- und durchführte, die zwar anfangs große Mißstimmung, besonders bei den Unter-

beamten hervorrief, aber als man merkte, daß der Chef auf Ordnung und Gesetz sowol für seine Person, als auch über die andern höhern Beamten hielt, dabei Jeden in seinem Rechte schützte und mit Rath und That auf alle Weise unterstützte, sah man bald ein, daß es unrecht wäre, sich über ihn zu beklagen, und die anfängliche Abneigung verwandelte sich in großen Respect, später in enthusiastische Verehrung und warme Liebe vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Er selbst arbeitete den größten Theil des Tags und jederzeit bis Abends sieben Uhr auf der Regierung, nicht nur um durch seine Gegenwart seine gegebenen Gesetze aufrecht zu erhalten, sondern auch um zugänglich zu sein für Jeden, der ihn zu sprechen begehrte.

Bei Kohler's lebendigem Sinne für die Natur konnte es nicht fehlen, daß er sich auch durch diese bald mit seinem Kreise befreundete. Wie warm er die Schönheit seines Aufenthalts empfand, sagt der Anfang eines Briefs an seine Schwägerin, der als Beispiel dienen mag:

„Mit der Feder in der Hand versetze ich mich zu Ihnen, theure Schwester! Noch wäre es zu früh für mein leibhaftiges Erscheinen, eben schlägt es fünf Uhr. Oeffne ich rechts das anstoßende Zimmer, so wirft die Morgensonne, kaum hinter den grünen Bergen emporgestiegen, begrüßt von den schmetternden Nachtigallen des Ruhwerders des unter unseren Fenstern liegenden Parks, ihre Strahlen auf meinen Schreibtisch. Links blicke ich über Gärten und Häuser hinweg auf die schönen beleuchteten waldigen Höhen. Es ist in der That entzückend schön in dieser Jahreszeit in Arnsberg und absonderlich in unserer Wohnung, in welcher man den Park, das Eichholz mit seinem herrlichen Wald und malerischen Aussichten, die Wiesen, das Backhaus unten an der Ruhr, alles Dies als ein unmittelbares Zubehör seiner vier Wände betrachten und genießen kann" u. s. w. Das Eichholz war Kohler's Garten! Es war Dies ein von dem Kloster südlich auf dem Bergrücken fortlaufend ziemlich großer königlicher Wald, welcher der Regierung zur Verfügung gestellt war, um darin Spaziergänge anzulegen. Eine Commission von fünf bis sechs

Mitgliedern der Regierung, die sich „Verschönerungscommission“ nannte, hielt alljährlich einen Umgang darin, um über Verbesserungen der Anlagen, zu welchen ein eigener Kunstgärtner gehalten wurde, zu berathen. Keßler war Präses dieser Commission und versäumte nicht, sich des Namens derselben würdig zu zeigen. Er verwandelte allmälig diesen Wald in einen wahren englischen Park. Junge Forstreferendarien wurden mit der besondern Aufsicht über die Anpflanzungen u. dgl. betraut.

Mit den gerügten Entbehrungen hatte sich Keßler auch bald befreundet. In seiner fast rührenden Genügsamkeit schreibt er der Schwägerin: „Da man hier wie auf dem Lande lebt und selbst bauen muß, was man bedarf, so sind wir, die wir noch nichts dafür thun konnten, sehr übel berathen; aber es schadet nicht, es wird doch täglich besser, man richtet sich ein und entdeckt in sich selbst wiederum Kräfte und Fähigkeiten, die man längst für erstorben hielt, weil sie in der großen Stadt, wo man ihrer nicht bedurfte, in tiefen Schlaf versunken waren.“

Manchen Reiz bot der Aufenthalt in Arnsberg dadurch, daß die große Straße vom Rhein nach Osten durch Arnsberg gelegt war. Meist Alles, was von England, Frankreich, Holland und Belgien über Köln kam und nach Sachsen oder Preußen wollte, schlug diese Straße ein, und da der erwähnte Gasthof durch behagliches Unterkommen und gute Verpflegung eine Art Ruf erworben hatte, so lockte dies manchen selbst hohen Reisenden an, daselbst Herberge zu nehmen. Waren es Bekannte, so verfehlten sie selten, bei Keßler einzusprechen oder auch ihn bitten zu lassen, den Abend mit ihnen zuzubringen. Z. B. den Herzog von Koburg, so oft er durchreiste, desgleichen später seine Söhne. Den Herzog von Meiningen überraschte mit seinem Besuche Keßler im eigenen Hause, wo er sich als „einen Landsmann“ bei Keßler anmelden ließ. Dessen Schwester Ida, Herzogin Bernhard von Weimar, als liebe Landsmännin des Keßler'schen Ehepaars, schenkte ihnen mit ihren drei Söhnen (Knaben von 12—14 Jahren) einen ganzen Abend in heiterster angenehmster Unterhaltung, von welchem Keßler seiner Correspondentin schreibt:

„Die liebe Herzogin scheint auf nichts stolz zu sein als auf ihre Kinder, wozu sie nach den drei Prachtexemplaren auch ein volles Recht hat.“

Hohe fürstliche Häupter des eigenen Landes kamen wol auch durch Arnsberg, allein die bescheidene Miethwohnung, mit der ein arnsberger Präsident vorlieb nehmen muß, hielt allen prinzlichen und königlichen Besuch fern von dessen Häuslichkeit.

Die große Freude, dauernde Gäste reiner Freundschaft bei sich zu sehen, genoß Keßler auch im reichen Maße. Nicht nur liebe Geschwister aus der nächsten Nähe und aus Frankfurt, auch die Berliner fanden sich nach und nach sämmtlich ein, ebenso die Freunde aus Osnabrück, Koburg und Berlin, der beweglichste Theil des Freitags erfreute Keßler'n wiederholt auf längere Zeit mit seinem Besuche, der gute Oberpräsident v. Vincke war häufiger Gast, endlich auch 1843 Keßler's erster Gönner und vieljähriger Freund Oberpräsident v. Bassewitz und dessen Familie, denen er entgegenreiste bis an die Grenze seines Bezirks und ihnen alle Herrlichkeiten der industriösen Mark zeigte, wie er gegen amtliche Vorgesetzte zu thun pflegte; hier aber aus reiner Freude seines Herzens, und erfreute sich dann mehre Tage ihres wohlthuenden Umgangs.

Ueber Keßler's amtliche Bereisungen in seinem Regierungsbezirke könnten die interessantesten und lehrreichsten Beispiele gegeben werden. Er betrieb sie wie die in seiner frühern Stellung mit derselben gründlichen Voraussicht und ebenso viel Eifer und Anstrengung. Zu letzterer boten die unwirthlichen Gebirgswüsten, denen durch neue Wegebauten u. dgl. Aufklärung und Betriebseifer eingehaucht werden sollte, gute Gelegenheit. Alljährlich wurden mehre solche Reisen unternommen und durchgeführt; und das nicht etwa in guter oder in der besten Jahreszeit, sondern oft absichtlich in der schlechtesten, um bei den Wegen an sich selbst zu prüfen, was noth that. In den ersten Jahren durchreiste und durchsuchte er den ganzen Regierungsbezirk und wie er in seinem Eichholz jeden Strauch und Baum kannte, so nun in seinem ganzen Reiche jede Schule, jeden Bürgermeister, jeden Eisenham-

mer, Drahtzieherei und andere Anlage, welche Vorschub in ihrem Betriebe durch Straßenbau bedurften. Es war ihm stets Bedürfniß, seinen entfernten Freunden dann eine Mittheilung von seinen Anschauungen zu machen, eine Art Denkschrift an Lebende und Zeitgenossen gerichtet. Am lebhaftesten sind seine Schilderungen in den ersten Jahren, wo ihm Alles neu, daher doppelt interessant erschien.

So schreibt er u. A. 1836: „In unserm Staate ist kein Verwaltungsbezirk einer so mannichfaltigen, wichtigen und hohen Entwickelung fähig, mit Stoffen zur Cultur vereint, und alles Dies in einer so schönen Natur dargeboten, als Arnsberg. Hier fehlt nur eine große an Intelligenz und Capital reiche Hauptstadt des Bezirks. Die Berge sind hier allenthalben mit Eisen, auch edlern Metallen gefüllt, man drängt sich, so wie eine Straße dem Wasserlaufe nach durch die unbenutzten Waldungen dringt, an die stürzenden Bäche, welche ohne Feuerung und Dampf unendlich reiche Kräfte darbieten zu Fabriken und gewerblichen Unternehmungen aller Art.“ Die Verwendung alter Klöster zu „Werkstätten der Cyklopen, wo Hohöfen Feuer zum Himmel sprühen“, wie Bredelar — ein dergleichen anderes, jetzt Irrenhaus, zu Marsberg, „welches, durch Prachtgebäude vergrößert, statt der alten — wenn auch nicht geistreichen, doch regulären — nun aber mit entschiedenen Narren gefüllt ist“, erfreuen ihn sehr. Desgleichen das treffliche segensreiche Landarmenhaus, vormaliges Kloster Benninghausen. Beide letzte Schöpfungen des Herrn von Vincke. Statt der Chausseen, „welche unter den Lasten der Wagen mit 140 Centner Kohlen beladen knirschen und ruinirt werden“; wünscht er dringend Eisenbahnen, deren nur fünf Meilen im ganzen Bezirke vorhanden sind. Ferner schreibt er: „Der Kreis Hagen, zu welchem das mit Barmen und Elberfeld fast in einer Fortsetzung gelegene Schwelm gehört, ist im vollsten Sinne des Worts die Perle Westfalens. An der kleinen Volme allein, welche vor Hagen vorbeirauscht, liegen hundertundfunfzig industriöse Werke. Das größte dieser ist die Rothgarn- und Zeugfärberei von Elbers und ein dessen Bruder gehöriger Stahlraffi-

[illegible]hammer, welcher Sensen für alle Gegenden des Erdbodens nach verlangten Formen schmiedet. Ein Schwager Becker's betreibt eine große Papiermühle, in welcher tausende von zermalmten blauen Kitteln durch Dämpfe in wenigen Secunden weiß wie Schnee gebleicht werden, während der Schwager des chemischen Papiermüllers ganz Europa durchreiste, um hinter das Geheimniß des unvergänglichen Roths zu kommen." Weiter wird dann berichtet von den „ungeheuren Schmiede- und Walzwerken des Herrn Schmidt in Nachrodt, und dem durch das ganze Land gefeierten Piepenstock*) auf Ohe, wo 40,000 Pfund schwere Schwungräder geräuschlos in unaufhörlicher Bewegung schwere Eisenstücke in Blech oder Draht verwandeln; von dem betriebsamen Iserlohn, wo die Fabrikherren nicht nur in ihren Werkstätten unter anschaulichen Erläuterungen der Fabrikation aller Gegenstände Keßler'n herumführten, sondern auch von fertigen Fabrikaten ihm zu Ehren förmliche Ausstellungen veranstalteten. Diesen ersten Bericht schließt Keßler: „Mehr als die Mannichfaltigkeit der gesehenen Gegenstände mußte mich auf meiner Reise die aufrichtige Herzlichkeit, das zutrauliche Wesen der Menschen, mit welchen ich in Berührung kam, erfreuen."

Von einer zweiten Reise desselben Jahres im October schreibt er: „Von Mitte des vorigen Monats an stürmte und regnete es unaufhörlich, selbst in der Nacht vor meiner Abreise fiel der Regen in Strömen. Ich setzte mich indeß doch früh sechs Uhr zu Pferde, begleitet vom Wegebaumeister Böse. Kaum eine Meile von hier lenkte ich schon von der Chaussée ab und ritt nun beständig bald steile felsige Berge hinan, bald in tiefen Hohlwegen, in welchen Steingerölle, unergründlicher Koth, strömende Bäche abwechseln und Menschen und Vieh am Fortkommen hindern. In nordischen Ebenen hat man keine Vorstellung von einer solchen Reise, hier ist man darauf eingerichtet, Landräthe, Bürgermeister, Pfarrer, Wegebauleute schlossen sich abwechselnd an und vermehrten die Ritterschaar."

*) Lauter Männer, deren Einsendungen auf der londoner großen Ausstellung 1851 Preise erwarben.

„Am folgenden Tage zogen wir an der Lenne eine Strecke abwärts, um uns dann, über hohe und steile Berge, durch große Buchenwaldungen von unseren keuchenden Rossen nach Berleburg tragen zu lassen. Es regnete ziemlich den ganzen Tag und die folgende Nacht unaufhörlich. Indeß fand ich in großen fürstlichen Zimmern, wo silberne Gefäße und andere Reste der Vorzeit noch vom alten Glanze des Hauses zeugen, herrliche Pflege. Alles trat mir hier bekannt entgegen in diesem waldigen Winkel des deutschen Vaterlandes. Die Gespielen in der Knabenzeit, meine alten neuwieder Freunde, deren Mutter eine Prinzessin von Berleburg war, erzählten mir vor vierzig Jahren täglich Wunder von den berleburger Jagden. Schloß, Garten und Berge wurden auf das umständlichste geschildert. Das Alles klang nun in der Erinnerung wider. Der Fürst ist Geschwisterkind mit den Neuwiedern, die Fürstin, geb. Gräfin Ortenburg, Bekannte meiner Freundin M. in Koburg. So fanden sich bei Mittags- und Abendtafel, bei Thee und Lhombrepartie tausend Anklänge, und ich konnte mir diesmal das fürchterliche Wetter draußen gefallen lassen. Am folgenden Tage sollte ich ebenso beim alten Wittgensteiner einsprechen, doch traf ich ihn krank" u. s. w.

In Berlin, selbst von Seiten des guten Königs, war Keßler keineswegs vergessen. Im Januar 1837 erhielt er den „Rothen Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub" nach einem am 13. October 1836 erlassenen Decrete. Unter dem 25. Januar schreibt er darüber an Raumer: „Schon seit acht Tagen hatte ich Wind von der mir zugedachten Gnade, war daher nicht überrascht, als mich heute die Gratulanten anstürzten. Einer faßte seinen Glückwunsch sogar schriftlich in Versen ab. In allem Diesen ist doch der Sinn, daß die Leute hier meine Auszeichnung als eine dem Collegium bewiesene Anerkennung und Huld betrachten und daran ihre Empfindungen, Gedanken und Hoffnungen knüpfen. Aehnlich wirkt die Sache durch den ganzen Regierungsbezirk und wird mir auf diese Weise nützlich und förderlich. So kann ich also einen Werth darauf legen, ohne deshalb meinen Glauben in Betreff der Orden zu verleugnen." — Weiter schreibt

er dem Freunde: „Ich muß eben die Probe bestehen, ob ich in der ungeheuren Flut der Uebersichten, Tabellen, Verwaltungsberichte ꝛc., wegen welcher am Jahresschlusse die Regierungen von den vierzehn Centralherrschern geängstigt werden, den von Husten und Schnupfen gestörten Kopf oben zu halten und das Steuer meines Schiffs zu führen vermag. Wie Berge wogen die Nachweisungen heran von bekehrten Juden, geimpften Kindern, angestellten Invaliden, ihrer Kirche abtrünnig gewordener Christen, verwendeten Paßformularen u. s. w. Sollten die Leute in Berlin allen diesen Wust lesen, sie müßten nothwendig um ihren Verstand kommen; sie nehmen aber klüglich das Zeug ad acta, lassen es höchstens von Subalternen durchstöbern, um daraus unschätzbare Werke zu compiliren, welche demnächst die Regierungen in den Provinzen vertreiben, um sich selbst, wenn sie etwas verdummt sind, wiederum daraus zu erleuchten."

An einer andern Stelle meint er: „Die Zwillings- und Drillingsminister sind eine unsägliche Plage für die Provinzialbehörden, jeder strebt seine Selbständigkeit durch Circularien und Streindrücke zu erweisen und bringt dadurch jederzeit eine durch die ganze Monarchie stürzende Lawine von Schreibwerk in Bewegung. Zugleich aber wird an Personen, Gehalten, Fonds ꝛc. mit der ängstlichsten Knickerei zu sparen gesucht. Die natürliche Folge ist: schlechte Arbeit für schlechten Lohn. — Das ist hier mein Jammer, den ich mir aber doch nicht so sehr zu Herzen nehme. In vieler Beziehung kommt es mir sehr zu statten, daß ich den hohen Herren zehn Jahre lang in die Karten gesehen habe und weiß, was von solchem Ministerwesen zu erwarten ist. Ich danke Gott im Stillen, daß sich die zähe Tüchtigkeit des Volks nicht irren läßt durch so viel Schreiben, Verordnen und Controliren und wie der leiseste Wink einer höhern Hand die Hände von Millionen Schreibern zu Schanden machen kann. Hätte ich Zeit, so möchte ich einmal für den „Freitag" zusammenstellen, was in Westfalen (allerdings mit eifrigem Betrieb des Oberpräsidenten) Alles geschrieben, gedruckt, und in allen Wochen- und Intelligenzblättern abgedruckt wird, über Conservation eines

kräftigen Bauernstandes, Hemmung der Vertheilung, Erschwerung der Ansiedelung und gleichzeitig gegen die Sucht der Auswanderung. Ist dies nicht toller Widerspruch?“

Da einmal hier Keßler's Ansichten über bäuerliche Verhältnisse, Vertheilung des Grundeigenthums u. s. w. berührt werden, so mag hier noch ein anderer Auszug aus einem Briefe an seinen Freund und ehemaligen Lehrer in der Staatswissenschaft, Friedrich von Raumer, folgen, in welchem er sich näher darüber ausspricht. Herr von Raumer hatte ihm die Handschrift seines zweiten Werks über England zur Durchsicht und Begutachtung mitgetheilt. Nach Manchem, was Keßler darüber sagt, fährt er weiter fort: „Es ist vielleicht der Mühe werth, daß du deine staatsrechtlichen Studien einige Augenblicke den westfälischen Bauern zuwendest, nachdem du den irländischen eine so umfassende Beobachtung gewidmet hast. Ich will deine Aufmerksamkeit auf ein specimen unserer neuesten Gesetzgebung lenken, vornehmlich über das bäuerliche Erbfolgegesetz vom 13. Juli 1836. — Seit fünfzehn Jahren sind die Staatsbehörden von unsern Scheinconservativen bestürmt worden, der angeblich drohenden Zersplitterung der Bauerngüter — der unseligen Folge der Gesetzgebung von 1807 — Schranken zu setzen. Noch in Frankfurt a. O. habe ich die Frage mit berathen. Die meisten Regierungen waren dagegen und wiesen klar nach, wie heilsam und fruchtbringend die freie Benutzung des Grundeigenthums auch beim Bauernstande gewirkt habe, und wie überwiegend die großartigen Vortheile der Maßregel gegen die geringfügigen und selbst zweideutigen Nachtheile seien. — Unser v. V. war indeß ein sehr eifriger Vorfechter der westfälischen Junker; seine menschenfreundliche Gesinnung und vaterländischen Gefühle trübten wie so oft den scharfen Blick in die innern Widersprüche und die unheilvollen Folgen solcher Restaurationsversuche. Die dem Adel wieder gewährte Autonomie in der Verfügung über sein Familiengut brach die Bahn. Bei dem bäuerlichen Erbfolgegesetze hat man es nicht gewagt, den derzeitigen wirklichen Eigenthümer in seinen bisherigen Rechten, der Veräußerung, Zertheilung, des Vermächtnisses &c. zu beschränken. Nur

immer der Bauer selbst ohne freiwillige Verfügung — denn tritt das von den kurzsichtigen Bauern in ihrem höchst conservativen Sinne selbst begehrte Gesetz zum Schutze ihres Standes, ihrer Aristokratie ein. Mehre Juristen haben bereits Commentare über das Gesetz herausgegeben, statt der nothwendigen Erläuterungen aber nur Zweifel auf Zweifel gehäuft; aus welchen klar wird, in welch ein Labyrinth die armen Bauern durch jenes Gesetz gerathen. Sobald diese nur durch einige nach dem Gesetz behandelte Erbtheilungen hinter die Gefahren kommen, welchen ihre Hinterbliebenen preisgegeben werden, so müssen sie nothgedrungen bei Lebenszeiten — um die Anwendung des Gesetzes von den Ihrigen abzuwenden — in die Arme der Advocaten wandern und deren Spiel werden, gewiß ein sicheres Mittel, sie viel schneller um Geld und Gut zu bringen, als dies jemals nach den allgemeinen Gesetzen der Erbfolge geschehen sein würde."

„Die Gesetze vom 21. April 1825, welche sich bemühten, in den vormals fremdherrlichen westfälischen Landestheilen aus den aufgelösten bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnissen das Mögliche zu retten, und aus den Trümmern des untergegangenen Zustandes ein haltbares Gebäude zu errichten, haben schon die Wirkung hervorgebracht, daß z. B. im hiesigen Regierungsbezirk, wo fast alle Domainen veräußert sind, dennoch die Zahl der Processe mit jedem Jahre wächst, und zwar lediglich aus dem durch die obengedachten Gesetze ausgestreuten Samen. Natürliche Folgen, wenn man den gewaltigen Strom der Zeit statt ihn zu regeln, zu leiten und seine Kraft zu mächtigen Wirkungen zu benutzen, aufhalten, stagniren lassen will. — Was dürfen wir hiernach von unsern jetzigen vielen Landtagen erwarten?"

„Die Erhaltung des Bauernstandes, namentlich in der ältern westfälischen Form, steht allerdings in naher Verwandtschaft mit der Erhaltung des grundsässigen Adels. Will man aber diesen alten Besitz intakt erhalten, so muß man offen und streng alle statswissenschaftlichen Zwecke verdammen, als da sind: Erhöhung des Bodenertrags, Vermehrung der Bevölkerung, Verarbeitung der rohen Erzeugnisse zu werthvollern Waaren, Anlegung von

Fabriken und Manufacturen u. s. w. Zugleich alle Staatswirthe und Statistiker, ja womöglich sämmtliche Beamte zum Teufel zu jagen, möchten die hohen Barone gern die Hand bieten; der arme Bauer würde sich eben schwerlich gut dabei stehen."

„Marcard in seinem interessanten Büchlein: „Statistik über Hannover" ist bemüht, den Zustand seines Vaterlandes in so günstigem Lichte als möglich darzustellen, dennoch fällt es in die Augen, daß fünf Sechstel der Einwohner Edelleute, Bauern und geringe Acker- und Landleute sind, daß die zum weitern Transport geeigneten rohen Stoffe von England übernommen und fremde Producte und Fabrikate dagegen gegeben werden. Hamburg und Bremen, welche die ländlichen Producte aufs theuerste bezahlen, stellen das Gleichgewicht her; auch mag England auf indirectem Wege Manches an den Adel und an öffentliche Institute spenden. Wäre Hannover nicht durch Sinecuren und Vorrechte auf Aemter das Paradies der Junker, wären diese reich genug, absentees zu werden, oder würde dort kein Hof mehr gehalten, so möchte trotz der nahen Thore der reichen Hansestädte aus Hannover ein deutsches Irland werden. — Doch das letztere haben wir im eignen Schooße, — unser Paderborn — allein durch das Uebermaß der gutsherrlichen Lasten, welche neben den von unserm dermaligen Zustande unzertrennlichen Staats- und Gemeindeabgaben unerschwinglich sind und so den Belasteten, dem nirgend ein Stern der Hoffnung leuchtet, in dumpfer, bestialischer Indolenz erhalten. Kaum wagt man von unsern neuesten Experimenten, leichtere Ablösung etc., glücklichen Erfolg zu erwarten. Auch im hiesigen Verwaltungsbezirke findet man theilweise ähnliche Verhältnisse, z. B. in dem an Paderborn grenzenden Kreise, mit einer Feldmark von 10,000 Morgen, wo die Ländereien oft über eine halbe Meile von den Wohnungen entfernt sind, Futter und Wasser für Menschen und Vieh mit auf das Feld geschleppt werden muß, um dort arbeiten zu können — und all' dies Land in kleinen Stücken untereinander gemengt, mit dem Zehent von zwei bis drei Herren beschwert. Es ist oft unmöglich, einen Reinertrag zu erzielen, der die Grundsteuer und

den Zehent deckt. — Da stehen Einem die Haare zu Berge, wenn die sichtbare Verarmung vorgestellt und Abhülfe verlangt wird. — Es ist ein großes Unglück, wenn Zustände zu alt werden, wie hier in diesen ältesten Sitzen des Christenthums, wo die ursprünglichen Grundlagen unberührt geblieben sind, während die übrige Welt um und um gekehrt worden ist. Die Ultraconservativen sollten an solchen Beispielen zur Erkenntniß kommen: sie nisten aber gerade in jenen unglücklichen Trümmern der Vorzeit und beweisen an den verarmenden Bauern, daß ihre patriarchalische Leibeigenschaft mit allem Zubehör dergleichen Jammer ewig abgehalten haben würde. Man kann darauf nur erwidern, daß die Herstellung der Leibeigenschaft nur eine halbe Maßregel sei und man lieber zu voller Sklaverei sich entschließen müsse, da unter Völkern, wo diese herrsche, ebensowenig von Verarmung, Armenbeiträgen, Armenhäusern u. dgl. die Rede sei, als dergleichen Anstalten bei uns für Pferde, Schafe und Rinder gefodert werden."

Auf Einladung des Oberpräsidenten von Vincke, die nähere Bekanntschaft des in Münster versammelten westfälischen Provinziallandtags zu machen, ging Keßler Anfangs März dahin. Nach seiner Heimkehr theilte er seinem Freunde das Wichtigste von dem Gesehenen und Vernommenen mit. Da Letzteres sich hauptsächlich auf das ebenerwähnte Erbfolgegesetz bezieht, so dürfte es wol nicht unpassend sein, Einiges davon anzuführen.

„In dem berühmten, mit den diplomatischen Helden des Jahres 1648 geschmückten Friedenssaale, in welchem der westfälische Landtag seine Sitzung hält, mengt sich die Flut der berlin'schen Gesetzentwürfe mit dem von unten andrängenden Stauwasser zahlloser Petitionen. Gegen das neulich erwähnte, auf dem vorigen Landtage unter dem Ausschußvorsitze des genialen Conservators v. H. geprüfte und demnächst als heil- und segenbringende, vom Landesvater erflehte bäuerliche Erbfolgegesetz, lagen allein drei solcher Petitionen vor: 1) das Gesetz gänzlich aufzuheben; 2) es zu suspendiren und zugleich von Grund aus umzugestalten; 3) etwa dreißig Paragraphen desselben anderweit zu erklären."

„Noch ein Speciale: von den Wirkungen des Erbfolgegesetzes. Weil der Gesetzgeber die Frauen zweiter Ehe gänzlich mit Stillschweigen übergangen, diese also in Gefahr kommen, beim Ableben des Mannes den Bettelstab ergreifen, günstigen Falles beim Hofeserben als Gesinde dienen zu müssen, so hütet sich natürlich eine Jede, dem ihrer bedürfenden und begehrenden Witwer die Hand zu reichen ohne strenge Capitulation. Diese ist denn, wie die Advocaten einig geworden, am sichersten in die Form zu gießen, daß die Braut dem Bräutigam sein Gut unter diesem oder jenem Prätext und lügenhaften Contract abkauft."

„Ein legitimer Freiherr von katholischem Bekenntnisse, sonst Abgeordneter seines Standes, in welchem er sich durch Bildung und Kenntnisse sehr ausgezeichnet, hatte sich diesmal bei der Wahl unter Krankheitsvorwänden zurückgezogen, weil er unzufrieden über die eigenen Genossen war. Indessen konnte er es doch nicht lassen in Münster nachzuspüren, wie der Hase läuft und den Bedürftigen und Empfänglichen seinen Rath zu spenden. Aus alter und im vorigen Sommer auf seinem Landsitze erneuerter Bekanntschaft beehrte er mich mit einem längern Besuche, wo es zu sehr unumwundenen Expectorationen über die dem rheinischen und westfälischen Adel gewährte autonomische Successionsbefugniß kam. Ich verhehlte ihm nicht, wie es heute bei den Menschen sowol als bei den Pferden lediglich auf Leistung ankomme, aller andere Schein- und Dunst gar bald vor diesem Realen verschwinde, wie die alten Papiermühlen den neuern Maschinen auf Papier ohne Ende schon vorgearbeitet, um das Pergament außer Gebrauch zu bringen; ferner könne der auf den Grundbesitz und Vermögen gelegte Bann (zu dessen Vermehrung ohnedies durch dergleichen Gesetze die Mittel und Wege abgeschnitten werden) nichts wirken, wenn nicht der Einfluß einer Pairschaft in einem Oberhause oder dergleichen dazu trete und durch politischen Geist und umfassende Kenntnisse in Staatssachen gestützt werde. So lange die Nachgeborenen mit dem senior auf gleichen Rang, gleiche Ehrenauszeichnung in der Gesellschaft Anspruch machten, würden sie sich nie der Leistung befleißigen, nichts erwerben,

[illegible] Entwicklung der alle Kraft
[illegible] mit unbedingter Entschiedenheit [illegible] zu ver-
[illegible] — wenn's für [illegible]
[illegible] unglücklicher, [illegible] nur halb
[illegible] Verwaltung [illegible] — Niemand kann

hier begreifen, wie dies saubere Werk in Berlin zu Stande gebracht ist. Aus einer Aeußerung der beigedruckten Motive geht hervor, daß ein höherer Justizbeamter in Berlin der Autor sei. Hiernach muß man glauben, es sei niemand Anderes als der zweite Baron v. H., das hochbegünstigte Organ, der oft heimlich umherreisende Revisor des Herrn v. Kamptz. Es ging vorigen Sommer die Rede, dieser Herr sei aus dem Paderborn'schen in Staatsangelegenheiten nach Berleburg gereist. Vor dem Landrathe daselbst, einem Muster seines Amtes, hat er sich indeß nicht sehen lassen, und man muß annehmen, daß er sich nur im Innern des Schlosses, im Schoose der fürstlichen Familie gehalten habe, um die zweckdienlichen data für seine Aufgaben zu sammeln. — Erweisen sich die Spürer nach Umtrieben nicht selber als Meister im Umtreiben?" —

„Wir haben uns als ehrliche und unerschrockene Vertreter der armen, so arglistig umstellten Wittgensteiner in pleno über den Gräuel hergemacht, und Vincke eine gründliche, scharfe Denkschrift zum Gebrauche des Landtages zugeschickt, für welche dieser umgehend mit großer Herzlichkeit und unter Zusage des nachdrücklichsten Beistandes gedankt hat. Das Unterfangen ist zu frech, als daß es nicht die Mehrheit empören sollte, und wir wollen hoffen, daß nicht allein das Ziel verfehlt, sondern sogar bessere Zwecke dadurch gefördert werden. Freilich wird es nicht gerade der Landtag thun."

So stritt Keßler unablässig für die Rechte der Menschheit, für die Rechte des Volks der ihm anvertrauten Regierung. Dieses Volk erkannte es auch, es fühlte gleichsam instinctmäßig, was es an ihm habe, und suchte in seiner Einfalt ihn daher auch zu schützen, wo ihm Nachtheil drohte. Als durch die Schroffheit des Erzbischofs zu Köln, Clemens August, die höhere Landesregierung dahin gedrängt wurde, denselben gewaltsam seines Amtes zu entsetzen, sah die katholische Bevölkerung die Sache anfangs ganz ruhig an, wurde aber bald durch Adel und Priester dahin bearbeitet, Unzufriedenheit und einige Empörung kundzugeben. Da erhielt Keßler anonyme Bitt- und Warnungs-

briefe, er möge zu seinem Schutze Militär heranziehen, denn in der Weihnachtswoche sei er und sein Haus durch Fenstereinwerfen, Brand u. dgl. bedroht. Keßler lachte der Drohungen und angerathenen Schutzmaßregeln und ging keinen Schritt anders, als ihm sein gutes Gewissen und sein Glaube an die Mehrzahl der Bessern unter seinen Mitmenschen eingab.

Bei einer andern Gelegenheit sah er sich indeß doch genöthigt, militärischen Beistand aus Münster zu erbitten. Ein Straßenräuber, Namens Klein, aus einem Dorfe unweit Arnsberg gebürtig, war aus der Haft zu Wesel entsprungen und trieb ein Jahr lang unter dem Schutze von Verwandten, Freunden und alten Glaubensgenossen sein Wesen in der Umgegend. Er besuchte alle Notablen des Kreises, selbst in kleinen Städten wie Werl, Abends, wenn sie allein waren, höflich bittend, sein unglückliches Loos beklagend, indem er vorgab, nur so viel milde Gaben zu sammeln, um nach Amerika auswandern zu können. Wußte er sich sicher, so bestimmte er wol auch die Summe, wie bei einem katholischen Pastor im Kreise Arnsberg, wo er 38 Thaler verlangte und sie auch erhielt. Da er ursprünglich bei seinem ersten Raube kein Blut vergossen hatte, auch bis da sich keiner gewaltsamen That schuldig gemacht, so sympathisirte das Volk mit ihm, und selbst der Adel gewährte ihm Schutz, Pflege und Geschenke. Die Sache gestaltete sich entschieden als Parteisache der dem Staate zu jener Zeit abholden Gesinnung. Um dem Unfuge kräftig entgegen zu treten, reiste Keßler nach Münster und erbat sich ein Commando von vierzig Mann Cavalerie, welche den Räuber einfangen sollten; gleichzeitig wurde auf seine Verhaftung eine Belohnung von 200 Thalern gesetzt. Während man nun Klein in dieser Weise verfolgte, war er so frech, an Keßler einen sehr zutraulichen Brief zu schreiben, in welchem er ihn um die Erlaubniß bat, ihn besuchen zu dürfen, um ihm vertrauliche Mittheilungen über seine und mehrer Andern Verhältnisse zu machen. Die ausgesetzte Belohnung brachte den gewünschten Erfolg; ein einzelner Chausseewärter, bei dem sich Klein sicher glaubte, fing ihn ein.

In dem großen neu und stattlich erbauten Inquisitoriat zu Arnsberg wurde er nun verwahrt, und es wallfahrtete jetzt Alles dahin, um den interessanten Mann, der selbst die hohe Regierung so lange gefoppt hatte, zu sehen. Eines Tags ging auch der Oberlandesgerichtspräsident zu ihm. Klein unterhielt sich ruhig und gefaßt mit seinem Zwingherrn. Als dieser ging, gab ihm Klein einen Haarring, den er in seiner Zelle verfertigt hatte und sagte: „Nehmen Sie diesen Ring als ein Andenken an mich.“ Am andern Tage in der hellen Mittagstunde entsprang er wieder, rasch den Berg hinab durch die Ruhr, an deren jenseitigem Ufer er dem nachsehenden machtlosen Gefangenwärter Abschied nehmend zuwinkte und in dem hohen dichten Walde verschwand. — Keßler überließ es nun der Justiz allein, seiner wieder habhaft zu werden.

Außer einigen Gendarmen und deren Major für die bewaffnete Macht des ganzen Regierungsbezirks besaß Arnsberg nichts von militärischem Schutze, bedurfte dessen auch nicht, da es zum Ruhme der Bevölkerung gesagt werden muß, daß diese, wenn auch arm, doch durchaus ehrenhaft war. Nie wurden gegen die oft reichgefüllten Staatskassen sowol bei der Regierung als auch bei dem Oberlandesgerichte Angriffe versucht; selbst kleine Diebstähle standen sehr vereinzelt da. In dieser Beziehung war daher das Leben in Arnsberg ein sehr ruhiges und gesichertes. Auch die hin und wieder sich kundgebenden Parteiansichten, welche der Religionsunterschied zwischen Regierenden und Regierten hervorrief, verrauchten immer bald, und man sah in dem Präsidenten den echtreligiösen Mann, der bei der ausgedehntesten Duldsamkeit seinem eigenen Glauben treu anhing. Mit großer Verehrung sahen des Sonntags die nach der katholischen Kirche Wallenden ihn an sich vorbei nach der evangelischen gehen, wo er, als Kirchenältester oder Presbyter von der Gemeine gewählt, schon aus selbsterkannter Pflicht nie fehlte. Seinem Freunde Raumer schrieb er über diese Wahl: „Man vermeint, die evangelische Gemeine durch meine Wahl zu kräftigen gegen das katholische Wesen. Der Fehler sitzt aber darin, daß es derselben an ehrsamen, ansässigen Bürgern, an einem

tieferwurzelnden und fruchttragenden Stamm fehlt. Die unstät und flüchtigen Beamten schaffen's nicht."

„Als Beweis der allgemein ihm zu Theil werdenden Anerkennung mag hier bemerkt werden, daß ihm im Mai 1839 das Diplom als Ehrenmitglied eines Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens durch den Domcapitular Meier zu Paderborn überreicht wurde. — Ein gleiches 1840 von der „Westfälischen Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Cultur." Letzterer trat er, obschon nur Ehrenmitglied, doch sehr thätig und wirkend bei. Als aber die Alles gern bevormundende höhere Regierung, welche es ungern sieht, wenn etwas ohne ihr Zuthun sich entwickelt und gedeiht, die Sache in die Hand zu nehmen strebte, Bericht über Alles zu erstatten verlangte und den trefflich blühenden Verein dem Oberlandesculturcollegium unterzuordnen begann, zog sich Keßler aus demselben zurück, indem er der Gesellschaft die Gründe seines Ausscheidens in einer Denkschrift darlegte „wie er bisher sich mit Liebe und Freude an dem Streben des Vereins betheiligt, wie er sich aber jener Behörde unmöglich mit unterordnen könne, noch weniger aber sich gegen dieselbe in Opposition stellen wolle."

Ueberall, wohin Keßler versetzt worden war und sich dauernd aufhielt, stiftete er einen Leseverein, so in Münster, in Frankfurt a. O., in Berlin, also nun auch in Arnsberg, wo eine geistige Anregung zumeist noth that. Von vierundzwanzig Mitgliedern eines solchen Vereins muß Jeder sich mit Anfang des Jahres zwei bis drei in dem letzten Jahre erschienenen Bücher von wissenschaftlichem Inhalte (die selten in Leihbibliotheken gehalten werden) anschaffen. Ein dazu bestimmter Bote besorgt halbmonatlich nach auf den Büchern geschriebener Ordnung dieselben von je einem der Mitglieder zum andern, sodaß nach Ablauf des Jahres nicht nur Jeder in vierzehntägiger Frist jedes einzelne Buch gelesen haben kann, sondern auch wieder im Besitze der eigenen gelieferten Werke ist, um seine Bibliothek damit bereichern zu können. Zu diesen Lesevereinen war aller Orten stets großer Andrang. Auch in Arnsberg fanden sich mehr Theilnehmer, als aufgenommen werden konnten, und

harrten immer eine bedeutende Zahl auf Versetzung Eines oder des Andern.

Auch stiftete Keßler einen literarischen Verein von zwölf Männern, welche sich alle vierzehn Tage zu Vorträgen eigener wissenschaftlicher Arbeiten versammelten und dann nach Kritik und Besprechung darüber ein einfaches Abendbrot einnahmen. Eine Nachbildung von Keßler's „Freitag", dem natürlich die Wärme und Begeisterung alter Freundschaft fehlte, obschon auch treffliche Arbeiten geliefert wurden. Keßler z. B. gab einmal eine gediegene Arbeit über Pauperismus zum Besten.

Ein dritter Verein, den Keßler ins Leben rief, war sein Kriegerverein. Bei seiner lebendigen Erinnerung an die preußische Ruhm- und Heldenzeit der Jahre 1813 und 14 war es ihm Wunsch und Bedürfniß, Alle, welche die Kriege jener Zeit wirklich mitgemacht hatten, zu veranlassen, sich jährlich an einem der Schlachttage zusammenzufinden. Natürlich sah er dabei nicht auf Rang und Stand, sondern lediglich auf Leistung. Solcher Krieger fanden sich in Arnsberg siebenundzwanzig. Jährlich an einem der bedeutendsten jener Erinnerungstage versammelten sie sich zu einem einfachen heitern Mahle. Der Verein hatte sich einen schönen silbernen Pokal anfertigen lassen, der dann mit edlem Wein gefüllt unter den Kriegern kreiste. Alle Mitglieder schwärmten für dieses Fest und dessen freundlichen Stifter. Keßler that es bei dieser Feier immer ganz besonders leid, daß sein Freund und wirklicher nächster Kriegskamerad, Landrath von Trzebiakowski, 1813 Lieutenant in seiner Compagnie, ihm nicht nahe genug wohne, um ihn zu dem Vereine mit heranziehen zu können.

Während Keßler's Werth und Verdienste in seiner unmittelbaren Nähe volle Anerkennung fanden, konnte man nicht umhin, ihm auch in Berlin volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Z. B. äußerte der König: „Unter allen (sogenannten) Zeitungsberichten aus den Provinzen" — Uebersichten aller Ereignisse daselbst — „lese er keine lieber als die von Arnsberg." — Minister v. Rochow, nachdem er seine Rundreise durch die Regierungsbezirke von Rheinland und Westfalen gemacht, erklärte in Berlin: „Arnsberg sei

eine wahre Musterregierung.“ Wie geringen Werth Keßler übrigens auf dergleichen mitgetheilte Nachrichten legte, geht aus seiner Antwort auf dieselben hervor, wo er den Freunden u. A. schreibt: „Da ich es vorgezogen, lieber über Kimmerier ehrlich zu regieren, als in der Hauptstadt Knechtsdienste zu thun, da ich hier meine Bahn ganz still verfolge, ohne die Excellenzen in Berlin mit Querelen zu belästigen, machen sie mir Elogen, die mich wahrhaftig zu Eitelkeit und Ueberschätzung meiner selbst verleiten könnten, wenn ich nicht von Natur geneigt wäre, meinen Kräften eher zu wenig als zu viel zuzutrauen.“

Zwölfter Abschnitt.

Persönliche Leiden und Freuden.

Je frömmer und gottergebener Menschen sind, je härter werden sie oft durch schwere Schicksale geprüft; gleichsam als wolle die Vorsehung Gelegenheit nehmen, der Welt durch die Art, wie Jene ihre Fügungen tragen, ein Muster zu geben, dem sie nachahmen möge.

Keßler hatte im Laufe seines Lebens sehr Schmerzliches erfahren, war aber stets gläubig ergeben und dankbar gegen den höhern Lenker seiner Schicksale geblieben.

In Arnsberg drohte ihm ein neuer Schmerz, ein harter Verlust. Sein ältester Sohn hatte, wie früher erwähnt wurde, im südlichen Frankreich eine gefährliche Lungenentzündung bestanden, in deren Folge er schon in Berlin ein Krankenlager erlitt, durch Dieffenbach's und Heim's Behandlung, indessen scheinbar genas und 1834 nach Hamburg ging. Daselbst erneute sich das Uebel durch starkes Bluterbrechen im Jahr 1837 wieder und er mußte nach ärztlichem Rathe auf eine Zeit lang in das älterliche Haus zurückkehren, um fern von allen Geschäften sich wieder zu erholen. Die rauhe Gebirgsluft in Arnsberg, wie auch der fühlbare Mangel an ärztlicher Hülfe damals in der kleinen Stadt, machten es jedoch rathsam und ihm selbst wünschenswerth, sich noch anderweit nach Hülfe umzusehen.

In Begleitung der Aeltern wurde eine den Kranken erheiternde Fahrt nach dem milder gelegenen Frankfurt a. M. gemacht, um dort geschickte Aerzte zu Rathe zu ziehen. Herr Varrentrapp, Keßler's alter Universitätsbekannter, und dessen bereits practicirender Sohn, Beide riethen zu ernster andauernder Cur, womöglich

wieder in Berlin unter Dieffenbach. So schickte er sich denn, nach der Heimkehr, zur Reise dahin an. Im September schreibt indeß Keßler dem theilnehmenden Freunde Abeken: „Mein theurer leidender Sohn ist in Berlin im Hause seiner Großmutter, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt pflegt. Im Kreise liebevoller Verwandten wird ihm jede Stunde versüßt, die er ohne Schmerzen außer dem Bette zubringt, aber nach Allem, was ich aus seinen eigenen Briefen und denen der Verwandten entnehme, muß ich wol Gott um baldige Auflösung von seinen Leiden durch einen sanften Tod bitten. Was ist bei einem so siechen Zustande für's Leben zu hoffen? Mein Jammer ist groß um den braven Sohn, der, bei dem reinsten Herzen seinem Berufe mit Ernst und Eifer ergeben, zu den schönsten Erwartungen berechtigte."

Im November schreibt er der Schwägerin: „Meine Seele ist betrübt, liebe Schwester! Das wissen Sie und empfinden es mit mir, wenn ich es auch nicht schreibe. Die Vorstellung, daß mein armer Julius die Mittheilungen meiner Zeilen verlange, preßt mir das Herz zusammen, läßt die Feder andere Dinge niederschreiben, als von denen ich allein mit Ihnen reden möchte. Wol ein Jahr vor dem Tode meiner seligen Auguste ging ich einsam am Oderstrom entlang und blickte gen Himmel in die von der Abendsonne vergoldeten Wolken, sie um mein Geschick zu befragen. Bei allem Vertrauen auf Gott, bei dem tiefsten Gefühle des Dankes für so Großes und Schönes, was mir hienieden gewährt worden, vermochte ich doch keine Hoffnung zu fassen, es war mir, als dürfte ich so unendliches Glück, als die Rettung meiner geliebten Auguste, gar nicht vom Himmel erbitten. In stiller Ergebung sah ich den Engel meines Lebens dahinschwinden."

„Hier aus unsern Fenstern sieht man gegenüber am Berge die Straße nach Berlin sich hinaufziehen. Keuchend müssen sich die Pferde über eine Viertelstunde quälen, ehe sie den Postwagen über den Rücken des Berges bringen, wo dann die Last wieder von selbst dahinrollt. — In tiefem Schmerze hingen meine Augen an dem Wagen, der im Juni dieses Jahr meinen guten Julius

dort langsam hinaufstrug. Die vergoldeten Wolken traten mir wieder vor die Seele, es war mir unmöglich zu denken, daß mein guter Sohn heil und gesund über jene Höhen zurückkehren werde. Ich sah ihn den Wolken entgegen fahren, es war mir, als ob ich die Mutter die Arme nach ihm ausbreiten sähe. Ach! wenn er schon bei ihr wäre, wenn er den Jammer dieses Lebens überwunden hätte! Wo ist ein Schatten von Hoffnung? — Wie glücklich sind Die, welche ihren Lieben vorangehen ins bessere Leben!"

Der gute Jüngling quälte sein trauriges Dasein noch hin bis zum Frühjahre 1838, wo er am Charfreitag Abend entschlief. Auf die Nachricht hiervon schrieb Keßler der Schwägerin: „Ach, mein lieber, trefflicher Sohn! — Es ist vollbracht! rufen Sie mir tröstlich zu. Von vielen Stimmen wurden mir an seinem Todestage dieselben Worte zugerufen und ergriffen meine Seele. Ich ging mit den Meinigen zum Abendmahle. Im vorigen Jahre war auch Julius bei dieser Handlung noch mit uns. Seine Gestalt, sein Wesen schwebte mir vor Augen, als die Gemeine sang: „Es ist vollbracht, das Opfer für die Welt" 2c. Bei der öftern Wiederholung dieser Worte bat ich Gott inbrünstig, daß auch die Leiden meines Sohnes enden möchten. Unter heißen Schmerzensthränen ahnte ich doch nicht die Nähe der Erfüllung, ahnte nicht, daß er noch an demselben Abend zur ewigen Ruhe hinüberschlummern sollte!"

Seinem Freunde Abeken meldet Keßler seinen Verlust am 21. April und fährt dann fort: „Ich habe in meiner Trauer in nichts, was den Beruf angeht, pausirt; das lernt man im Kriege, wo man dem Tode ins Auge sieht. Lebendig war die Erinnerung an diese grause Zeit mir in diesem Jahre. Der wichtige 17. März 1813 war meines Sohnes Geburtstag — er wurde in denselben Räumen geboren, wo er nun gestorben — Ach, es ist schmerzlich und die Thränen wollen ihr Recht haben: — aber deshalb sinne nicht auf Trostgründe — ich entbehre des Trostes nicht. Nicht allein die Lebenden, die Todten selbst trösten mich am besten."

In demselben Sommer erkrankte auch sein Bruder in Werdohl, dessen Nähe ihm sehr viel werth war. Schon bei Keßlers Scheiden von Berlin bot ihm dieser Trost und Ersatz für so Manches, was er dort zurücklassen mußte. Des theuern Bruders Besuch, wenn er auf seinem Gebirgsrößlein angeritten kam, brachte immer einige frohe Tage für Keßler. Die Brüder ergingen sich dann in ihren Jugenderinnerungen. Schon sehr leidend und Sorge erregend, kam der Kranke doch noch einmal auf vierzehn Tage nach Arnsberg, um des geliebten Bruders Umgang zum letzten mal noch gründlich zu genießen. Am dritten Tage, nachdem er in seine Berge zurückgekehrt war, starb er. Ueber diesen Verlust schreibt Keßler an Neumann: „Mein seliger Bruder war der einzige lebende Mensch, mit welchem ich mich unserer ersten Jugend, unserer so früh verlorenen Aeltern erinnern konnte, eine Freude, ein Genuß, welcher durch nichts zu ersetzen ist."

So drängten sich in kurzen Fristen die Verluste bei Keßlern. Viel Freude gewährten ihm dagegen seine, lebendig sich immer mehr ausbildenden Söhne. Der zweite und dritte waren bei der Aeltern Trennung von Berlin nach Breslau gegangen, um dort neben Benutzung der Hochschule ihr Militärjahr abzudienen. Nachdem sie dieser Pflicht genügt, auch das Offiziersexamen bestanden und Max, der ältere, zum Auscultator ernannt war, kehrten Beide in das Vaterhaus zurück, der Auscultator, um bei dem Oberlandesgerichte seinen Cursus durchzumachen bis zum Referendar, und dann zu der Regierung überzugehen. Anton, der zweite, ging nach kurzem Verweilen in Arnsberg von da nach Bonn, um dort seine Studien weiter zu verfolgen. Der jüngste schon mit nach Arnsberg genommene Fritz, der über seines Vaters plötzliches Versetzen nach dem fernen Westfalen sich eigene Gedanken über das Beamtenthum machte, erklärte sehr bald, „daß er kein Beamter werden wolle", schwankte dann einige Zeit, ob er sich dem Stande des gemüthlichen Oheims in Werdohl zuwenden solle, entschied sich aber später für die freie und lebendige Wissenschaft der Naturkunde.

Max wohnte nun wieder im älterlichen Hause und erheiterte durch seine stets muntere Laune auch die traurigen Tage, die der Lauf des Lebens den Aeltern brachte. Unter allen Gliedern der Familie herrschte die schönste reinste Harmonie, deren wohlthuenden Einfluß Keßler tief und dankbar empfand. Im März 18[illegible] spricht er sich darüber gegen seine Schwägerin aus, der er Bericht von dem Verlaufe der drei Festtage seines Hauses, des Geburtstags seiner Frau, Sohnes Max und seines eigenen, die in drei Tagen hintereinander folgten, erstattet, und fährt dann fort: „Wenn ich es dankbar erkenne, was mir der Himmel durch den Besitz meiner lieben Friederike gewährt, so weiß ich doch nicht, was ich ihr selbst höher anrechnen soll, die treue Liebe, welche sie mir erweist, oder die, welche sie den Kindern, den ältern Söhnen wie dem jüngsten zuwendet. Es kann kein schöneres Verhältniß zwischen Mutter und Söhnen gefunden werden. Davon war auch mein guter Julius durchdrungen, und der Geist meiner verklärten Auguste muß sich dessen freuen und segnend auf uns niederschauen.“

Im Jahre 1840 hielt es Keßler an der Zeit, sich einmal wieder in der Hauptstadt zu zeigen. Freunde und Verwandte hatten es ihm längst als eine Pflicht, die er ihnen schuldig sei, vorgestellt. Im April ging er dahin, doch bestimmte er zu der ganzen Reise nur vier Wochen, sodaß alle Freuden des Zusammenseins nur im Fluge genossen werden konnten, und ehe man sich es versah, schon wieder Abschied genommen wurde, von Vielen fürs ganze Leben. Der allgemein so innig geliebte König war schon erkrankt und Keßler sah ihn gar nicht. Minister von Altenstein, den Keßler zu sehen und zu sprechen hoffte, starb während seines Dortseins. An diese Zufälligkeit knüpften Die, welche in Berlin Keßler'n wohlwollten, die Hoffnung oder den Wunsch, ihn als Cultusminister gleich in Berlin zu behalten. Auch verbreiteten sich Gerüchte darüber in den Zeitungen. Diese mögen indeß wol nur aus der Feder eines Freundes geflossen sein, der es mit dem Staate gut meinte und den eigenen Wunsch in einen wohlmeinenden Rath für diesen kleidete. Diese Zeitungs-

ente schwamm indeß bis Arnsberg und erregte als glaubhafte Nachricht allgemeine Betrübniß daselbst. Desto größer war dann aber die Freude, als Keßler seine Heimkehr dem Collegium anzeigte. Ein Theil desselben kam ihm mehre Meilen entgegengefahren. Und die Stadt brachte ihm in der Nacht ein Ständchen.

Keßler nahm seinen Rückweg über Leipzig, von wo aus auf der neuen Eisenbahn ein Abstecher nach Dresden gemacht wurde, um bei Tieck, der noch in voller Kraft und Frische war, zwei Abende im Genusse seiner Vorlesungen zu schwelgen. In Leipzig, wo gerade Vorberathung für das Gutenbergfest war, brachte Keßler mit seiner Frau einen höchst interessanten Mittag bei Brockhaus zu, wo alle Koryphäen der Buchhändler Deutschlands versammelt waren, Perthes, Vieweg, Gerold rc. Auch die alte Heimat Keßler's wurde im Fluge begrüßt. Aus Koburg schreibt er am 31. Mai der Schwägerin in Berlin: „Freude, Wehmuth und Dank, was mir der Himmel Schönes und Gutes in Fülle hienieden gewährt, können mein Gemüth nirgend lebhafter bewegen, als hier in einer mit unnennbarem Reize geschmückten Natur, inmitten alter treuer Freunde, und ebenso in vollkommenster Sympathie wird meine von mir und von Allen geliebte Friederike durch Alles, was sie sieht und hört, in die seligen Tage ihrer Jugend versetzt. Mit reichen Erinnerungen an die Vergangenheit sind wir erfüllt, mit lebendigem Danke für so viele Liebe und Wohlwollen, welche uns in Berlin zu Theil wurde, durchdrungen, ziehen wir mit neuem Lebensmuth und Herzensfrische in unsere Einsamkeit zurück."

Unmittelbar nach Keßler's Heimkehr traf die Trauerbotschaft von dem Tode des Königs ein. Tief erschüttert waren alle treugesinnten Herzen der Unterthanen über dieses Ereigniß.

Keßler schreibt in Beziehung darauf an Abeken: „Das so vollkommen ruhige fromme Hinscheiden unsers Königs im Kreise der Seinen unter der allgemeinsten, wärmsten, der begeistertsten Theilnahme, ja den heißen Thränen seines ganzen Volkes, gibt uns die große Lehre, wie das Heil der Nationen nicht auf

Theorien unserer Staatsphilosophen und nicht auf papierenen Formen beruht. Heil dem Könige, welcher mit so gutem Gewissen, keinen seiner Unterthanen gedrückt, gekränkt, oder wissentlich verletzt zu haben, von hinnen scheiden kann."

Auf Keßler's Rückreise von Berlin hatte er auch in Meiningen dem Herzoge seine Aufwartung gemacht, der ihn ausnehmend zuvorkommend und freundlich empfing und ihn wiederholt auffoderte, etwas länger in Meiningen zu verweilen, ohne jedoch weitere Gründe seines Wunsches auszusprechen. Wenige Tage nach dem Tode des Königs sendete der Herzog seinen Obersten und Flügeladjutanten von Speßhardt, der mit des Herzogs Aufträgen zur Condolenz und Gratulation an den Hof zu Berlin ging, an Keßler mit folgendem huldvollen Schreiben von seiner Hand:

„Ueberbringer Dieses rc. ist von mir beauftragt, Ew. Hochwohlgeboren in meinem Namen einige Eröffnungen zu machen. Ich ersuche Sie daher, ihm geneigtes Ohr zu schenken. Die Anfrage, welche derselbe im Interesse meines Vaterlandes und Ihres Geburtslandes an Sie, geehrtester Herr Präsident, zu richten den Auftrag hat, ersuche ich Sie in Ueberlegung zu ziehen, und mir recht bald, und wie ich von Herzen wünsche, eine zusagende Antwort zukommen zu lassen. Aber auch wenn Sie Gründe haben sollten, meine Wünsche nicht zu erfüllen, so verbleibe ich doch stets mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener
Bernhard, H. z. Sachsen."

Meiningen, den 10. Juni 1840.

„Ob ich Minister bei dem edlen Herzog werden wolle? war die Frage", schrieb Keßler an den Rand des gnädigen Schreibens, bevor er dasselbe seinen Personalacten beifügte. „Herr v. Sp. sollte bejahenden Falles gleich in Berlin die nöthigen Einleitungen treffen." Keßler antwortete dem Herzoge direct, tief gerührt dankend, aber ablehnend, indem er sagt: „Ich fühle, daß der Abend

meines Lebens dem Staate gehört, der mich in meinem einundzwanzigsten Jahre, ich darf sagen als nackten Fremdling liebreich aufnahm und mir in meiner amtlichen Laufbahn sowol als an unschätzbarem Lebensgenuß im Kreise edler Freunde und Familienbande mehr gegeben hat, als ich je erwarten konnte. Deshalb mußte ich in dem abgeschiedenen Könige meinen Wohlthäter und Begründer meines Glückes verehren und ihm in guten und bösen Tagen sechsunddreißig Jahre lang mit Freudigkeit dienen. Nicht minder aber fühle ich mich gebunden an dessen erhabenen Thronfolger, dessen persönliche Gnade und Vertrauen mich noch neuerlich aufs höchste beglückt hat. Diese Beweggründe machen es mir zur strengen und zugleich schmerzlichen Gewissenspflicht, mich gegen Herrn v. Sp. zu erklären, wie derselbe Ew. Durchlaucht bereits gemeldet haben wird" u. s. w.

An Abeken, dem Keßler Mittheilung von der freundlichen Gesinnung des Herzogs und dessen ihm zugedachter und dargebotener Gnade macht, schreibt er weiter darüber: „Alle mögliche Ehre, ja die übermäßigste Genugthuung für den armen Pfarrjungen. — Das Phantom der äußern Ehre betreffend, fühle ich am bereits eintretenden Abende meines Lebens so wenig Versuchung, mich aufs Eis zu begeben, daß ich selbst in Preußen den Präsidenten nicht mit dem Minister vertauschen möchte."

Eine anderweit zugedachte vermeintliche Ehrenbezeugung lehnte er gleichfalls entschieden und ohne weiteres Bedenken ab. Bei Gelegenheit der bevorstehenden Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. wurde der Oberpräsident von Vincke beauftragt, bei Keßler vertraulich anzufragen, „ob man ihn zum A d e l vorschlagen dürfe?" Er antwortete dem verehrten Freunde: „Jedes Zeichen Allerhöchster Huld und Anerkennung Sr. Majestät würde mir von unschätzbarem Werthe sein. Wäre es mir jedoch vergönnt, würde ich sogar aufgefodert, meine Wünsche ausdrücklich zu erkennen zu geben, so dürfte ich nicht verhehlen, daß die Verleihung des Adelstandes außerhalb des Kreises meiner Wünsche liegt."

Keßler erhielt nun den Stern zum Rothen Adlerorden II. Classe nach einem am 15. October 1840 Allerhöchst ausgefertigten Patent.

Die Feier der Huldigung, welche auch in den Provinzen festlich durch Gottesdienst und Städteerleuchtung begangen wurde, brachte Keßler in sehr trauriger Verfassung zu. Kurze Zeit zuvor hatte ihn sein munteres aber widerspänstiges Reitpferd durch Zurückwerfen des Kopfes heftig an die Stirn geschlagen. Der trotz des starken Schmerzes wenig von ihm beachtete Schlag erzeugte nach wenig Tagen auf beiden Augen eine gefährliche Entzündung, die ihn nöthigte, während des Festes und längere Zeit fast erblindet, sich in dunklen Räumen zu halten, wo er nur durch Vorlesen der Seinen Geist und Gemüth frisch zu erhalten suchte. Er erfreute sich an Ranke's Reformationsgeschichte, Tieck's Accorombona rc. Um die Entzündung von den edlen Theilen des Kopfes abzuleiten, wurden auf dem Nacken Reizmittel durch spanische Fliegen angebracht, die zwar den gewünschten Erfolg hatten, dagegen aber an dieser gleichfalls bedenklichen Stelle einen sogenannten Karbunkel zusammenzogen, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Ein neuer Arzt, der gerufen wurde und die Gefahr richtig erkannte, durchschnitt rechtzeitig das giftige Geschwür und rettete so, zwar nach langandauernden unsäglichen Schmerzen, den Kranken.

Auch von den Leidenszeiten wurde dem treuen Abeken Meldung gethan. Keßler schreibt ihm: „Nur die maßlosen Schmerzen hatten mich um alle Kraft gebracht, sonst war ich ohne Fieber, daher ich auch in aller Besonnenheit meinen letzten Willen einer Gerichtscommission übergab, um die Meinen vor unangenehmen Weiterungen zu schützen. Wegen des Abendmahls begnügte ich mich mit dem Versprechen meiner Frau, daß sie mich nicht ohne dasselbe abscheiden lassen wolle. In all meinem Jammer hat mich keine Hand berührt als die ihre, mit Engelsgeduld hat sie mich gepflegt.“

Mit rührendem Danke und unbeschreiblicher Heiterkeit begrüßte Keßler das neugeschenkte Leben, als er sich genesen und wieder stark fühlte. Er mochte die ganze Welt an sein freudevolles Herz drücken und dem Herrn lobsingen. Viele Beweise der wärmsten Theilnahme empfing er während seines Kranken-

lagers und nach seiner glücklichen Genesung. Zumeist rührte ihn die Erzählung einer Dame, wie sie eine andere besuchen wollte, und diese knieend und betend fand; auf die theilnehmende Frage, was sie zu so inbrünstiger Andacht veranlasse? erwiderte diese: „Gott hat ohne meine Gebete zu erhören zwei meiner Kinder zu sich genommen, nun denke ich, er werde doch auch einmal gnädig sein und unserm guten Präsidenten Gesundheit schenken, wenn ich ihn darum anflehe." — „Was bleibt uns Ketzern zu wünschen übrig von unsern katholischen Mitbürgerinnen?" schreibt Keßler an Raumer, dem er diese und seine Leidensgeschichte überhaupt mitgetheilt und fügt hinzu: „Ich habe Erfahrungen gemacht, die nicht zu verachten sind; — nur schreckt Einen zuweilen der Gedanke, daß man eigentlich doch Schaden davon habe, das Leben wieder anfangen zu sollen, um dereinst vielleicht noch Härteres bestehen zu müssen, nachdem man den Berg fast überstiegen zu haben meinte."

Die freudigere Anschauung des wiedergewonnenen Lebens siegte aber doch über so ernste Betrachtung und gab sich zunächst darin kund, daß er auf Raumer's Vorschläge, ihn einmal nach England zu begleiten, lebhafter als je einging. Er antwortet dem Freunde im Januar 1841: „Beiläufig gesagt, hast du mir einen Floh hinters Ohr gesetzt mit der Fahrt nach England. Das erste Bedenken ist Urlaub auf zwei Monate, man müßte beim Minister von Rochow hinhorchen, wie der Vorschlag aufgenommen wird, ich verlange ja nur Zeit, kein Geld. Meine Frau redet zu, ja verspricht sogar Zuschuß aus Wirthschaftsersparnissen, die gemacht werden sollen. Arm von Haus aus und zu guter Ordnung genöthigt, fehlt es mir bekanntlich niemals an Geld. Aeußere dich daher nächstens über das Englischsprechen zur Uebung, selbst nur im Lesen fehlt mir hier Alles — ferner über die Garderobe. Da ich die Ehre habe, der verwitweten Königin Adelheid und dem Prinzen Albert persönlich bekannt zu sein, so hätte ich Lust, mich Beiden vorstellen zu lassen" rc.

Noch im Jahre vorher hatte Keßler die Bekanntschaft des Prinzen Albert auf dessen Hochzeitsreise nach England in Arns-

berg erneuert. Keßler schreibt im Februar 1840 seiner Schwägerin darüber: „In unserm im Winter sonst ganz todten Neste ist mir vor wenigen Tagen das seltene Glück zu Theil geworden, den großen Löwen von England, ja von ganz Europa, Asien und Amerika zu sehen, zu sprechen und mehre angenehme Stunden mit ihm zusammen zu sein. — Sie merken wol, daß ich den schönen in die Arme seiner erhabenen Braut eilenden Prinzen Albert meine.“

Der Herzog von Koburg mit seinen beiden Söhnen und Gefolge, Lord Torrington, Oberst Grey u. s. w. hatten in Arnsberg Nachtlager genommen. Der freundliche Herzog ließ Keßler'n gleich bitten, den Abend mit ihnen zuzubringen. Keßler erzählt der Schwägerin weiter davon: „Obgleich die Reisenden in dem fürchterlichen Sturme von Kassel her hungerig geworden zu sein schienen, so stockte darum die Unterhaltung doch nicht. Prinz Albert ist in Wahrheit ein wunderschöner Jüngling, in seinem ganzen Wesen ist er höchst einnehmend. — Als der jüngste unter den sechszehn Tischgenossen, als Bräutigam ohne die Braut hatte er unbedenklich das Recht, zuerst schläfrig zu werden, allein Papa schien nicht Lust zu haben, sich dem Söhnlein zu fügen und blieb bei dessen Aufbruche sitzen. So setzte ich mich denn, nachdem ich dem Prinzen meinen herzlichen Glückwunsch zu seiner neuen Laufbahn ausgesprochen, wieder neben den Herzog, und zwar sehr zu meinem Vortheile, denn er schien sich jetzt vorzugsweise mir zu widmen und machte mir höchst interessante Mittheilungen über seine Unterredungen mit Fürst Metternich, ebenso über die Aeußerungen unseres Königs gegen ihn über die religiösen Wirren und ihm dadurch verursachten Verdruß &c. So war Mitternacht vorbei, ehe ich in Gnaden entlassen, zuvor aber zu einem baldigen Besuche in Koburg eingeladen wurde.“

Ueber seine Reisepläne nach dem interessanten Insellande schreibt Keßler im März 1841 an Abeken: „Mit Raumer stehe ich seit kurzem in sehr lebhaftem Briefwechsel. Er setzt mir gewaltig zu, ihn gegen Ende des Sommers in England aufzu-

suchen, noch eine Tour nach den wichtigsten Punkten der Insel mit ihm zu machen und dann gemeinschaftlich zurückzureisen. In diesem Monat wird mein neunundfünfzigstes Jahr voll und das sechzigste begonnen, da darf man nicht halbe Jahre voraus Pläne zu großen Land- und Seereisen machen. Indeß mühe ich mich, in den wenigen Freistunden ab, wieder allerlei Englisch zu lesen; zum Parliren fehlt mir leider altera pars."

Auf möglichste Weise vorbereitet trat Keßler seine von ihm lang und sehnlich gewünschte Reise nach England in der Nacht zum 1. August 1841 an. Er gestand später, daß lange, ehe er von dieser je gesprochen, er schon im Traume sich öfters in London ergangen habe, in seliges Staunen versunken und dann immer betrübt gewesen sei, wenn ihn das Erwachen in Königsbergs öde Wirklichkeit zurückgeführt habe. Mit welcher Freudigkeit er nun die Rüstungen zu den schönsten Erfüllungen betrieb und den Augenblicke der Abreise mit Spannung entgegensah, läßt sich nach jenem Geständnisse ermessen. Er nahm seinen Weg über Düsseldorf, von wo aus er mit einem niederländischen Dampfschiffe nach Rotterdam fuhr und Tags darauf mit dem englischen Dampfer, dem Batavier, nach London.

Höchst befriedigt durch eine glückliche, heil und gesund zurückgelegte Ueberfahrt schreibt er am 5. August: „Kaum vierundzwanzig Stunden hier in der Welthauptstadt angelangt, vermeine ich mit meinen vielbenutzten Augen bereits mehr Wunder menschlicher Leistung geschaut zu haben als mein ganzes im Hintergrunde liegendes Leben hindurch. Wenn man in die Mitte dieser Unermeßlichkeit hineingeworfen wird, empfindet man den Eindruck, wie wenn man in das Gebirge der Alpen tritt. Alle zuvor geschauten und erstiegenen Berge geben keinen Maßstab für die ungeheuren vor uns aufgethürmten Massen. So hier schon auf der Mündung der Themse das Gewimmel der Schiffe aller Größen, aller Gattungen. Die an den Ufern allmälig sich drängenden Werfte, dann der Wald der Masten, das Drängen und Treiben der gewaltigen Dreimaster, Dampfer und der kleinsten Fahrzeuge auf dem beschränkten Raume, Alles schlangenartig

und glatt sich durcheinander durchwindend. Endlich Gebäude, Brücken und Straßen u. s. w. Wäre ich noch so jung als zur Zeit, wo ich den Alpenstock führte, so würde ich auch eine stärkere, geschicktere Feder führen und von London frische Schilderungen liefern, wie einst von den Gletschern und Wasserfällen; allein fuimus Troes — wir sind alt, gar nicht mehr poetisch, ziehen deshalb mit einem guten Beutel voll Geld nach Menschen und deren Werken aus, während die Jugend fast ohne jenes — und dessen auch gar nicht bedürftig — in den Wundern der Natur schwelgte.

„In der Mündung der Themse fingen die Dampfbote an sich zu jagen und zu kreuzen. Mindestens funfzig flogen an uns vorüber von Gravesend bis hinauf zur Metropole auf der sich schlängelnden Themse. Woolwich mit den ungeheuren Giessereien und Vorräthen von Kriegsmaterial. Greenwich mit dem herrlichen Siechhospital, dann der immer dichter werdende Mastenwald u. s. w. Endlich hielten wir dem Zollhause gegenüber. Gleich war ein Fuhrmann an Bord mit meinem Namen auf einem Zettel, der mich schnell ans Land brachte, den nicht entfernt auf seinem Bureau in der City anwesenden preußischen Consul Hebeler rief, der mir durch seine Vermittelung möglichst schnell durch die Zollweiterungen half, mir auch einen Wagen holen ließ, und so fuhr ich alsbald durch die alte City nach dem schöneren Westende Londons und war in kurzer Zeit bei dem meiner harrenden Freunde Rammer und auf das Beste von ihm aufgenommen. Es ist nicht möglich, daß es Einem leichter und bequemer gemacht werden kann. Noch vor Tisch besahen wir uns die schönsten Straßen, verschiedene Parks, nebenbei die londoner Welt zu Roß und Wagen, die Pracht der Läden, das Gewühl der Fuhrwerke von den fabelhaftesten Gestalten 2c. Im Grunde erscheint mir Alles neu, ich gaffe noch wie ein Kind nach Allem, was ich erblicke — fühle mich aber auch, Gott Lob! wohl und — jung. Alles wird hier in Fülle geboten, Eins nur mangelt Allen — nämlich Zeit!

Nicht nur das Verlangen des äußerlichen Anschauens der

Größe und Mannichfaltigkeit Londons lockte und zog Keßler'n seit Jahren nach England. Er liebte England, er schwärmte für dessen Institutionen, Gesetze, Selfgovernment, für die Freiheit des englischen Volks in der sichern Grenze seiner Gesetze u. s. w., über welches Alles er viel gelesen und es in den letzten Jahren mit Raumer schriftlich und mündlich vielfach besprochen hatte. Nun selbst den lebendigen Eindruck von dem Allen zu empfangen, das Beste davon in sich aufzunehmen und daheim, soweit es ihm vergönnt sein möchte, dasselbe für sein Vaterland nutzbar zu machen, das war es zumeist, was ihn für die Reise nach England begeisterte. Nach wenigen Tagen schreibt er von dort: „Alles was ich hier erlebe und sehe, gewährt mir einen überaus anziehenden Anblick und löset durch die Anschauung die schwersten Räthsel der Staatsweisheit besser als alle Vorlesungen und alles Bücher- oder gar Aktenstudium."

Um auch für die großartigen technischen Einrichtungen Englands Sachverständige dahin zu schaffen, hatte er für seinen Baurath bei der Regierung höheren Orts Reisekosten ausgewirkt und schloß sich dieser für die Ueberfahrt und ersten Eintritt in die Weltstadt ihm an. Auch freute es ihn, daß einer seiner besten Assessoren, der Sohn des berühmten Philosophen H., nach Anschauung praktischer Realität der Welt verlangte und sich gleichfalls zum ersten Auftreten auf Englands Boden unter seinen Präsidialschutz begab. Keßler hielt es für sehr wichtig und nöthig, daß jeder junge preußische Beamte Englands Verfassung durch eigene Anschauung kennen lerne. Daher er später den eigenen Sohn, nachdem dieser festen Fuß im vaterländischen Berufs- und Beamtenleben gefaßt hatte, auf ein halbes Jahr nach England schickte, woselbst er ihm durch den eigenen Aufenthalt dort so gute Bahn gebrochen hatte. Daß sich der Reise seines Max im Jahre 1844 noch mehre junge Assessoren anschlossen, von Vincke, von Schütz, Graf Seer rc. sah Keßler als die nächstliegende gute Folge seiner eignen Reise an. Er meinte, wenn Jeder, der nach England geht, auch nur einen kleinen Stein zu dem Aufbau einer con-

stitutionellen Verfassung im Vaterlande mitbringt, so muß er doch endlich gelingen.

Um die Reise ins Land noch in der bessern Jahreszeit zu machen, beschlossen die beiden Freunde, von Raumer und Keßler, diese sofort anzutreten. Schon unter dem 10. August schreibt Keßler aus Newcastle upon Tyne: „Auf unserer Fahrt von London über York hierher haben wir schon viel Neues und Großartiges dieses zauberischen Landes gesehen, sodaß ich Wochen, ja Monate lang darüber schreiben könnte, ohne dennoch die Gegenstände zu erschöpfen. Die Cultur des Bodens, die Landhäuser, Wirthschaftsgebäude, Aufbewahrung der Ernte, Pflege des schönen Viehes rc. — in allen Dingen spricht sich der praktische Verstand des Volks, die nach allen Richtungen hin geprüfte Erfahrung aus, sodaß man von demselben lernen kann, wo und wohin man nur die Augen aufschlägt. Dabei ist nicht abzuleugnen, daß wenn die Engländer sich meist als stolze, übermüthige Sonderlinge, Verächter jeder andern Nationalität darstellen, sie in ihrem eigenen Lande stets die natürlichste, einfachste und würdigste Höflichkeit üben."

„Es ist indeß kein Wunder, wenn diese Engländer sich ihrem allen Naturgenuß tödtenden Steinkohlengeruch und Gasgestank, wenn sie es nur irgend erschwingen können, entziehen und sich dem Continent zuwenden, um reine Luft zu athmen und Augen und Herzen an unsern Bergen, reinen Strömen und Bächen zu laben. Durch zehnmalige Wäsche des Tages vermag man noch kaum so reinlich zu leben als durch einmalige in Arnsberg."

Von Newcastle nach Edinburg war im Jahre 1841 noch keine Eisenbahn, die Reise wurde daher per mailcoach gemacht und zwar auf der Outside. „Es war Raumer und mir darum zu thun", schreibt Keßler von Edinburg aus, „die in Schottland so weit getriebene Ackerwirthschaft, die Viehweiden und überdies die reizende mit den schönsten Parks besäete, im Osten nach der See offene Gegend zu überschauen." Die Fahrt wurde leider bei schlechtem Wetter gemacht, es heißt daher, nachdem die Einrichtung des hohen Sitzes, das rasche Dahinfahren ge-

schildert ist, weiter: „Aber denke dir nun, vom offenen brausenden Meere her, von Regen und Sturm gepeitscht sich in der Höhe zu halten, wo Jeder nicht nur selbst Platz finden, sondern auch seinen Regenschirm aufspannen und sich unter demselben schützen will — man muß die Erfahrung gemacht haben, um die Möglichkeit zu begreifen.“

Von Edinburg sagt Keßler: „London ist allerdings als das wundersamste Product der höchsten Betriebsamkeit, des unermeßlichen Reichthums und der über das Erdenrund in allen Richtungen hin sich ausdehnenden Macht zu betrachten. Aber Edinburg in dem edlen Stil seiner Gebäude und Straßen, in der Herrlichkeit seiner zauberischen Lage, seiner Berge und Thäler und seines Meerbusens, stellt sich gewissermaßen vornehmer und zugleich poetischer dar als die gewaltige Reichs- und Welthauptstadt.“

Von Edinburg steuerten die beiden Freunde nach den Gebirgen, nach den Seen. Es war Raumer's fixe Idee, bei seiner diesmaligen Anwesenheit in England und Schottland bis zu dem von Walter Scott durch seine Lady of the lake verherrlichten See vorzudringen. „Da sitzen wir nun“, schreibt Keßler aus Newarts-Inn, „zwischen hohen, rauhen, waldlosen Bergen, deren 3000 Fuß hohe Häupter in schwere Wolken gehüllt sind und wünschen Beide den classischen Boden weit hinter uns zu haben.“ Indessen fährt er den andern Tag weiter fort: „Nachdem mir diesen Morgen mit einiger Mühe gelungen war, meinen unruhigen Freund in Ruhe zu halten, bis die durch den andauernden Regen in der Nacht ungangbaren Wege etwas abgetrocknet waren, setzten wir uns in Bewegung. Die Wolken brachen sich, die hohen zackigen Kämme der Berge traten häufig auf blauem Himmelsgrunde hervor und die Sonne spiegelte sich in dem ruhigen Katharinensee, an welchem wir in tiefer sonntäglicher, nur von den seitwärts über die Felsen stürzenden Bäche unterbrochenen Stille entlang schlenderten, hin und wieder auf Steinblöcken ruhend und uns an den neuen Ansichten des Sees weidend. Von lebenden Wesen begegnete uns nichts als Vögel des spärlich

zwischen Steingerölle kümmerlich wachsenden Waldes und einzelne zottige junge Rinder, die man für wilde Thiere halten könnte. Im Laufe des Mittags werden wir einen zweiten Gebirgsgang machen und gegen Abend den dritten."

Jeden Morgen schrieb Keßler nieder, was er Tags vorher erlebt, gesehen, was ihn erfreut hatte und sendete dann von Zeit zu Zeit seine Reiseberichte ab, „um", wie er sagte, „dir, liebe Frau, den Beweis zu geben, daß ich jeden Morgen dein gedenke, selbst ehe ich das Schönste und Herrlichste, was mir eine so glückliche Reise bietet, nur zu betrachten unternehme." Die Fahrt auf dem Katharinensee, der Weg bis zum Loch-Lomond, die Fahrt auf demselben, Alles wird getreulich gemeldet und die Pünktlichkeit, mit der in England Alles durchgeführt wird, gepriesen, auch die Billigkeit aller Schiffahrten gerühmt. Die stete Munterkeit und Frische seines Reisegefährten erfreut ihn sehr. „Von Raumer's Talent, sich mit Leuten aller Art zu unterhalten, ließen sich Bücher schreiben", sagt Keßler und bemerkt dabei, wie viel Nützliches sie dadurch schon erfahren haben.

In Glasgow tritt ihm zuerst der Jammer der großen Fabrikstädte Englands in Gestalt verhungerter, beschmuzter und verkommener Kinderscharen entgegen. Zur Schilderung von Bridewell, dem wohleingerichtetsten Zuchthause Großbritanniens, wünscht er mehre Stunden Zeit und Ruhe: aber der Reiseplan gestattet sie nicht, dieser treibt über Carlisle nach Lancaster, Liverpool, Manchester, Birmingham, wo an jedem der Orte unendlich viel Wichtiges und Interessantes zu sehen ist, durch die besten Empfehlungen überall die freundlichste Aufnahme gefunden wird.

Am 21. August kamen die Reisenden wieder in London an und wurde dieses nun gründlich nach allen Richtungen hin besehen und studirt. Raumer setzte dabei seine historischen Forschungen und schriftlichen Arbeiten zur zweiten Ausgabe seines Werkes „England" fort, über welche in den Morgenstunden stets für und wider gesprochen und verhandelt wurde. Da in diesen Werken alles Wissenschaftliche und Staatswirthschaftliche über England

niedergelegt und darin zu lesen ist, so schrieb Keßler über dergleichen nicht an die Seinen, sondern verwies in Bezug dessen auf Raumer's Schriften. Dagegen lieferte er die lebendigsten und anschaulichsten Schilderungen von alle Dem, was in und um London zu sehen, und seit der großen Ausstellung 1851 fast von aller Welt gesehen oder doch genugsam bekannt geworden ist.

Die Eröffnung des Parlaments am 24. August, zu deren Zutritt für das Oberhaus Keßler von der preußischen Gesandtschaft eine Einlaßkarte zugesandt erhielt, war Keßler sehr viel werth, nur beklagte er, daß es nicht von der Königin in Person eröffnet wurde. Diese zu sehen war ihm überhaupt versagt, da die hohe Frau sich ihres augenblicklichen Zustandes wegen ganz in häuslicher Zurückgezogenheit hielt. Dagegen sah er den Gemahl derselben, von welchem er in Windsor auf das freundlichste empfangen wurde. Ebenso von der verwitweten Königin Adelheid, seiner verehrten Landsmännin, welche in ihrem großen England nichts von ihrem kleinen Vaterländchen vergessen hatte, sondern sich auf das freundlichste nach allen Gliedern der Heim'schen Familie und anderen Bekannten ihrer Jugend bei Keßler erkundigte.

Durch Herrn von Raumer's öfteres Verweilen in England und dessen ausgedehnte Bekanntschaft daselbst lernte Keßler auch viele interessante, berühmte, gelehrte und sonst treffliche Menschen kennen, sowol auf der Reise durch England und Schottland, als auch in London selbst, und rühmt er wiederholt die beste Aufnahme und Gastfreundschaft Aller. Bei dieser Gelegenheit sagt er einmal: „Noch bin ich Euch den Bericht über die englischen Dinners schuldig, ein für den Fremden etwas mislicher Gegenstand. Gemeiniglich spielt das Stück durch drei Etagen mit Empfang im drawing-room, der Procession nach dem Eßzimmer, Thee und Kaffee bei Licht. Dem Fremden erscheint die Art des Auftragens der vielen derben Gerichte, die Verwaltung der verschiedenen Schüsseln von dem jeder zunächst sitzenden Gaste, das Aus- und Anbieten in die Kreuz und Quere von dieser oder jener Speise, mit Bezeichnung der einzelnen Theile des Bratens, Geflü-

geld 2c., welche ein Jeder wünscht, unbequem, ja lästig; dabei umständlich und wunderlich. Beobachtet man aber unbefangen die Sitte in ihren durch alle Verhältnisse greifenden Folgen, z. B. auf Reisen, in den Bahnhöfen auf Mittagsstationen, wo eine ungeheure Menge von Gästen in gemessenen Minuten satt werden soll, dann sieht man die Nützlichkeit jener gegenseitigen Unterstützung ein und begreift die heilsamen Folgen der Theilung der Arbeit auch in dieser Beziehung."

Eine andere jedem Fremden auffallende Erscheinung weiß Keßler nicht so tröstlich und heilsam zu deuten wie die Art der physischen Verpflegung, welche die englische Sitte vorschreibt, nämlich die der geistigen, moralischen — die Sonntagsfeier. Er meint: „Der traurige Eindruck des englischen Sonntags auf den fremden Beobachter ist in keiner Weise erhebend. Die trübseligen Gesichter der Kirchengehenden, bei denen es zweifelhaft ist, ob bußfertige Zerknirschung oder Langeweile vorherrschen, das allgemeine Rennen nach den Kirchen, das Sperren der Wege an den Kirchen vorüber, in welchen Gottesdienst gehalten wird, das ohnehin trübe Aussehen der Straßen, denen durch Schließen der Läden ihr wesentlicher Schmuck genommen ist, Alles zusammen genommen stimmt mehr zur Trauer als zu freudiger Andacht." Keßler wanderte zu seiner Sonntagsfeier nach St.-Paul, woselbst er indeß auch wenig Befriedigung fand. „Es müssen ein Dutzend Priester wie bei den Katholiken zugleich fungiren können, wenn solche Räume einen Zweck haben sollen", schreibt er, „man kann sich des Gedankens nicht erwehren, die Engländer mit ihrem Gelde und ihrem Stolze haben der Welt durch diesen Bau nur zeigen wollen, daß ihre Hochkirche ebensogut eine Kirche St.-Paul aufrichten könne als die römischen Päpste St.-Peter." Befriedigender wirkte auf ihn eine Einladung auf Mittag durch Herrn Consul Heberer nach dem anmuthigen Richmond: „Bei dem schönsten Wetter — nur etwas von Staub geplagt — da wegen der Sonntagsfeier die Straßen auch nicht besprengt werden — fuhren wir dahin" schreibt Keßler. „Unser Dinner war opulent, wie es in einem Gasthause zu erwarten, in welchem zur Zeit der

Krönung der Königin der österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg ein déjeuner dansant für 3000 Pfund Sterling oder 20,000 Thaler gegeben hatte."

Den für Keßler ewig denkwürdigen 6. September (Tag der Schlacht von Dennewitz), brachte er bei Gelegenheit dieser Reise auf eine würdigere und befriedigendere Weise denn je zu.

„Zu Portsmouth, in dem größten Seehafen der größten Seemacht der Welt, auf dem Linienschiffe Victory, auf welchem der größte Seeheld Großbritanniens bei Trafalgar, der größten Seeschlacht der Geschichte, den Tod fand, brachte ich meinen Erinnerungstag zu."

Auch die berühmte Stadt Oxford mit ihrem Reichthum an wissenschaftlichen Anstalten wurde noch von den Freunden besucht. Sie fanden durch Empfehlung an einen jungen Gelehrten den besten Führer an ihm. Durch einen andern vortreffliche Aufnahme bei dem ersten Professor der Theologie, der sie sogleich zum Frühstück einlud. „Der würdige Mann" sagt Keßler, „versteht Deutsch und spricht so rein und deutlich Englisch, daß mir von seiner interessanten Unterhaltung, namentlich mit Raumer, kein Wort verloren ging." Bei Keßler's reicher Gedankenfülle, seinen Erfahrungen, bei seinen Kenntnissen in allen Gebieten der Wissenschaft, war es für ihn oft peinlich, in der englischen Sprache nicht Uebung genug zu besitzen, um mit darein reden zu können. So konnte er sich auch nie in seiner vollen Liebenswürdigkeit zeigen, als wo ihm möglich ward, sich seiner eigenen Sprache zu bedienen. Unter den Landsleuten in London bei dem preußischen Gesandten Ritter Bunsen, dem preußischen Consul Hebeler und in der Familie Tuke ging ihm dann immer besonders das deutsche Herz auf.

Nachdem in kurzer Zeit Alles, was Menschenkräften und Mühen erreichbar, an Galerien, Börsen, Münzen, Docks, Druckereien, Fabriken und Brauereien, Schulen und Gefangenenhäusern ꝛc. besehen war und sogar auch noch einer Sitzung im Unterhause beigewohnt werden konnte, in welcher Sir Robert Peel und Lord John Russell sprachen, also fast alle an den londoner Aufenthalt in Aussicht gestellten Foderungen erreicht waren, wurde

am 10. September die Rückreise angetreten über Ostende, Antwerpen, Brüssel, Aachen 2c. Von Antwerpen aus schreibt Keßler: „Als das Wogen des Meeres bemerkbar wurde, gab es wieder einige Kranke. Ich hielt mich gesund und blieb in der Nacht auf dem Verdeck. Unbeschreiblich schön war das Phosphorlicht auf dem Meere in den sich kräuselnden Furchen des Dampfschiffes, als wenn ein Heer großer Fische mit leuchtenden Kämmen aus der Flut sich erhöbe. Bald erblickten wir den Leuchtthurm von Ostende und nach ein Uhr landeten wir."

Weiter meldet er aus Brüssel: „Mit mehr Eile als recht und billig durchfliegen wir die alten großen berühmten Städte Flanderns und Brabants." Herrn von Raumer trieb seine Sehnsucht nach Koblenz, wo Frau und Kinder seiner harrten, um die Heimreise mit ihm anzutreten. Keßler war ihm so vielen Dank schuldig geworden für die Förderung seines Unternehmens, für so vielfache Beweise treuester Freundschaft, daß er es für Pflicht hielt, diesmal dem ängstlichen Treiben des Freundes seine entschiedene Ruhe und Festigkeit nicht entgegen zu setzen, sondern mit ihm dem gewünschten Ziele entgegenzueilen. Noch einige Tage weilte er im heitern Familienkreise seines Freundes an den schönen Ufern des Rheins, dann ging er zurück nach Bonn, die alte Freundschaft mit dem ewig frischen und heitern E. M. Arndt zu erneuen, erfreute sich dann in Köln unter Leitung des trefflichen Meisters Zwirner des herrlichen Dombaus und fuhr dann in vollster Befriedigung seinem kleinen stillen Arnsberg zu.

Auch hier im häuslichen Kreise fand er Freude und volle Befriedigung. Der älteste Sohn Max hatte inzwischen in Berlin das Assessorexamen glücklich bestanden. Anton, der zweite, nach vollendeten Studien ebendaselbst beim Stadtgerichte seiner juristischen Auscultatorpflicht genügt und das Referendarexamen bestanden, um nun bei der Regierung zu Arnsberg an die Stelle des Bruders einzutreten, der zur Regierung nach Köln ging. Der Jüngste endlich hatte die Abiturientenprüfung glücklich bestanden und gedachte nun die Universität Bonn zu beziehen. So war im Rücken des Vaters Alles zu dessen freudigstem Empfange vorbereitet

worden, und dieser fand nun an den drei wißbegierigen Jünglingen die aufmerksamsten Zuhörer, wenn er mit Karten, Plänen und Zeichnungen die flüchtig gegebenen Berichte seiner Erlebnisse zu lebendiger Anschauung brachte. Seinem Freunde Abeken schreibt Keßler am 12. October: „Die große, reiche, schöne Reise nach England und Schottland liegt nun wie ein Traum hinter mir, den ich aber wachend noch vielfach wiederhole und auch dir viel davon erzählen möchte.“

Keßler's entfernte Freunde äußerten sämmtlich den Wunsch, Näheres durch ihn von seinen Erlebnissen in England zu vernehmen. Zu deren Befriedigung und kürzerem Verständnisse sandte er ihnen die von der Familie gesammelten Briefe, die nun von einem Orte zum andern wanderten. Der geistreiche württemberg'sche Minister von Wangenheim (in Koburg lebend), der sich jene auch erbat, äußerte über dieselben: „Nachdem ich früher so viel über England gelesen, sind Keßler's Briefe doch das Erste, was mir eine klare Anschauung vom Lande, seinen Merkwürdigkeiten, Sitten ꝛc. gegeben hat.“ Raumer hatte nach Verabredung mit Keßler die Absicht, bei der neuen Ausgabe seines Werkes „England“ in der „Zugabe des dritten Bandes bis 1841“ Keßler's Briefe mit den seinigen zu verweben. „Allein“, schreibt Keßler Ende December an Prinz Max zu Wied, „der Oberpräsident von Vincke machte uns einen Strich durch die Rechnung, indem er länger als zwei Monate meine Briefe in den Händen hat und nicht herausgibt.“ Keßler eisete sie im Januar endlich selbst in Münster los, wohin er zu einer Conferenz über Landgemeindeordnung berufen ward. In demselben Monat waren die Reiseerlebnisse noch ein würdiger Gegenstand zur Unterhaltung und zwar mit dem Könige, bei Gelegenheit dessen eigener Reise nach England zur Taufe des Prinzen von Wales. Keßler, der die Majestät innerhalb seines Regierungsbezirks zu empfangen hatte, erzählt davon seiner Correspondentin: „Der König kam, obwol sehr ermüdet, doch sehr heiter und in aller Beziehung mit der alten kronprinzlichen Leutseligkeit in Hagen an. Schon beim Eintritt in den Hausflur und dem ersten Handreichen wurde von

meiner Reise begonnen, und der Stoff hielt vor nicht nur während des Mahles und den ganzen Abend, sondern auch am andern Morgen bis zum Abschiede." Als im Februar der König aus England zurückkehrte und in Iserlohn eine Stunde verweilte, freute sich Keßler, den hohen Herrn ebenso befriedigt und heiter von jenem „zauberischen Inseltande" heimkehren zu sehen, als er es vor wenigen Monaten selbst gethan.

Dreizehnter Abschnitt.

Letzte Lebensjahre.

Nach dem Schlusse der englischen Reise kann der Anfang der „letzten Lebensjahre" gerechnet werden. Keßler's liebster Wunsch war durch diese erfüllt und fehlte ihm nur noch die Befriedigung des letzten, bevor er sagen konnte, er habe alle sich vorgesteckten Ziele erreicht. Es war dies, wie früher erwähnt wurde, das langjährige Verlangen, noch Zeit im Leben zu finden, die Aufzeichnung seiner Erlebnisse der Kriegsjahre 1813 und 14 zu beginnen und zu vollenden.

Im Jahre 1842 nahm er die Arbeit vor, wurde jedoch davon abgezogen durch das damals alle Welt in Begeisterung versetzende Dombaufest, an dem er Theil nehmen mußte und über welches er dann ein kleines Denkmal für seine Freunde aufsetzte, aus dem wir Einiges hier aufnehmen. Dasselbe ergibt, daß bei dieser Gelegenheit der König seine Gemahlin zuerst als Königin in die westfälischen Provinzen führte, wo Jeder strebte, den Zug des Herrscherpaares nach allen Kräften zu verherrlichen und sich selbst dabei möglichst breit zu machen. In Münster hatten sich die reichen Stände Westfalens vereint, um ein glänzendes Adelsfest zu bereiten. Hamm, die eigentliche Hauptstadt des Regierungsbezirks Arnsberg, mit 7000 Einwohnern und ohne große Mittel, mußte sich mit Blumenguirlanden, weißen Jungfrauen u. dgl. hervorthun. Indeß war Hamm der Ort, wo Keßler als Präsident des Bezirks die hohen Herrschaften zu bewillkommnen hatte.

In der Denkschrift heißt es: „Nachdem ich die für König und Königin bereiteten Zimmer besehen, auch den Präsentations-

saal in Augenschein genommen, begab ich mich zwischen neun bis zehn Uhr an den Ort, wo an der märkischen Grenze eine Ehrenpforte errichtet werden und unter welcher die Majestäten gegen zwölf Uhr einziehen sollten; ich fand die nackten Tannen noch an der Erde liegen, aus welchen man, mit Blumen und Laubwerk umwunden, Säulen errichten und mit Wappen und Fahnen zu schmücken gedachte. Indeß soll unter den Augen des mit einer Schar weißer Mädchen harrenden Bürgermeisters und des von da bis zur Stadt hin- und hersprengenden Landrathes von Bodelschwingh noch Alles fertig geworden sein. Der festliche Schmuck der Stadt, die von den Thürmen wehenden Fahnen, die durch ununterbrochene Laubgewinde in einen Zaubergarten verwandelten Straßen erhielten nun erst ihre Bedeutung durch das Geläute der Glocken und den sich allmälig nähernden unaufhörlichen Freudenruf des Volkes."

„Mit seiner gewohnten gewinnenden Freundlichkeit reichte mir der König schon auf der Haustreppe die Hand — was wollte ich mehr? — und führte die Königin in das Empfangzimmer, wo Oberlandsgerichtspräsident Lent und ich sogleich unsere Leute vorstellten. Die königlichen Adjutanten belobten mich nachher, daß mir trotz der großen Zahl der Leute doch alle Namen geläufig waren. Zur Ausfüllung der Stunden vor der Tafel wurde in der Kirche eine Musik von dem evangelischen Schullehrergesangverein ausgeführt. Die Schulmeister machten ihre Sache gut und wurden vom Könige belobt. Ein so vielstimmiger Männergesang schien auch den berliner Hörern etwas Ungewöhnliches. In einem schönen geräumigen Saale waren etwa sechzig Couverts gedeckt. Ich saß dem Könige gegenüber. Er schien in der heitersten Stimmung. Die das Mahl würzende frohe Laune des Herrn, dessen treffliche Toaste elektrisirten die treuen Märkaner. Aehnlich verhielt es sich Abends auf dem von der illuminirten Stadt gegebenen Balle, wo die Königin die Damen durch die höchste Leutseligkeit und der König durch Polonaisen in den dritten Himmel erhob; so bescheiden irdisch das Fest selbst den Herrschaften vorgekommen sein muß im Vergleiche zum Abend in

Münster, wo man das zum Service gebrauchte Silber auf 30,000 Thaler, und den an den Frauen prangenden Schmuck noch um eine Null höher schätzen wollte."

„Am andern Morgen fuhren König und Königin während unausgesetztem Hurrah ab. Unter dem reinsten Himmel flog man durch ununterbrochene Ehrenpforten, da hier die Dörfer nicht geschlossen sind, die Häuser an den Straßen kaum einen Abschnitt wahrnehmen lassen und ein Jeder seinen Antheil Land nach Kräften auszuschmücken gesucht hatte. In kurzer Zeit waren wir in Schwelm, wo der König den Grundstein zu einer Kirche legen sollte. Unter einem tempelförmigen Leinwanddache ging die Handlung vor sich. Bei aller genauen Eintheilung der Zeit bezeigt bei dergleichen Scenen der König eine ebenso bewunderungswürdige als liebenswürdige Geduld, auch bei den verschiedenen Redeversuchen, welche bei den drei Hammerschlägen nach dem Könige manche Andere machten. Der König sprach die einfachen Worte: «Der Herr baue sein Wort in diese Steine.»"

„Schon in Hamm bei der Abfahrt hatte mich der König gefragt, ob ich nicht an den Rhein kommen würde? Als ich nun in Schwelm den König im Wagen sitzend bat, mich beurlauben zu dürfen, sagte er: «Wir sehen uns also am Rhein wieder.» Hiernach konnte ich nicht länger zweifelhaft sein über meine Reise zum Dombaufeste nach Köln, wohin als Deputirter des arnsberger Hülfsvereins zu gehen ich ohnedies schon dringend gebeten worden war."

„Am 1. September fuhr ich von Arnsberg ab. Je mehr man sich Köln näherte, je größer wurde das Jagen und Treiben der Reisenden. Den Schnellposten folgten ganze Reihen gefüllter Omnibusse als Beiwagen. In Köln konnte ich mich glücklich preisen, in der Wohnung meines Sohnes Unterkommen zu finden, welcher als Landwehrlieutenant im Lager bei Euskirchen stand. Uebrigens stieß man bei jedem Schritte in der Stadt auf Bekannte aus allen Orten und Enden. Auf der Fremdenliste jedes Gasthofes fand man eine Menge befreundeter Namen und die Wahl wurde Einem schwer, wen man zuerst aufsuchen sollte.

Das Drängen und Treiben zahlloser ausgezeichneter Fremden von den verschiedensten Völkern; der festliche Schmuck der Hauptstraßen mit Laub- und Blumengewinden, mit Fahnen und dergleichen, die über die ganze Stadt herrschende am Domkrahn flatternde ungeheure Protectorfahne machte auf Jeden einen unbeschreiblich heitern erhebenden Eindruck, den die Umgebungen des Doms, die großartigen geschmackvollen Schaugerüste auf das höchste spannten."

„Nachdem ich mir bei dem Regierungspräsidenten die Tagesordnung für den Empfang des Königs erbeten und von ihm die Einladung zum königlichen Mittagsmahle am 4. Sept. im großen Zelte empfangen, suchte ich Bekannte und fand schon nach wenigen Schritten meinen Schwager, General von Borne, der sich auf der äußersten Höhe seines ihm angeborenen Enthusiasmus bewegte."

„Am 3. September Abends versammelte sich Alles im höchsten Staate in den Hallen des Regierungsgebäudes. Unsereiner wußte kaum, wo sich zuerst hinwenden unter den vielen Excellenzen, die man nach langer Zeit hier wiedersah. Unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes, durchtönt vom Glockenklange aller Kirchen und mächtigem Kanonendonner, langten König und Königin sehr pünktlich und in der glücklichsten Stimmung an. Die Vorstellung war eigentlich ganz kolossal, wickelte sich aber doch bequem und zur Genugthuung aller Theilnehmer allmälig ab."

„Der Zug am 4. September, vom alten Rathhause über den neuen Markt, an der königlichen Wohnung vorüber, wo König und Königin auf dem Balcon standen, dauerte wol eine Stunde lang. Unbeschreiblich war die feierliche Ruhe und Ordnung, welche unter dem Geläute aller Glocken der zahllosen Kirchen der Stadt, unter dem Donner der Kanonen, im dichtesten Gedränge der Menschen allenthalben herrschte. Ohne Einmischung von Gendarmerie oder Polizei stellte sich die Ordnung des Zuges, wo sie durch die nachkommenden königlichen Wagen zerrissen war, leicht durch die Hülfe des bescheidenen Publicums wieder her. Alles was zum Zuge gehörte war leicht an dem

weiß und rothen Bande mit der Domfahnmedaille, die Jeder über der Brust trug, erkennbar. Die heilige Bedeutung des Festes schien Alle zu durchdringen und zu leiten. So gelangte man allmälig in den herrlichen fast vollendeten Chor des Doms. Die wunderbare Größe und Erhabenheit des Baues wurde einem gleichsam erst begreiflich durch die Macht der Orgel, den Gesang aus den Höhen herab, das Hochamt des Erzbischofs mit seiner Geistlichkeit und die glänzende Gemeine, welche die untern Räume füllte. König und Königin in ihrer reichen prunkenden Umgebung, Stellvertreter aller deutschen Stämme, aller europäischen Völker, und über ihnen Allen dies einzig kühne Gewölbe, leicht hingehaucht, aufstrebend, in fast nirgend anderswo erreichter Höhe!"

„Die evangelische und wol auch die katholische Menge schien mehr erbaut von dem aus der Höhe tönenden Gesang als von dem Gemurmel der Priester, daher die Nachbarschaft benutzt wurde zu freundlichen Mittheilungen. Ueberall guckten bekannte grüßende Gesichter aus der unbekannten Menge hervor. Auf uns Nichtkatholische wartete die heiligste Scene draußen vor dem unermeßlichen Bau, am neuen Grundstein. Hier wurde den Dombauvereinsdeputirten der günstigste Standort zu Theil. Ich stand mit dem getreuen bremer Smidt ziemlich in der vordersten Reihe, unmittelbar vor uns der Grundstein, dessen Füllung und Weihe der Bischof mit seiner geistlichen Umgebung vornahm. Als der Erzbischof nach Beendigung der religiösen Gebräuche den König zum Stein einlud, ertönten die Lüfte von unerhörtem Jubel des Volkes. In ruhiger edler Haltung, mit dem linken Arm auf den Stein gestützt, ließ der hohe Herr den freudigen Sturm sich legen und begann dann, die Augen zunächst auf uns dicht vor ihm stehende Deputirte gerichtet, seine alle Welt begeisternden Worte."

„Es ist nicht möglich, freier, gewaltiger, weittönender und hinreißender unter Gottes freiem Himmel zu unzählbarer Menge zu reden als der König. — Möge jedes seiner Worte das Samenkorn reicher, Preußen und dem gesammten deutschen Vater-

künde Heil und Segen, Ruhm und Ehre bringender Thüren sein! — Als nach den von dem Volke wol für den Schluß gehaltenen Worten «daß sie Eines sind in dem *einigen* göttlichen Haupte!» abermals stürmender Jubel Alles überbrausete, gebot der erhobene Blick des Königs bald Ruhe. Mit neuer Kraft alles durchdringenden Nachdruckes sprach er die Schlußworte zu den Kölnern bis zu dem «Alaaf Köln!», was alle Bande brach, Herz und Mund Aller lösete, Allen Thränen der innigsten Freude, der tiefsten Erschütterung der Seele aus den Augen lockte."

„Alles Fernere an dem Feste erschien Einem fast überflüssig. So gut und angemessen sich der erzbischöfliche Coadjutor nach dem Könige vernehmen ließ, so diente seine Rede doch der königlichen nur als Folie. Dem allgemein beliebten Dombaumeister Zwirner kam der Baustein sichtbar zu Hülfe, welcher während seiner Rede glücklich und leicht in blanker Politur oben auf dem südlichen Thurme, als Beginn des Fortbaues, der Mauer eingefügt wurde. Dieser Augenblick brachte eine elektrische Wirkung auf das Volk hervor, indem allen Zuschauern der Anblick in der Höhe in gleicher Vollständigkeit vergönnt war."

„Man zog nun nach dem Zelte zur Tafel von etwa 1700 Gedecken. Die Pause von einer Stunde, bis König und Königin erschien, benutzte Jeder, um Freunde und Bekannte zu begrüßen. Schon bei den drei Hammerschlägen, die nach dem Könige von jedem Vereinsdeputirten und Mitgliede des Vereins verrichtet wurden, sah ich meine alten neuwieder Freunde an mir vorbeidefiliren. Jetzt im Zelte hatten wir Muße uns zu begrüßen und für ein Abendstündchen zu verabreden. Meinen Tischplatz hätte ich mir nicht besser aussuchen können, ebenso meine Tischnachbarn, Smidt, dann von Vincke, A. von Humboldt, auf anderer Seite der kölner Präsident von Gerlach ꝛc. Uns gegenüber waren eine Reihe Plätze leer geblieben, da der nächstfolgenden königlichen Tafel Niemand den Rücken zukehren wollte. An dieser bemerkte man nur Fürstlichkeiten. Zunächst des Herrscherpaares Erzherzog Johann, Großherzog von Mecklenburg,

Prinz Georg von Cambridge, Fürst Metternich rc. Mein nächster Nachbar, ein in den deutschen Staatshändeln ergrauter Pfiffikus, in alle Mysterien der Diplomatie, in alle Verhältnisse deutscher und fremder Fürstenhäuser eingeweiht, wußte von allen unserer Beobachtung preisgegebenen hohen Personen interessante Dinge zu erzählen."

„Der Abend war der Erleuchtung der Stadt, mit ihrem alterthümlichen, durch ihre Kirchen einzig merkwürdigen Prospekt gegen den Rhein hin, gewidmet. Drei Dampfschiffe waren bestimmt, die fremden Gäste aufzunehmen. Eins für den König und seine Umgebung, zwei für Vereinsdeputirte. — Ich ging zuvor noch ein Stündchen zu meinen Gespielen aus der Knabenzeit, den guten Neuwiedern. Wir waren alsbald mit unsern Erinnerungen im vorigen Jahrhundert; uralte Kindereien, Spitznamen rc. waren uns noch geläufig und die übersprungenen 45 Jahre erschienen uns wie nichts."

„Die Schilderung des Abendfestes auf dem Rhein, der wunderbaren Erleuchtung der Stadtseite, der Schiffe, der aus den Fluten emporsteigenden Feuerwerke, des zehnfachen Widerhalles der von deutzer Seite gegen die Stadt donnernden Kanonen, der Eindruck solcher zauberischen Spiele mit den Kräften der Natur, kann unmöglich mit Worten wiedergegeben werden. Kaum irgend eine andere deutsche Stadt bietet für ein solches Schauspiel die gleichen Mittel, wie hier die herrlichen architektonischen Gebilde der Stadt und der mächtige klare Rheinstrom."

Noch zwei Tage brachte Keßler im heitersten Zusammenleben mit den Dombauvereinsgliedern zu; davon den letzten in Königswinter und auf dem Drachenfels, wo man durch Fernrohre die Bewegungen des großen Feldmanövers bei Euskirchen erkennen, deutlicher aber noch den herüberschallenden Donner der Kanonen vernehmen konnte. Es war dies für ihn, als am 6. September, wieder ein herrlicher Erinnerungstag an die Schlacht von Dennewitz. Daher er nach den vielen ausgebrachten, immer wieder nur vom Dombau handelnden Toasten, auch das Wort nahm, jene Erinnerung an die Kriegsjahre mit dem Feldlager bei Eus-

Kirchen zusammenhielt, des seligen Königs gedachte, wie er in der preußischen Heeresverfassung einen unerschütterlichen Wall aufgerichtet, unter dessen Schutze die großen Werke des Friedens gedeihen mögen, und schloß: „Aber unsere Jugend, die Kraft des Volkes muß uns schirmen, sie ist es ja auch, die den Dom vollenden soll! Darum stoßen Sie an, es lebe unsere schlagfertige Landwehr, unser muthiges Heer!" —

„Wie ein wunderbarer Traum sind die festlichen Tage entschwunden", schließt die Denkschrift, „aber dergleichen Ereignisse und Thaten gehen nicht unter im Strome der Zeit, sie arbeiten und wirken in die Zukunft hinein, bewegen und treiben selbst späte Geschlechter. Bis ans Ende meiner irdischen Bahn wird die Erinnerung an die Grundsteinlegung des kölner Doms meine Seele erfreuen und den Glauben in mir stärken, daß die glücklichen Folgen desselben für Preußen, für ganz Deutschland nicht ausbleiben können."

Im Jahr 1843, während Keßler's ältester Sohn Max in England reiste, sein zweiter in Schlesien Brunnen trank, der dritte die Schweiz durchzog und seine Frau die Cur in Kreuznach brauchte, er also ungestört und ganz allein zu Hause war, vertiefte er sich denn mit Eifer und Fleiß in die Ausarbeitung seiner Denkschrift der Kriegsjahre 1813 und 14, zu welcher er inzwischen noch actenmäßige Belege aus den Archiven zu Potsdam durch seinen Freund von Bassewitz erhalten hatte, und vollendete auch das große Stück Arbeit noch vor der Rückkehr der Seinen. Während derselben schrieb er nach Kreuznach: „Die von Berlin aus sich unermeßlich mehrenden Verfügungen in Censur und Polizei, nicht minder in kirchlichen Angelegenheiten, machen das Leben immer saurer und verdrießlicher. Ueber den Jammer unseres öffentlichen Lebens tröstet mich indeß die Versenkung in die Vergangenheit durch die lang vernachlässigte Denkschrift meiner Erlebnisse während der Kriegsjahre." Auf die Mahnung von dort „doch ja nicht über die Todten die Lebendigen zu vergessen", erwidert Keßler: „Wäre ich nicht augenblicklich mit tausend Banden an meine Regierung geknüpft, ich flöge zu dir, wo du

Söhne und Geschwister so schön um dich zu versammeln meist, aber ich stehe hier fast ganz allein. Der Staat wird bei mir jetzt blos von Referendarien regiert, welche die beste Gelegenheit haben, sich auszuzeichnen; wieder zwei Räthe sind fort und der kranke Oberregierungsrath bittet um Verlängerung des Urlaubs, jedoch wegen alle deß keine Noth, wenn nur die liebe Frau gesund wieder heimkehrt und die Jungen wohl gerathen."

Nach Vollendung dieser Denkschrift schrieb Keßler noch im Herbste 1843 die kleine Abhandlung, die in Raumer's „Historischem Taschenbuch" aufgenommen wurde, „Prinz Leopold von Braunschweig." Die Gründe ihrer Entstehung sind in dem vierzehnten Abschnitt: „Schriftliche Arbeiten" angegeben. Es war Keßler'n Bedürfniß, stets etwas Außeramtliches unter die Feder zu nehmen, was ihn abzog von dem täglichen Einerlei des Actenlesens, und ihn erfrischen sollte. Der Dienst wurde ihm in mancher Beziehung sauer gemacht. Wenn er sich Arbeiter in seinem Collegium gezogen und gut eingeschult hatte und nun die Früchte seiner Anleitung zu genießen hoffte durch expedite Arbeiten, wurden die Fähigkeiten der Eingeübten höhern Ortes anerkannt und diese zu andern, meist höhern Stellen berufen. Es konnte dies eigentlich nur ehrend für seine Oberleitung gedeutet werden, doch in höherem Alter wirkte es niederschlagend und entmuthigend auf ihn und erschien ihm fast wie Absicht, seine „Musterregierung", wie sie Minister von Rochow einst nannte, nach und nach zu Grunde richten zu wollen. Im Unmuthe darüber äußerte er gegen seine berliner Correspondentin: „Die Personalien in meinem Collegium machen mir, nun auch Struensee nach Koblenz versetzt ist, den Kopf so heiß, daß ich mich nur durch den Gedanken beruhigen kann und mit demselben allmälig vertraut mache, meinen Rückzug anzutreten, wenn es so fortgeht. Sie wissen, wie alt ich bin und mein Stellvertreter im Präsidium ist noch zehn Jahre älter. In den acht Jahren meines Hierseins haben die Räthe und Dirigenten vier- bis fünfmal gewechselt. Nur die Greise bleiben sitzen. Wie kann man aber Musik machen mit einer Kapelle, deren Gliedern nie Zeit gelassen wird, sich einzuspielen,

von denen einer, sobald er sein Instrument leidlich handhabt, alsbald abberufen wird, um einen Stümper an seine Stelle zu setzen? So wird dem Präsidenten und Dirigenten der Dienst unendlich erschwert, man kann sich auf Keinen verlassen, man muß immer wieder von neuem schulen. Ich werde endlich das Schweigen brechen und dann unter die Unzufriedenen und Abgenutzten in Berlin gereiht werden. Es fehlt hier nicht an Leuten, denen die Zeit lang wird, ehe sie auf den Präsidentenstuhl rücken — sie ließen sich im Nothfalle einstweilen auch Arnsberg gefallen" u. s. w.

Im Frühjahre 1844 hatte Keßler die Freude, seinen nach Amerika steuernden Freund Raumer auf dem Zuge dahin mehre Tage bei sich zu sehen. Unendlich viel war zu besprechen. Das zu liefernde Werk über Amerika wurde ganz durchgesprochen und von Keßler im voraus censirt. Keßler war im Ganzen gegen die Reise des Freundes: aber wenn? so sollten Jahre darauf verwendet werden. Mit Staunen sah er den ältern Freund jugendmuthig dem schwankenden Element zueilen, um jenseits des Oceans die neue Welt zu durchfliegen. Er selbst fühlte sich nicht frisch genug, sich Solches bieten zu dürfen. Die vielleicht übermäßige Anstrengung im Dienste, mancher Verdruß dabei, sein stetes Streben, sich eine Art Erholung (wie erwähnt ist) durch außeramtliche, jedoch den Geist auch angreifende Arbeiten zu gewähren, hatte nach und nach auf Keßler's kräftige Natur schädlich eingewirkt. Nach einem bedenklichen Unwohlsein, was ihn auf einer Geschäftsreise überkam, kehrte er sehr leidend heim, wurde jedoch durch schnelles Einschreiten seines trefflichen Arztes Hilsmann vorm Weitergreifen der Krankheit bewahrt. Die ältesten Söhne, Beide in Köln, eilten herbei und suchten nun den Vater zu einer kissinger Brunnencur zu überreden. Allein dergleichen abhold, wehrte er sich lange dagegen, wurde aber überstimmt und trat, sich allmälig fügend, die Reise an unter bester Pflege und Ueberwachung der Seinen. In Frankfurt a. M., wo er im Kreise der Geschwister einige Tage verweilte, kam ihm sein liebster Universitätsfreund, Präsident Höpp aus Kiel, nachgereist.

Dieser hatte seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen und gedachte nun, in ungestörter Muße Deutschland, die Schweiz und Italien zu durchreisen. Er war von Arnsberg über Köln Keßler'n auf dem Fuße gefolgt, um ihn zu überreden, sich seiner Reise anzuschließen. Sehr viel lieber hätte das Keßler gethan statt des langweiligen Brunnentrinkens, wäre ihm gewiß auch eben so heilsam, wenn nicht noch ersprießlicher gewesen als der erregende Ragoczy: aber die Seinigen durften es nicht gestatten.

Die Zerstreuung des vielbesuchten Kissingen that indeß auch gute Wirkung. Es fanden sich daselbst eine Menge ausgezeichneter, im Staatsdienste gelb und grau gewordener Männer zusammen, die dort Heilung suchten, mit denen sich Keßler wenigstens aussprechen konnte. Zur Nachcur machte er noch eine erheiternde Reise nach Heidelberg, Baden-Baden und Strasburg, und kehrte dann zu seinen Acten nach Arnsberg zurück. Schon an der Regierung stieg er aus, um sich sogleich wieder in dem erwähnten endlosen Schreibwerke zu verlieren.

Als erheiternde Arbeit diente ihm jetzt die Durchsicht und Zugaben zur zweiten Auflage von „Heim's Leben", welche unter dem Titel „Der alte Heim" erscheinen sollte. Anderweit beschäftigte ihn noch die Vorbereitung zur Feier des Amtsjubiläums seines verehrten Freundes, des Oberpräsidenten von Vincke und ein gleiches seines ihm sehr liebgewordenen Oberregierungsrathes und Stellvertreters Dach. Letzteres war früher und schwang sich bei dieser Gelegenheit Keßler in voller Heiterkeit noch einmal nach langer Entwöhnung auf den Pegasus und besang seinen alten Collegen in muntern Versen, die als Toast beim Festessen benutzt wurden.

Weniger Freude bot dagegen die Aussicht auf das Jubiläum von Vincke's, für welches die verschiedenen Präsidenten der Provinz Westfalen bereits Conferenzen abgehalten und Beschlüsse über die Verherrlichung des Festes gefaßt hatten. Der verehrte Oberpräsident war plötzlich erkrankt, gleich wie Keßler auf einer Dienstreise, man wagte indeß nicht, bei dem freilich bedeutend ältern

Manne ebenso energisch durch starke Blutentziehung einzuschreiten, daher die Schlaganfälle in kurzen, wieder Hoffnung bietenden Zwischenzeiten sich wiederholten, bis das theure Leben erlosch. — Ein harter Schlag — auch für Keßler, dessen freudiges Wirken in Arnsberg lediglich mit der Freundschaft des besten, wohlwollendsten und treuesten Ehrenmannes, der sein nächster Vorgesetzter war, zusammenhing.

Herr von Vincke war den Seinen und dem um ihn trauernden Westfalen am 2. December 1844 entrissen worden. Nicht lange vorher, kurz nach Keßler's Heimkehr aus Kissingen, schrieb er an Abeken: „Ich bin es deiner treuen Liebe und Theilnahme schuldig, dir zu sagen, daß ich mich täglich mehr überzeuge, wie wohl mir die Cur gethan hat; ich mag wieder leben, arbeiten, die Gedanken stehen mir wieder zu Gebote, und es wird mir nicht schwer, sie zu ordnen und rasch und leicht hinzuwerfen. — Versuchen wir es also einstweilen noch!" Keßler dachte daher in der ersten Zeit nach dem Verluste seines „Wohlthäters" und Freundes nicht gleich an sein Ausscheiden aus dem Staatsdienste, sondern meldet Freund Abeken im Januar 1845 weiter: „Ich warte es eben in Geduld ab. Es wäre Versündigung, der eigenen Person wegen ängstlich zu sorgen, jetzt, wo dem ganzen Vaterlande unheilverkündende Zeichen sich von allen Seiten mehren, man nirgend eine Kraft zu binden und zu lenken gewahrt, allenthalben nur innere Gährung, Auflösung und Fäulniß sieht."

Keßler glaubte die Entscheidung von Vincke's Nachfolger um so ruhiger abwarten zu können, als er kurz nach dem Erkranken des Oberpräsidenten Gelegenheit hatte, den ihm befreundeten und von ihm verehrten Minister Flottwell auf dessen Rundreise in Hamm und Soest zu sprechen, wo er ihn ersuchen konnte, „daß, wenn einer der jungen Leute der jetzt zumeist beliebten Farbe zu Vincke's Nachfolger gewählt würde, er ihm zu einem anständigen Rückzuge behülflich sein möchte." Der Minister meldet ihm nun im Januar: „daß er bemüht gewesen, des Königs Wahl auf ihn (Keßler) zu lenken, was ihm aber nicht gelungen sei, daß der König versichert habe, ihn sehr hoch zu schätzen, ihn

aber nicht zum Oberpräsidenten machen wolle, da er schon einen Andern in petto habe, aber ebensowenig das Ausscheiden aus seinem gegenwärtigen Amte, für welches er ihn vorzugsweise geeignet hielt, gestatten werde."

So wenig Keßler den Wunsch hegte, noch die Idee gehabt, selbst Oberpräsident werden zu wollen, sondern jener Vorschlag nur aus dem Wohlwollen des Ministers für ihn allein entsprungen sein mag, und so sicher er von diesem zu vernehmen hoffte, daß ein älterer ihm werther Mann, vielleicht der damalige Minister von Bodelschwingh, von dem gesagt wurde, daß er gern aus dem Ministerium auszutreten wünsche, als Nachfolger von Vincke's genannt werden möchte, so war es Keßler'n nach Empfang der freundlichen Benachrichtigung durch Flottwell doch keinen Augenblick mehr zweifelhaft, daß er um seinen Abschied einkommen dürfe. Zu einem solchen Gesuche unter zu erwartender Pension war er nach der Zahl seiner Dienstjahre, indem Kriegsjahre als doppelte gerechnet zu werden pflegen, vollkommen berechtigt.

Das Gemüth eines sich noch in frischer Arbeitskraft fühlenden Mannes, der bis da Zweck und Freude seines Daseins nur in dem eifrigen Betriebe seines Berufs erkannte, trifft ein harter Stoß, wenn er sich zu der Ueberzeugung getrieben fühlt, den Entschluß fassen zu müssen, die Hand abzuziehen von der mit Liebe gepflegten Werkstatt und fortan nichts mehr sein, nichts mehr scheinen zu wollen vor der Welt als ein müßiger, stummer Zuschauer.

Es läßt sich leicht ermessen, wie sehr Keßler's ganzes Innere in Bewegung war, als er diesen Entschluß faßte, noch mehr aber, als er Hand anlegte, ihn auszusprechen. Durch eine vor dem Könige klar und offen dargelegte Auseinandersetzung seiner ganzen geschäftlichen Laufbahn, mit allen Vor- und Rückschritten auf derselben, hoffte er seinen Schritt rechtfertigen zu können, zugleich aber auch zu beweisen, wie treu und unverdrossen er stets dem königlichen Hause angehangen und dem Staate gedient habe,

worauf er dann seine Hoffnung gründe, eine Pension zu erhalten, die es ihm möglich mache, seine drei noch unversorgten Söhne auch ferner zu unterhalten und theilweise noch auszubilden, ohne selbst zu bitter darunter zu leiden, da es ihm seine Lebens- und Dienstverhältnisse nie gestattet haben, für spätere Zeiten Schätze zu sammeln.

Diese Eingabe, welche er aufsetzte und dreimal selbst abzuschreiben beabsichtigte, um sie auch den verschiedenen Ministern zur Befürwortung bei seiner Majestät mittheilen zu können, hatte durch die scharfe Erinnerung an alle durchlebten Verhältnisse sein ganzes Wesen auf das höchste erregt. Er hatte bis über die Mitternachtstunde hinaus daran gearbeitet und nach kurzer nächtlicher Ruhe am Morgen mit Abschreiben fortgefahren. Eine abzuhaltende Sitzung unterbrach ihn darin, doch sollte nach Tische gleich daran weitergeschrieben werden. In gerechter Besorgniß, daß dieses anhaltende Vertiefen in eine widerwärtige Angelegenheit seiner Gesundheit nachtheilig werden möchte, schlug ihm seine Frau vor, sie auf dem in der Nacht frischgefallenen Schnee zuvor ein Stündchen im Schlitten zu fahren. — Die Pferde hatten mehre Tage gestanden, sie wurden durch das Klingeln der Schellen, das unvorsichtige Knallen des Kutschers hinten auf dem Schlitten scheu und gingen gleich beim Ausfahren aus dem Hofraume durch. Auf dem Platze vor der Regierung vermehrte der ungewohnte Anblick von großen Wagen mit wilden Thieren, das Geschrei der Papageien und Affen die Tollheit der scheuen Pferde. In wilder Flucht ging es zur Stadt hinaus, die Anhöhe hinan, wo auf dem schmalen Wege zwischen hohen Felsen und der Mauer, die gegen den Fluß schützt, sich zwei große Postwagen hinbewegten.

Es blieb voraussichtlich die schwankende Entscheidung, ob die Köpfe der Fahrenden am Felsen, am Postwagen oder an der Mauer zerschellen würden, denn an Lenken oder Aufhalten der Pferde war trotz Keßler's angestrengtester Kraft nicht zu denken.

Haarscharf ging es glücklich durch zwischen Mauer und Postwagen, deren Gespann bereits auch durch das nacheilende Schlit-

tengeklingel, das Schnauben und Toben der Rosse in einer Art Flucht waren und schien soweit Alles mit der furchtbaren Angst von Menschen und Thieren abgemacht zu sein, denn die Pferde standen nun aus eigenem Antrieb still, selbst zitternd und bebend, die zerrissenen Stränge und Decken vom Kutscher wieder in Ordnung bringen zu lassen. Die lautlose Ruhe und Fassung, mit welcher Keßler während des ganzen Ereignisses sich verhielt, hatte indeß seine innern Kräfte des Körpers und Geistes so ergriffen, daß er wenige Stunden nach der Rückkunft in eine Art Bewußtlosigkeit verfiel, die einen sehr traurigen Ausgang befürchten ließ. Der Arzt war indeß mit thätiger und umsichtiger Hülfe gleich wieder bei der Hand und es gelang ihm, den theuren Mann zu erhalten. Der erste klare Gedanke, den der Kranke am dritten Tage wieder fassen konnte, war — die Eingabe an den König. — Er fühlte, nun habe er das vollste Recht, seinen Abschied zu fodern. Der herbeigeeilte Sohn Max mußte zur Beruhigung des Vaters die Schrift am 12. Februar absenden und gleichzeitig den Minister Flottwell von dem leidenden Zustande seines Vaters benachrichtigen. Schon am 18. schreibt Keßler wieder an Abeken was vorgefallen und was er gethan, und fährt dann fort: „Nachdem die desfallsigen Aufgaben gelöst sind, bin ich um Vieles ruhiger, auch wirklich in der Genesung vorgeschritten. Wir harren nun in Geduld auf Entscheidung aus Berlin, welche lange ausbleiben kann. Unterdessen kann man gemächlich erwägen, an welchem Orte man sein Plätzchen wählen will, um daselbst die letzte Ruhestätte zu suchen.“ Drei Tage später schreibt er der Schwägerin: „Mein neuester Krankheitsanfall hat mich in der Ueberzeugung befestigt, daß ich zur Fortsetzung des Kampfes auf der Staatslaufbahn nicht mehr tauge. Gern spielte ich aber mein finale bei dem hiesigen Collegium rein aus und übernähme sogleich meine sämmtlichen Arbeiten wieder: allein Mutter und Sohn rufen mir zu: «Geduld, Geduld!» Was diese beiden Lieben bisher an mir gethan und wie sie es gethan haben, kann nur empfunden, kaum erkannt, noch beschrieben werden.“ Im März traf die Benachrichtigung aus Berlin

ein: „Des Königs Majestät habe auf die eingereichte Vorstellung gutachtlichen Bericht gefodert und bis zu dessen Eingange die Allerhöchste Entscheidung auszusetzen geruht." — Es schien schwer zu halten, den König zu überzeugen, daß Keßler krank und gleichsam dienstunfähig geworden, da die klare, umfassende, dabei schön und sicher geschriebene Eingabe von der vollkommensten körperlichen und geistigen Gesundheit zeugte. Es wurde zu Keßler's Verwandten in Berlin geschickt, welche leider die traurige Folge der unglücklichen Schlittenfahrt bestätigen mußten. Indeß noch bevor die Entlassung eintraf, hatte Keßler längst den Sitz auf seinem Präsidentenstuhle wieder eingenommen und regierte mit alter gewohnter Kraft und Energie; nur hatten seine Augen gelitten, besonders bezüglich auf Zahlenwesen, daher ihm die allmonatlichen Cassenrevisionen äußerst schwer wurden und es ihm eine große Beruhigung war, die trefflichsten, treuesten Kassenbeamten der Welt bei seiner Regierung zu haben. Am 24. April erhielt Keßler folgende Cabinetsordre:

„Da der geschwächte Zustand Ihrer Gesundheit Sie zu Meinem Bedauern verhindert, länger in Meinen Diensten zu bleiben, so habe ich, Ihrem Antrage vom 27. Januar d. J. entsprechend, Ihre Entlassung mit Pension genehmigt und Ihnen zum Beweise Meiner besondern Zufriedenheit mit Ihrer langjährigen Wirksamkeit den Charakter als Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädicat Excellenz beigelegt. Das diese Begnadigung enthaltende Dimissoriale wird Ihnen durch die Minister des Innern und der Finanzen zugehen.

Berlin, den 18. April 1845.

Friedrich Wilhelm."

Dem theilnehmenden Freunde Abeken theilt Keßler die empfangene Gnade gleich abschriftlich mit und fügt hinzu: „Die Excellenz könnte ich in mancher Beziehung lästig und kostspielig finden, indeß ist mir der, ohne meinen entferntesten Anspruch gewährte Beweis königlicher Huld beim Scheiden ein großer mit

dem aufrichtigsten Danke empfundener Trost. In Beziehung auf meinen Schwager v. G. und die wunderbar durch unser Leben ziehende Uebereinstimmung der Schicksale ist es ergreifend, daß seine Entlassung gleichfalls vom 18. d. M. datirt ist. — Unsere Doppelgängerei verdiente wirklich eine poetische Behandlung. So denke ich denn, es wird zwischen ihm und mir keines weitern Gelübdes bedürfen, daß wir treubrüderlich aneinanderhalten, bis der Vorangehende mit dem Troste von hinnen scheidet, daß der Zurückbleibende den trauernden Angehörigen ein treuer, väterlicher Beistand bleibe."

Wohin nun sich wenden mit der Last des müßigen Lebens? ob nach Osten oder Westen? war die Frage. Die mehr als je besorgte Gattin wünschte ihren theuren Keßler in ländlicher Umgebung, in seiner Natur wohlthuender Freiheit, fern von allen aufregenden Einflüssen einer großen Stadt zu erhalten, irgendwo an den Ufern des Rheins, wo das Leben noch ein Genuß, eine Lust ist, und wo auch die Söhne halb heimisch waren. Keßler's Verlangen ging natürlich nach Berlin zu den Freunden und Allem, was ihm in der Erinnerung aus seiner besten Lebenszeit vorleuchtete. In einem Familienrathe zu Köln bei den Söhnen wurde für des Vaters Ansicht gestimmt und sofort beschlossen, Hab und Gut zu veräußern und dadurch erleichtert zur Uebersiedelung zu schreiten. Am 21. Juni schreibt Keßler an Abeken: „Wir sympathisiren ganz, wenn du bei meinem Abzuge aus Arnsberg Abschied von mir nehmen zu müssen glaubst. Mir war bei der allmäligen Auflösung meines Hausstandes, welchen ich als den Höhepunkt meines äußern irdischen Daseins zu betrachten gewohnt war, zu Muthe, als ob ich die Zurüstungen zur Bestattung meines eigenen Leichnams mit ansähe. Ein Vorgesicht, wie sie es hier zu Lande nennen."

Am 27. Juni, nach der letzten Plenarsitzung, nahm Keßler Abschied von dem versammelten Collegium und den folgenden Tag von dem ganzen Regierungsbezirke, indem er in das Amtsblatt der königlichen Regierung Folgendes einrücken ließ:

„Im Begriff, mein bisher bekleidetes Amt niederzulegen,

fühle ich das Bedürfniß, sämmtlichen Behörden und einzelnen Beamten, ja der Gesammtheit der Einwohner des hiesigen Bezirks, Allen und Jedem meinen innigen und herzlichen Dank auszudrücken für die mir von ihnen zu Theil gewordenen vielfachen Beweise des Vertrauens und Wohlwollens, welche für den Rest meines Lebens mir die wohlthuendste Erinnerung, den schönsten Lohn gewähren für meinen allezeit redlichen Willen, zum Wohle und Gedeihen des Landes nach Kräften beizutragen. Gott lasse den reichen Samen, welcher im Schoose des Regierungsbezirks Arnsberg ruht, unter der weisen und gerechten Regierung unseres Königs tausendfältige Frucht tragen. Dies aus voller Seele wünschend" u. s. w.

Keßler's Abschied vom Regierungscollegium erwidernd, kam dieses in feierlichem Zuge und überreichte ihm als Andenken ein von Happel zu Düsseldorf trefflich aufgefaßtes Gemälde, Arnsberg in der Abendbeleuchtung. Abschiedsmahle und andere Festlichkeiten mußten in dringender Sorge um den Gesundheitszustand des Scheidenden verbeten werden; auch dieser Beweis treuer Anhänglichkeit ergriff ihn schon fast zu sehr. Mehr noch am Abend ein Fackelzug, wie ihn Arnsberg noch nie gesehen hatte, da alle Stände, vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab, Theil daran nahmen und wegen der Nähe und des Strahlens des Lichtglanzes fast jeder Einzelne zu erkennen war. Keßler sprach tief gerührt, aber dennoch mit Kraft zu der Menge seinen Dank aus. Nach dem Fackelzuge brachte die Liedertafel, deren heitern Gesängen er stets gern beiwohnte, noch ein Ständchen. Das Gymnasium und dessen Lehrercollegium überreichte ihm ein Abschiedscarmen. Auch der Kriegerverein eine Adresse und Scheidegruß. Die Subalternen der Regierung halten sich sein Bild lithographiren lassen, um es unter sich zu vertheilen und überreichten ihm einen Abdruck davon. Kurz, Alles bestrebte sich, ihm noch Dank und Liebe zu erweisen, sodaß es fast zu viel des Erregenden wurde für das ohnehin tiefbewegte Gemüth des Gefeierten.

Am 28. Juni verließ Keßler Arnsberg. Am 30. las man in der Kölnischen Zeitung: „Arnsberg, den 28. Juni. Heute ver-

ließ uns unser bisheriger Regierungspräsident, zum Wirkl. Geh. Rath ernannt, Herr Keßler. Seine geschwächte Gesundheit und der Verlust seines Freundes und Vorgesetzten, des seligen Oberpräsidenten von Vincke, hatten ihn bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Der Regierungsbezirk verliert viel an ihm. Er war ein Kraft- und Kernmann, der durch die Feuerprobe 1813, wo er Hauptmann war, hindurchgegangen, der wohl wußte, was das eigentlich erhaltende Lebenselement unseres Staates sei, was erfoderlich, um ihn seiner hohen Stellung fortwährend mehr entgegenzuführen. Ein besonnener Fortschritt war sein System. — Als Präsident leistete er viel, er drang in die Sache selbst ein, war geborener Co-Decernent in allen Dingen und konnte so freilich den Berathungen mit Erfolg präsidiren. Wer viel leistet, kann auch viel verlangen, und es wurde ihm gern gewährt" u. s. w.

Nach allen diesen Vorgängen, dazu nach einem beschwerlichen über den Kamm des Gebirgs genommenen Wege zur Reise nach Kissingen, war es nicht zu verwundern, daß Keßler sehr leidend dort ankam; doch der erregende Brunnen gab neuen Muth und Lebensfrische. Steter Arbeit gewohnt, sann er darauf, wie sich nun solche schaffen. Seiner glücklichen Hand und Feder sich bewußt, fand er Trost und Beruhigung in dem Plane, Biographien würdiger Menschen, denen er im Leben näher gestanden, zu schreiben. Zunächst galt dieser seinem Jugendgenossen, dem Prinzen Victor zu Wied, dem früh im Kampfe gegen den Feind gefallenen jungen Helden, zu welchem Zwecke sich Keßler von dessen noch lebenden Brüdern die nöthigen von ihm und über ihn vorhandenen Papiere nach Berlin zu senden erbat, und durch die Güte der Prinzen auch erhielt. Nach vollendeter Cur ging Keßler unter Begleitung der Seinen über Meiningen (auch Herpf) nach Koburg, brachte beruhigende angenehme Tage unter Freunden zu, ebenso in Saalfeld und Pöseneck bei Geschwistern. In Leipzig verabredete Keßler mit Brockhaus, daß, so viel er schreiben, dieser gern annehmen und drucken würde. Der verhängnißvolle 6. September führte ihn mit allen Erinnerungen über die Schlacht-

felder von Dennewitz (was ihn sehr bewegte) nach Berlin, woselbst er nach kurzer Zeit wieder zu einer behaglichen Häuslichkeit gelangte. Dem Kreise der Freunde, der Verwandten wiedergegeben zu sein, beglückte ihn sehr, und er pries, wie früher, mit Begeisterung das „unsterbliche Institut des Freitags." Andern ältern Freunden, von Bassewitz, Beuth, Lichtenstein u. s. w. widmete er manche Abendstunden, auch seinen Kissinger Leidens- und Curgenossen, Minister von Bülow, besuchte er öfter, wo er sich dann der Unterredung mit Alexander von Humboldt, dem Oheim des Hauses, erfreute, dessen eben erschienenes Werk „Kosmos", er schon in Kissingen mit Aufmerksamkeit studirt hatte. Auch besuchte er Raumer's Vorlesungen. Ueber dergleichen schreibt er am 5. Januar 1846 an Abeken:

„Mit meinem Abschiedsgenossen Beuth, welcher bei Böckh Archäologie hört, habe ich mich ebenfalls wieder unter die Studenten gemischt, Raumer's Vorlesungen über Staatsrecht besuchend, und vergleichend, wie er den Gegenstand gegenwärtig behandelt, nachdem ich 1827 in demselben Collegium sein erster Zuhörer war. Auch wohnte ich den von Raumer und Lichtenstein gestifteten wissenschaftlichen Vorlesungen im Saale der Singakademie bei, wo der strenge Mathematiker Jacobi, der gefeierte Lehrer meines Sohnes, einen Vortrag hielt. — Ich konnte nicht bergen, mit großer Genugthuung zugehört und zugleich die abermalige Erfahrung gesammelt zu haben, daß mir selbst die Ruhe in unserer Hauptstadt, sich allmälig ersprießlicher bewähren werde als an jedem anderen Orte."

Am 19. Februar schreibt Keßler wieder sehr heiter an den Freund:

„Viel schreiben ist verpönt vor den Augen meiner sorglichen Pflegerin" beginnt er, bringt aber doch einen langen schönen Brief zu Stande, schildert genau und humoristisch die alten Freunde des „Freitags" und ihre neuesten Leistungen, einen nach dem andern, sich selbst voran. Berichtet über die nach

Berlin berufene Synode, über Luther's Todtenfeier und mehres Andere und schließt am 23. mit der dringenden Bitte, daß der Freund doch zu ihm kommen möchte.

Die mancherlei selbst erfreulichen Anregungen wirkten indeß, wie es schien, nachtheilig auf Keßler's Gesundheit, denn am 4. März erreichte ihn abermals ein sorgenerregender Krankheitsanfall, der zwar gemildert wurde durch Blutentziehung, aber eben schon dadurch nach und nach die Lebensfähigkeit des kräftigen Mannes untergrub. Nachdem er sich wieder erhob und abermals mit Freude das neugeschenkte Leben begrüßen wollte, betrübte ihn die Bemerkung sehr, daß wol der Geist in seinem Wollen noch frische Schwingen trage, aber beim Vollbringen an der Last des Irdischen kranke. Das Licht seiner Augen schwindelte — wie er sich ausdrückte — so, daß er nicht mehr mit Sicherheit schreiben, noch beim Lesen die nächstfolgende Zeile gleich finden konnte, sondern nun lediglich auf Beistand und Leitung der Seinen angewiesen war. Vom frühen Morgen an bis zum späten Abend ließ er sich vorlesen, um das Drückende seines Daseins durch fremde Gedanken zu übertäuben. Mit Vergnügen hörte er Goethe's Schriften an, und brach oft in Begeisterung aus „wie jedes Wort von diesem eine Wonne zu vernehmen sei.“ Auch gesammelte Briefe seiner treuesten Freunde ließ er sich vorlesen. Bei gutem Wetter brachte er die meisten Stunden des Tages im Freien zu, denn die Natur hatte noch immer großen Reiz für ihn, und ganz befriedigt und erfreut war er, wenn in einem Garten, wo er keinen Schaden nehmen konnte, ihm gestattet wurde, allein sich zu ergehen. Das Gefühl und Bedürfniß der Freiheit beseelte ihn bis zum letzten Augenblicke seines Daseins, bis sein Geist der ewigen Freiheit theilhaftig wurde.

Die Weichheit seines edlen Gemüths hatte in dem letzten Jahre seiner irdischen Prüfung Besitz seines ganzen Wesens genommen. Mit innigem Danke umfaßte er Alle, die ihm irgend Gutes erwiesen oder je erzeigt hatten. Seine Rede floß stets über in Lobpreisung der Seinen. Mitte Mai, als nach einem

abermals eingetretenen Schlaganfalle ihm die Sprache schwer wurde, breitete er die Hände segnend über die Seinen aus und gab seinen Dank und Liebe gegen sie dadurch zu erkennen, daß er die ihrigen küßte. Im tiefsten Schmerze umgaben ihn während des langen und schweren Kampfes Gattin und Sohn mit den treuen Dienern, bis am 18. Mai 1846 in der Mittagsstunde seine Seele zum Frieden und ewigen Lohne einging.

Vierzehnter Abschnitt.

Anhang.

Schriftliche Arbeiten.

Indem wir ein Verzeichniß von Keßler's schriftlichen Arbeiten nach der Reihenfolge ihrer Entstehung, sowol der gedruckten als der unveröffentlicht gebliebenen, hier anführen, geben wir zum Theil die Gründe ihrer Entstehung, soweit sie uns bekannt sind, an.

1) Tischgespräch eines Landraths im barnimer Kreis. 1803. Ungedruckt. Erstes Debut im Kreise der Freitagsfreunde.
2) Ende gut, Alles gut, von Shakspeare, übersetzt von G. W. Keßler. Berlin, Hitzig. 1809.
3) Cymbeline, von Shakspeare, übersetzt von G. W. Keßler. Berlin, Hitzig. 1809.
4) Viel Lärm um Nichts, von Shakspeare, übersetzt von G. W. Keßler. Berlin, Hitzig. 1809.
5) Briefe auf einer Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien im Sommer 1808, von G. W. Keßler. Leipzig, Saalfeld. 1810.

6) Richard III., von Shakspeare, übersetzt von G. W. Keßler, ungedruckt geblieben.

7) Die Einführung einer ständischen Verfassung. Münster, 1818, unveröffentlicht. Zu den Acten.

   Diese Abhandlung wurde von dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg von ihm verlangt, für den er sie ausarbeitete.

8) Nachrichten von dem Leben des königlichen Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft, Ernst Ludwig Heim, gesammelt zur Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums, den 15. April 1822. Berlin, A. Schade.

9) Gesetze über Anstellung der Forstbeamten. 1827. Unveröffentlicht, zu den Acten.

10) Ueber Gestütewesen zur Hebung der Pferdezucht in der preußischen Monarchie. 1829. Unveröffentlicht, zu den Acten.

11) Ertragsfähigkeit des Bodens, in drei Abschnitten, davon die beiden ersten gedruckt in Ranke's Zeitschrift für Geschichte und Politik.

12) Leben des königlich preußischen Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim, aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern. Herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler, königlich preußischem wirklichen Geh. Ober-Finanzrathe. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1835.

13) Erhaltung der Wälder und Holzmangel. Gedruckt im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger Nr. 53 und 54. Später noch einmal als einzelne Ausgabe gedruckt auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Vincke, mit dem Vorwort von ihm:

   „Die nachfolgende Abhandlung verdient als ein rechtes Wort zur Zeit auch für die Provinz Westfalen so sehr die allgemeine Erwägung und Beherzigung, daß von mir ein besonderer Abdruck derselben, mit Zustimmung des ehrenwerthen Verfassers,

Herrn Regierungspräsidenten Keßler in Arnsberg, zur Förderung einer ausgedehntern Verbreitung als Handschrift veranlaßt worden ist.

Münster, den 2. September 1839.

Vincke.

14) Promemoria über die lateinische Sprache in den Schulen, 1840, für Minister von Altenstein. Unveröffentlicht, zu den Acten.

Veranlassung dazu war, daß auf den von einem Pädagogen (Lorinser) erregten Tadel in Betreff der Gymnasialerziehung, des Königs Majestät veranlaßt wurde, von dem Cultusminister von Altenstein einen Bericht zu fodern, wie das Alterthümliche mit den neuern Anfoderungen der Zeit in Betreff der Schulbildung besser in Einklang zu bringen sei. Der Minister hatte auf sein aus Actengebirgen gezogenes juste milieu, beziehentlich Vorschläge, Allerhöchst die Weisung erhalten: „Es scheine doch noch zu viel Zeit und Kraft den lateinischen Exercitien und Sprachübungen gewidmet zu werden, er möge hierüber noch im Vertrauen nicht Schuldirectoren und Philologen, sondern urtheilsfähige praktische Geschäftsmänner fragen.“ Für einen solchen erkannte und erklärte der alte Chef Keßler'n und verlangte von ihm das entscheidende Urtheil.

15) Gedenkschrift über die Kriegsjahre 1813 und 1814, ein Andenken für meine Söhne. 1843. Zwei Bände. Ungedruckt geblieben.

16) Prinz Leopold von Braunschweig. Aufgenommen in Friedrich von Raumer's Historisches Taschenbuch. 1844. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Veröffentlichung dieser Geschichte, wie sie Keßler in ihrem klaren und wahren Zusammenhange niederschrieb, wurde dadurch veranlaßt, daß, als er sie einmal in einer Gesellschaft erzählte, Jemand von der-

selben behauptete, sie sei ganz unrichtig, da die Section des ertrunkenen Prinzen ergeben habe, daß er Menschen habe retten wollen. Um diese lächerliche Behauptung zu weiterer Erklärung herauszufodern, ließ er seine Erzählung drucken, unter gemeinsamer Zustimmung der Freitagsfreunde.

17) Ueber Pauperismus, März 1844, ungedruckt geblieben.

Die allgemeine Klage in damaliger Zeit über Verarmung des Volks und die gefürchteten Folgen derselben für alle Nationen, veranlaßte Keßler'n, diesen Gegenstand zu einer Abhandlung zu wählen, zum Vortrage in seinem gestifteten Zwölf-Männerverein in Arnsberg.

18) Der alte Heim, dessen Leben und Wirken.

Zweite vermehrte Auflage von Heim's Leben, welches unter Nr. 12 angeführt ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

